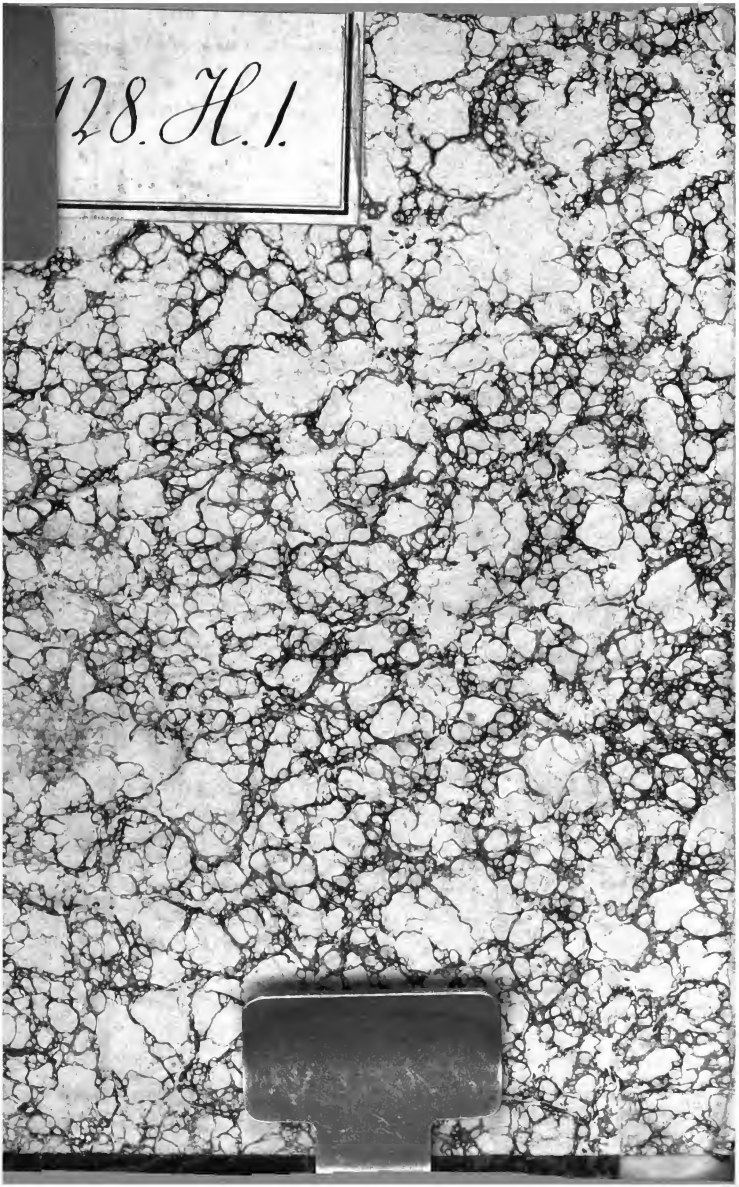
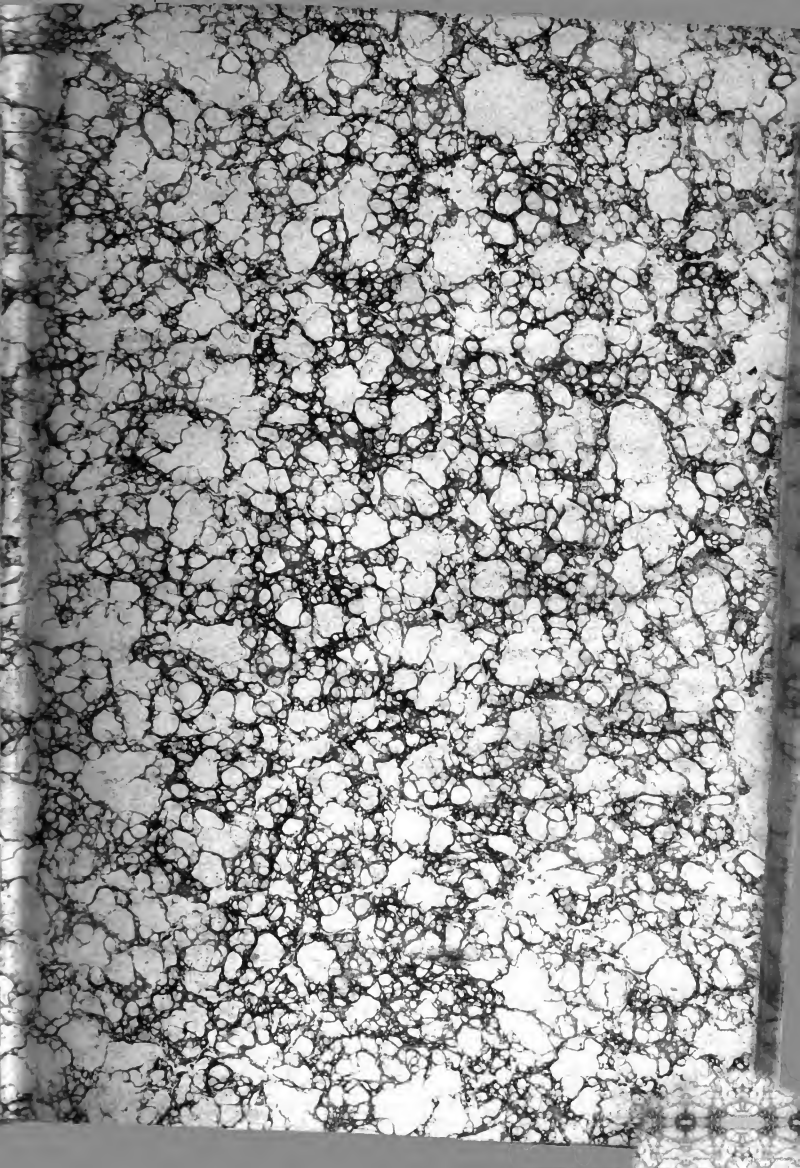
NATIONALBIBLIOTHEK
IN WIEN
133577-A
ALT-


128. H. 1.



Der Held von Garika.

Roman aus den Ländern des Kaukasus

von

Adolf Mützelburg.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

133577-A
1Pos. 1-3

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

I.

Sinope.

Hoch ging die See. Von Nordoſt her ſauſend, ſchien der Sturm das kleine Küſtenboot zerdrücken zu wollen, das ſich ihm, in ſeinen Planken ſtöhnend, entgegenſtemmte und lavirend weiter und weiter in die dunkelgrünen, von weißem Schaum überſpritzten Wellen eindrang. Wie knarrten die ſchwanken Maſten, wie flatterten und klapperten die Taue! Wie hohl und dumpf ſeufzte der Wind in dem naſſen Segeltuche, dem er dienſtbar werden mußte durch die Geſchicklichkeit des türkiſchen Steuermanns, der ernſt und ſchweigend am Ruder ſaß! Tief auf die rechte Seite geneigt, oft mit dem Segel die Spitzen der Wellen ſtreifend, dann ſich wieder hebend, arbeitete das Boot ſich durch die ſchaumüberzogene, raſtlos rauſchende Flutenwelt. Grau und ſchwer lag der Himmel über dem Getoſe der Wogen, kalter Regen ſprühte nieder, Nebel verdeckte die Fernſicht.

„Sehr ſchönes Wetter! Echtes Wetter, Sir!“

ſagte ein Mann mit einem rothen, breiten Geſicht, gelblichweißem Backenbart und im engliſchen Matroſenanzuge zu einem jungen Manne, mit dem er auf einem Bret vor der Thür der niedrigen Kajüte ſaß.

„Ja, Johnny, ſchönes Wetter!“ antwortete der junge Mann in engliſcher Sprache, und ſein gedankenvolles Geſicht zeigte, daß er kaum wußte, was der Andere geſprochen. Dann aber richtete er ſich ein wenig auf, blickte um ſich und rief einen Bootsmann, der auf das Segel achtete, auf Türkiſch an:

„Wir müſſen doch bald dort ſein? Lugt Ihr auch tüchtig aus? Könnt Ihr das Ufer erkennen?“

„Noch eine halbe Stunde, wenn's gut geht, Herr!“ antwortete der Türke. „Es iſt ſchlechtes Wetter!“

Der junge Mann hüllte ſich feſter in die dichte Decke von dunklem Wollenſtoff, die ihn vor dem Regen und vor der Kälte ſchützte — denn es war der letzte Novembertag — ließ ſeinen Blick über das ſchäumende Meer gleiten und verſank wieder in ſein unruhiges Nachdenken. Er ſah bleich aus, und die dunkle Decke, die er bis hoch hinauf gezogen, ſowie die feſartige Kopfbedeckung, die jedoch dunkelbraun, nicht roth war, hoben dieſe Bläſſe noch mehr hervor. Daß er kein Engländer ſei, ließ ſich auf den erſten Blick erkennen, obwohl er mit dem Matroſen engliſch geſprochen. Die Bläſſe ſeines

Gesichts war keine nordische; sie war angehaucht von einem leichten gelblichen Schimmer, den nur der Süden kennt. Auch zeigten die Brauen, das lange, vom Regen feuchte Haar und der Schnurrbart, der sich lang, schmal und glänzend bis zur Wange hinaufzog, das reine und tiefe Schwarz des Orients. Dieses Schwarz dämpfte auch den gelblichen Anhauch des Gesichts und ließ es fast mädchenhaft zart erscheinen, ja, unter diesen dunklen Brauen leuchteten selbst die Augen, obschon vom reinsten Braun, in einem hellern Glanze. Orientalisch war auch die schmale Stirn mit den scharf abfallenden Schläfen, die gebogene, schmale Nase, der feingeschnittene Mund; aber es ließ sich doch nicht leicht erkennen, welchem Volke des Orients der junge, vielleicht fünfundzwanzigjährige Mann angehörte. Der Schnitt des Gesichts, die etwas längliche Form der klaren Augen, der Bau des Kopfes trugen den edelsten Charakter. Man hätte einen vornehmen Perser oder einen Circassier in ihm vermuthen können.

Auch der Ausdruck seiner Züge zeigte nicht das Lässige, Phlegmatische, was den eigentlichen Türken verräth; er war lebhafter, intelligenter, wechselvoller. Ein Türke würde die Ungeduld, die Erwartung und die Sehnsucht, auch wenn er sie gefühlt, unter der Maske der Gleichgültigkeit verborgen haben; die Züge des jungen Mannes aber spiegelten deutlich wieder, was in ihm

vorging. Eine verzehrende Unruhe ſchien ihn zu quälen; man ſah es deutlich, daß er ſich Gewalt anthat, um ruhig zu bleiben, daß nur die Nothwendigkeit ihn auf ſeinem Platze feſthielt. Und in der That hätte jede vorſchnelle und unüberlegte Bewegung dem kleinen Boote Gefahr bringen können, das muthig gegen den ſcharfen Nordoſtwind des Schwarzen Meeres kämpfte.

Wie vollkommen ruhig, ein Bild der glücklichſten Zufriedenheit, ſaß dagegen Johnny neben ihm! Wie heiter blickte das Auge des wohl fünfzigjährigen Matroſen in das weiße Schaumgetümmel! Wie angenagelt ſaß er da mit ſeiner vierſchrötigen Geſtalt, die breiten Hände auf die noch breitern Kniee geſtützt, das leibhaftige Bild einer echten, luſtigen engliſchen Theerjacke! Faſt war es, als ob ſein Gewicht allein das Boot auf die Seite neige, und als ob er es wiſſe und ſein Möglichſtes thue, es niederzuhalten. Die hellen blauen Augen leuchteten von Zufriedenheit und Wohlbehagen. Ein Sturmvogel flog mit ſchrillem Schrei dicht über das Boot hin.

„Aha, auch da, alter Freund?“ ſagte Johnny, mit der Zunge ſchnalzend. „'s iſt doch gerade wie im Kanal, Mr. George! Da ſind wohl auch Möven?“

Und als er dabei den jungen Mann anblickte, ſchien ihm die Bläſſe deſſelben aufzufallen. Er ſuchte ruhig und ohne ſich umzuwenden hinter ſich mit der Hand

und zog eine große, mit Stroh umflochtene Flasche hervor.

„Hier Mr. George!“ sagte er. „Einen tüchtigen Schluck! Sie sehen blaß aus! Scharfer Wind!“

„Es ist nicht Wind und Wetter, Johnny,“ antwortete der junge Mann, und man hörte jetzt an seinem Accent, daß er kein geborener Engländer sei, obgleich er das Englische vollkommen fließend sprach, „es ist die Unruhe, die Ungeduld! Ich danke, Johnny.“

Er lehnte die Flasche mit einer leichten Bewegung ab. Johnny hielt sie ihm noch eine Sekunde lang hin, als erwarte er, der junge Mann werde sich eines Bessern besinnen. Dann nahm er selbst resolut einen tüchtigen Zug und sagte fest und bestimmt: „Hält Leib und Seele zusammen!“

„Ob sie da sein mögen, ob sie angekommen sind, Johnny?“ sagte George leise und unsicher.

„Wer, Mr. George?“ fragte Johnny, der aufmerksam eine heranrauschende Welle beobachtete.

„Nun, Mr. Hywell und Miß Mary“, antwortete George.

Die Antwort Johnny's wurde auf eine Minute unterbrochen; er rieb sich Schaum und Wasser aus dem Gesicht, denn die Welle war über das Boot fortgerollt und hätte die Beiden fast fortgespült.

„Ganz gut gemacht!“ brummte Johnny mit einem Blick auf den türkiſchen Steuermann, der durch eine geſchickte Bewegung den Stoß der Welle gebrochen. „Verſtehen's beſſer, als ich dachte! Mr. Hywell, meinen Sie, und Miß Mary? Gewiß ſind die angekommen. Was ſoll denen paſſiren?“

„Johnny, ich bin in Todesangſt!“ ſagte der junge Mann mit einem tiefen Athemzuge. „Es hat ſich Alles ſeit der Abreiſe ſo verändert. Perſien hat Truppen aufgeboten, um den Ruſſen zu helfen; die Kurden haben ſich bewaffnet — es iſt räuberiſches Geſindel — man kann nicht wiſſen, was geſchehen iſt! Bis vor kurzem dachte ich noch wie Du: was könnte Miß Ma — Mr. Hywell widerfahren? Aber ſeit einigen Wochen iſt mir bange geworden! Die unglückliche Idee, auf dem Landwege von Oſtindien zurückzukehren!“

„Hat nichts zu ſagen, junger Herr! Mr. Hywell kommt überall durch!“ ſagte Johnny gleichmüthig. „Hier in Sinope — ſo heißt ja wohl das Ding — ſollten wir Nachricht erhalten?“

„Oder Mr. Hywell und Miß Mary ſelbſt finden“, antwortete George. „Ach, wie langweilig iſt dieſe Fahrt, wie albern dieſer Nordoſt! Und wenn man wenigſtens um ſich ſehen könnte!“

Die Worte, welche ſich die drei türkiſchen Boots-

leute mit lauter Stimme zuriefen, ließen das Geſpräch George's und Johnny's ſtocken. Das Boot ſchien in Gefahr geweſen zu ſein. George verſtand genug Türkiſch, um zu hören, daß ſie ſich gegenſeitig Vorwürfe machten; jetzt aber ſchien die Gefahr vorüber. Es handelte ſich darum, die Spitze der Halbinſel zu umkreiſen, auf deren ſchmaler, mit dem Feſtlande zuſammenhängender Seite, nach Süden zu gewandt, die Stadt Sinope liegt. Schon legte ſich der Wind voller in die Segel, denn das Boot wandte ſich mehr ſüdlich. Da aber der Nebel noch immer ſchwer auf dem Waſſer ruhte, ſo mochten es die türkiſchen Schiffer für gerathen halten, nicht die ganze Kraft des Windes zu benutzen. Vorſichtig fuhren ſie durch die hier hochbrandende See.

Ein eigenthümlicher Ton, den die Türken ausſtießen, und die Richtung ihrer Blicke, die ſich nach derſelben Seite wandten, machten George und Johnny aufmerkſam. Im Oſten zog ein rieſiger Schatten vorüber.

„Was iſt das?“ fragte George den Türken.

„Ein großes Fahrzeug, Herr, ein Kriegsſchiff.“

„Das ſehe ich. Aber von welcher Nation? Eure Schiffe liegen ja auf der Rhede von Sinope.“

Die Türken blickten ſich unter einander an. Der Bootsmann gurgelte einige Worte hervor, und die Stellung der Segel wurde verändert. Das Boot nahm

langſam eine öſtliche Richtung. Johnny lugte nach allen Seiten, rief dann den Türken am Steuer mit einem lauten Ahoi! an und deutete auf einen zweiten, rieſigen Schatten, der ebenfalls im Oſten vorüberzog.

„Sagen Sie den Levantinern, daß das ein Ruſſe war, Mr. George!“ wandte er ſich zu dem jungen Manne. „Ein ruſſiſcher Dreidecker — kenn' die Bauart!“

Der junge Mann, der noch bleicher geworden, meldete es den Türken.

„Wiſſen's ſchon, Herr!“ lautete die Antwort. „Und was nun, Herr? Die Giaurs greifen unſere Schiffe auf der Rhede an oder ſpioniren wenigſtens herum. Sollen wir hindurch, Herr?“

„Hindurch, ja“, rief George energiſch. „Ich muß hinein nach Sinope!“

Wieder gurgelten ſich die Türken unverſtändliche Worte zu.

„Müſſen warten, bis das Fahrwaſſer rein iſt“, wandte ſich dann der Steuermann zu George. „Dies iſt eine kleine Barke, der Wind weht ſcharf, der Nebel iſt ſtark. Allah iſt groß, aber man muß ihn nicht verſuchen!“

George wollte ungeduldig antworten, als ein dumpfes, volles Dröhnen durch Nebel und Sturm herüberdrang. Johnny hob aufmerkſam den Kopf; George hielt ſich

nur mit Mühe auf seinem Platz, die Gesichter der Türken waren sehr ernst geworden.

„Damn!“ sagte Johnny. „Das war eine volle Lage — war nicht fern — kam von Südwest, gegen den Wind! Brummen gut — ist groß Kaliber!“

Der junge Mann hatte die Zähne zusammengepreßt und schien eine Minute lang die Beute der qualvollsten Aufregung zu sein. Dann sich mit Gewalt überwindend, sagte er:

„Und wie nun, Johnny, wenn die Russen die türkische Flotte angreifen, die auf der Rhede von Sinope liegt — wenn sie die Stadt bombardiren — was dann?“

„Ei — mitten hindurch!“ sagte Johnny lustig. „So eine Schwalbe fliegt den Geiern mitten durch die Flügel, wenn sie mit einander kämpfen. Nur muthig, Sir!“

„Und wenn Mr. Hywell und Miß Mary —“

Er vollendete den Satz nicht. Johnny hob den Kopf und zog die Brauen hoch.

„Mr. Hywell — damn! Das ist wahr! Aber dem schadet's nicht! Der Master kommt überall durch!“

Der Seufzer des jungen Mannes klang wie ein Stöhnen.

„Ich fürchte mich nicht, Johnny“, sagte er. „Aber

wenn man mich gefangen nimmt — Du weißt oder weißt nicht, daß ich aus Rußland geflohen —"

Johnny riß die Augen noch weiter auf.

„Damn, Sir! Das wußte ich nicht. Hatte wohl was gehört, daß Mr. Hywell Sie irgendwoher mitgebracht, wußte aber nicht, daß Sie ein Ruſſe ſeien, hielt Sie für einen Levantiner!"

„Nein, Johnny, ich bin keins von Beidem", antwortete George. „Ich bin ein Kind der Berge im Oſten dieſes Meeres; wir könnten ſie vielleicht ſehen, wenn der Himmel ſich klärte. Mein Vaterland iſt das, Johnny! Ach, ich kann Dir nicht mehr ſagen. Nur nicht ſterben, nicht jetzt, und nicht gefangen werden! So nahe dem Vaterland, ſo nahe der Freiheit!"

„Damn, Sir! In Alt-England waren Sie doch frei genug!"

„Ja, Johnny, aber Alt-England iſt nicht mein Vaterland!" rief George mit zuckenden Lippen, und ſeine Augen leuchteten auf in Qual und Begeiſterung. „Ich bin bereit zu ſterben, ja, aber auf dem Boden meiner Väter, mit dem Schwerte in der Hand!"

„Hm, Sir, ſo ſind Sie auf einer Expedition?" fragte Johnny ſchlau.

„Still, Johnny! Ich glaubte, Du wüßteſt es!" ſagte George. „Da — höre!"

Daſſelbe Dröhnen drang herüber, diesmal lauter nicht lange, und ein drittes Dröhnen folgte, und nun rollte der Donner ununterbrochen fort, wie aus tauſend Feuerſchlünden. Die Türken hatten die Segel eingezogen und lauſchten beklommen. Johnny nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Gute Breitſeiten!“ ſagte er vor ſich hin. „Wünſchte, unſere Dreidecker, die da faul im Bosporus liegen, möchten endlich auch einmal die Mäuler aufthun! Schaut!“

Ein Segel hob ſich über die Wellen empor, ein Boot flog ganz in der Nähe vorbei. Die Türken riefen es an; Antwort erſchallte herüber. George, deſſen Geſicht bleich geworden wie der Tod, fragte, ob man etwas verſtanden und erfahren. Die Türken antworteten, daß eine große ruſſiſche Flotte die türkiſche Flottenabtheilung auf der Rhede von Sinope angegriffen, und gurgelten ein Allah! über das andere, fluchend und betend. Inzwiſchen lichtete ſich der Nebel ein wenig. Vielleicht zerriß ihn der Donner der Kanonen, der grauſenerregend herüberdröhnte. Die Küſte wurde ſichtbar.

„Können wir nicht hier landen?“ rief George. „Ich will hinein nach Sinope. Oder ſetzt mich und meinen Begleiter allein ans Land und kreuzt, bis Ihr eine Gelegenheit findet, irgendwo anzulegen. O Johnny“, fuhr er auf Engliſch fort, „wenn die Ruſſen die Stadt

beſetzten, was würde dann aus Maſter Hywell und ſeiner Tochter!"

„Nun, Goddam", rief Johnny verwundert, „was können die Ruſſen unſerm Maſter anhaben? Wofür iſt der Conſul in der Stadt? Oder iſt keiner da?"

„Ich weiß nicht", erwiderte George. „Ich ſoll Erkundigung bei einem deutſchen Herrn einziehen. Aber was nutzt ein Conſul gegen Kanonenkugeln?"

Johnny machte ein Geſicht, als ob man noch gar nicht wiſſen könne, wie weit ſich in dieſer Hinſicht die Macht Englands erſtreckte, und der Steuermann antwortete jetzt dem jungen Manne, daß gar keine andere Möglichkeit ſei, als im großen Bogen die beiden Flotten zu umkreiſen und den Verſuch zu machen, ſüdweſtlich von Sinope, an einer Stelle, die ihnen bekannt war, zu landen. George nahm das Anerbieten an und das Boot flog in ſüdlicher Richtung davon, gejagt von dem günſtigſten Winde. Inzwiſchen dröhnte ununterbrochener Geſchützdonner. Plötzlich zerriß ein Krachen, ſtärker als alles vorhergegangene, die Luft. Die Türken fuhren zuſammen und beteten. Johnny deutete ernſt nach oben. Er wollte ausdrücken, es ſei ein Schiff in die Luft gegangen. Und bald darauf fielen in der That hier und dort einige Fetzen Holz und Segeltuch neben dem Boot ins Meer. George ſtand auf und blickte nach Weſten.

Das hohe Ufer verſperrte die Ausſicht; auch war die Luft noch immer trübe. Aber es zeigte ſich deutlich eine Wolke in einiger Entfernung, deren Farbe von derjenigen des Nebels und der Wolken verſchieden war — der Pulverdampf über der Kampfſtätte. Sie ſahen auch die beiden Schiffe, deren Umriſſe ſie vorher bemerkt und die mit dem herrlichſten Winde zum blutigen Handwerk in die Bucht von Sinope hineinſegelten. Pfeilſchnell ſchoß das Boot vorwärts. Bald lag die Bai auf ihrer Nordſeite — noch heller wurde die Luft — ſie ſahen eine Reihe von Schiffen, über ihnen eine ſchnell vom Winde zerriſſene, aber ſich ſtets erneuernde Dampfwolke.

„Wie viel Schiffe haben die Türken auf der Rhede, Sir?“ fragte Johnny.

George antwortete, daß die Flottille, wie er in Konſtantinopel gehört, aus zehn Kriegsſchiffen zweiten, dritten und vierten Ranges beſtanden, die Truppen und Munition für die Armee in Kleinaſien und die kaukaſiſchen Bergvölker an Bord gehabt, daß er aber nicht wiſſe, ob dieſe ganze Flottille im Hafen von Sinope vor Anker gegangen ſei.

„Nun, wenn es auch die ganze iſt“, ſagte Johnny, „ſo wird ſie doch nichts gegen die Ruſſen ausrichten können. Ich zähle acht bis neun große ruſſiſche Schiffe, darunter fünf oder ſechs erſten Ranges. Die Ruſſen ſind

den Türken faſt ums Doppelte überlegen. Ja, wenn es Engländer und keine Türken wären!"

Es war jetzt mehr als eine halbe Stunde ſeit dem Beginn des Kampfes vergangen, der noch immer mit derſelben Heftigkeit fortwährte. Der nördliche Wind trug das Krachen der Geſchütze ſo deutlich herüber, daß die Luft erzitterte. Das Boot näherte ſich der Küſte. Johnny lugte aus. Die Brandung mußte jeden Landungsverſuch an den ſteilen Ufern verhindern. Die Türken ſchienen jedoch ihrer Sache gewiß zu ſein; ſie mußten das Ufer kennen. Und in der That erreichten ſie nach einer viertelſtündigen, zuletzt wieder ſehr vorſichtigen Fahrt den Eingang einer kleinen Bucht. Johnny nickte beiſtimmend, als der türkiſche Steuermann das kleine Fahrzeug glücklich durch die Brandung in die kleine Bucht lenkte, die durch einen hohen Felſengrat, der ſich wie eine Mauer in das Meer hineinzog, gegen den Nordwind geſchützt war. Am Ufer der Bucht erhoben ſich ärmliche Fiſcherhütten; einige Boote ankerten in dem ruhigen Waſſer. Die Bewohner der Hütten ſtanden auf dem Felſen und ſchauten erſtarrt vor Schrecken nach Sinope hinüber.

„Gott ſei Dank!" rief George aufathmend, als er an das Ufer ſprang. „Nun, Leute", wandte er ſich an die Türken, „iſt das Boot hier ſicher und kann es hier liegen bleiben, bis ich Euch Nachricht ſende? Ich werde

Eurer noch bedürfen, auch habt Ihr Euch mir auf eine Woche verdungen. Ich glaube nicht, daß die Ruſſen Sinope beſetzen werden, und ich denke, das Boot wird hier ſicher ſein; die Ruſſen werden dieſe Bucht nicht entdecken."

Die Türken wollten ſich gegen alle Wechſelfälle ſichern; ſie verlangten eine Entſchädigung für den Fall, daß ihr Boot von den Ruſſen genommen würde. George verſprach Alles. Dagegen gelobten die Türken, ſich noch ſechs Tage zu ſeiner Verfügung zu halten und über das Gepäck des jungen Mannes, das ſich in der Kajüte befand, zu wachen. Es wurde ausgemacht, daß die Türken das Boot nach dem Hafen von Sinope führen ſollten, ſobald ſich mit Sicherheit herausgeſtellt, daß die Ruſſen die Rhede verlaſſen. Dann eilte George, von Johnny gefolgt, die Berge hinauf.

Er hatte die ſchützende Decke im Boot zurückgelaſſen, und ſeine ſchlanke, hohe und regelmäßige Geſtalt zeigte ſich jetzt unverhüllt. Trotz der Eile offenbarten ſeine Bewegungen natürlichen Anſtand und Anmuth. Er trug europäiſche Tracht, jene dem türkiſchen Fes ähnliche dunkle Mütze ausgenommen. Es wurde Johnny nicht leicht, dem beweglichen jungen Manne die Berge hinauf zu folgen; ſeine ſtarke, unterſetzte Geſtalt war für das Klettern nicht eben geeignet. Aber unermüdlich und aus-

dauernd überwand er die Schwierigkeiten, des Schweißes nicht achtend, der ihm auf das geröthete Geſicht trat.

Auf der Höhe angelangt, orientirten ſie ſich über den Weg und eilten dann auf dem Kamm der Felſen weiter. Das gräßlich ſchöne Schauſpiel der Seeſchlacht lag jetzt faſt zu ihren Füßen. Nicht nur der Donner der Kanonen umdröhnte ſie majeſtätiſch, ſie hörten auch zuweilen das Sauſen der Kugeln; ſie ſahen deutlich die ruſſiſchen Schiffe in Kampfordnung aufgeſtellt und auch die türkiſchen Fahrzeuge, deren Zahl bereits zuſammengeſchmolzen war. Die Strandbatterien von Sinope ſchienen unthätig zu ſein; ſie hätten nicht feuern können, ohne die türkiſchen Schiffe zu treffen, denen es bei dem unerwarteten Angriff unmöglich geweſen, ihre Stellung zu ändern. Johnny hätte gern mit Muße den Kampf beobachtet, aber die Ungeduld George's trieb auch ihn weiter. Ein furchtbares Krachen hielt ſie beide auf, athemlos ſtanden ſie ſtill. Eine ungeheure Lohe erhob ſich im Hafen von Sinope, eine rieſige Dampfwolke wirbelte langſam empor, bis ſie vom Winde ergriffen und zerſtreut wurde. Es zeigte ſich, daß wieder eine neue Lücke in den türkiſchen Schiffen entſtanden. Andere Schiffe brannten; eins verſank, wenige Minuten, nachdem jenes Schiff in die Luft geflogen. Es war ein Anblick voll Grauen, nur gemildert durch die weite Entfernung, die

den beiden Männern die Einzelnheiten entzog, von denen ein ſolcher Kampf begleitet ſein mußte. Selbſt Johnny's Geſicht wurde finſter und er ſagte mürriſch:

„Das iſt ja eine Heidenwirthſchaft! Da ſind wir gerade gut zurecht gekommen! Damn! Warum ſchickten wir nicht fünf von den Dreideckern, die jetzt im Bosporus von ihrem Nichtsthun ausruhen, in den Hafen? Da wären die Ruſſen wohl hübſch draußen geblieben! Na, Sir, es kommt noch! Ich denke, nun wird's losgehen!"

Der Kampf währte ununterbrochen mit derſelben Wuth fort, während die Beiden, ſo ſchnell es der unebene Boden erlaubte, über die Höhen eilten. Ein türkiſches Schiff ſank nach dem andern. Auch in der Stadt wirbelten ſchon Rauchſäulen auf. Die Strandbatterien von Sinope ließen ihre Kanonen ſpielen, denn die Schiffe, die ſie gehindert, lagen entweder auf dem Meeresgrunde, oder waren in Millionen Trümmern zum Himmel emporgeflogen, oder man hatte ſie auf den Strand treiben laſſen. Die Ruſſen überſchütteten die Batterien mit Bomben. George und Johnny waren jetzt der Stadt ſo nahe, daß ſie deutlich die Barken bemerken konnten, auf welchen die türkiſche Beſatzung ſich von den Schiffen zu retten ſuchte. Auch einen kleinen Dampfer bemerkten ſie, der durch die ruſſiſche Flotte hindurchfuhr und glücklich die hohe See erreichte. Es war, wie ſie ſpäter erfuhren,

der türkiſche Dampfer Taïf, der einzige, der die Kunde von dem Unglück bei Sinope nach Konſtantinopel brachte.

Die Wanderung bis zu den Vorſtädten hatte ungefähr eine Stunde gedauert; wenig mehr als zwei Stunden waren ſeit dem Beginn des Kampfes verſtrichen. Jetzt wurde das Feuer plötzlich ſchwächer und ſchwieg dann faſt ganz. George und Johnny waren eine Zeit lang in einer Ebene weiter geeilt, von der ſie den Hafen nicht ſehen konnten. Als ſie bei den erſten Häuſern der Vorſtadt anlangten und auf das Meer blickten, ſahen ſie nur noch zwei kleine türkiſche Kriegsſchiffe, die entmaſtet am Strande lagen, und ein anderes am Schlepptau eines ruſſiſchen Schiffes. Die Flotte war vernichtet.

Die ſchnelle Wanderung hatte die Wangen des jungen Mannes geröthet; jetzt wurden ſie wieder blaſſer. Seine Miene zeigte eine tiefe, faſt verzweiflungsvolle Trauer.

„O Johnny“, ſeufzte er, „ein harter Schlag auch für meine Hoffnungen! Wenn das ſo fortgeht, wenn viele ſolche Unglücksfälle folgen, dann iſt es geſchehen um die Türken und die Verbündeten!“

„Ei, laſſen Sie nur die Theerjacken kommen, Sir!“ ſagte Johnny zuverſichtlich. „Die und die franzöſiſchen Rothhoſen, die werden's ſchon machen, keine Sorge drum!“

Die Stadt brannte und bot ein Bild voll Schrecken. George und Johnny ſchritten langſam vorwärts, denn die Straßen waren angefüllt mit fliehenden türkiſchen Soldaten und Einwohnern, die in den Bergen Schutz vor der erwarteten Landung ruſſiſcher Truppen ſuchten. Je mehr die Beiden ſich demjenigen Theile der Stadt näherten, der am meiſten von den Kanonenkugeln gelitten, deſto gräßlicher wurde der Anblick. Todte und Verwundete lagen auf der Straße. Niemand kümmerte ſich in dem allgemeinen Schrecken um ſie. Aus zerſtörten Häuſern brachen die Flammen hervor; über einem großen Theile der Stadt ſchwebte eine einzige Glut- und Rauchmaſſe. Das Wimmern der Verwundeten, das Geſchrei der Weiber und Kinder zerriß das Herz. Johnny's Geſicht war ſehr finſter geworden; George, an den Anblick des Todes nicht gewöhnt, mußte oft entſetzt den Blick abwenden und ſtill ſtehen, um ſich ſammeln und dann raſcher weiter eilen zu können.

Endlich gelangten ſie in einen Theil der Stadt, der wegen ſeiner höhern Lage weniger gelitten zu haben ſchien. Aber auch hier ſahen ſie Trümmer und gräßlich verſtümmelte Leichen von den in die Luft geſprengten Schiffen. Ermüdet ſank George auf eine ſteinerne Bank vor einem anſcheinend verlaſſenen Hauſe.

„Es würde vergebens ſein, jetzt zu fragen!“ ſagte

er. „Niemand kann uns in dieſer Verwirrung Auskunft geben. Ich hoffe zu Gott, Johnny, daß Mr. und Miß Hywell noch nicht angekommen oder daß ſie der Gefahr entgangen ſein mögen!“

„Ich hoffe mit Ihnen, Sir“, ſagte Johnny ernſt. „Wie heißt der Herr, bei dem Sie ſich erkundigen ſollen?“

„Mr. Wiedenburg“, antwortete George. „Er iſt früher mit Mr. Hywell in England bekannt geworden und wohnt ſeit einiger Zeit in Konſtantinopel und Sinope, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. Bei ihm ſollte ich Nachrichten über Mr. Hywell erhalten.“

„Wir wollen gehen, wir werden ihn ſchon finden“, ſagte Johnny. „Ich möchte ſelbſt gern wiſſen, ob er —“

Er beendete den Satz nicht. Die Beiden ſaßen noch eine Zeit lang ſchweigend und erhoben ſich dann. Sie verſuchten, mehrere Türken, die an ihnen vorübereilten, anzureden, aber man gab ihnen keine Antwort. Endlich gelangten ſie auf einen Platz, wo ſie eine Menge Volk trafen, das in großer und wilder Aufregung zu ſein ſchien. Hier fragte George einen Mann in europäiſcher Tracht nach der Wohnung irgend eines Conſuls.

Der Mann war ein Italiener, verſtand aber ein wenig Franzöſiſch und antwortete, daß er nur die Woh-

nung des öſterreichiſchen Conſuls Herrn Pirjantz kenne, die er den Beiden bezeichnete. Er fügte hinzu, ſie möchten eilen, wenn ſie ihn ſprechen wollten. Denn wie immer wende ſich jetzt die Wuth des türkiſchen Pöbels, da ſie keinen andern Gegenſtand finde, gegen die Fremden und namentlich gegen die Deutſchen, die man als geheime Verbündete Rußlands betrachte, während man auf die Engländer und Franzoſen einige Rückſicht nehme, weil ſie wenigſtens den Willen zu haben ſchienen, den Türken zu helfen.

George und Johnny ſuchten die ihnen bezeichnete Wohnung auf, die ſie ſchon von fern an der öſterreichiſchen Flagge erkannten. In der That zeigten ſich in der Nähe derſelbe drohende und heftig redende Pöbelgruppen. George ging hinein in das Haus; man ſagte ihm jedoch, daß der Conſul wegen augenblicklicher und dringender Geſchäfte nicht zu ſprechen ſei. George fragte den Diener, ob er die Wohnung eines Herrn Wiedenburg kenne. Der Diener bejahte und antwortete, die Wohnung dieſes Herrn befinde ſich im weſtlichen Theil der Stadt, in der Nähe der Vorſtädte, und bezeichnete ſie genauer. George fragte, ob er zufällig davon gehört, daß Fremde, Engländer, bei Herrn Wiedenburg angekommen ſeien. Der Diener verneinte.

„Ich war erſt geſtern bei dem Herrn im Auftrage

des Herrn Consuls", fügte er hinzu, „ich habe aber keinen Fremden dort bemerkt. Wenn Sie Herrn Wiedenburg sehen, so sagen Sie ihm nur, er möge entweder in seiner Wohnung bleiben oder außerhalb der Stadt einen sichern Ort aufsuchen. Die Türken sind nicht gut auf uns zu sprechen — ich meine den Pöbel, der jetzt die wehrlosen Fremden zerreißen möchte, nachdem er keinen Muth gehabt, sich gegen die Russen zu vertheidigen. Herr Wiedenburg möchte sich nicht auf der Straße zeigen!"

Die Wanderung mußte von neuem begonnen werden. George fühlte sich von der Aufregung und von den Greueln, die er gesehen, so matt, daß er sich auf Johnny's Arm stützte. Auch hatte er die Nacht schlaflos in dem kleinen Boote zugebracht, das am Morgen des vergangenen Tages Konstantinopel verlassen. Er fühlte sich fast krank. Johnny bedauerte, seine Rumflasche im Boot zurückgelassen zu haben, wo die faulen Türken sie wahrscheinlich leichter machen würden.

Nach langer Wanderung, nach vielem, meist vergeblichem Hin- und Herfragen erreichten sie das Haus, in welchem Wiedenburg wohnte. Aber was leicht zu erwarten gewesen, traf ein. Der Deutsche hatte sich nach der Stadt begeben, um sich bei den Consuln zu erkundigen, welches Schicksal der Stadt bevorstehe. Auf die Frage

nach Mr. Hywell antworteten die Diener, daß allerdings schon seit Wochen einige Zimmer für die Ankunft von Fremden bereit gehalten würden, daß diese Fremden aber noch nicht angekommen seien. George wollte sich entfernen, aber die Diener baten ihn und Johnny, zu bleiben. Sie mochten glauben, daß die Anwesenheit eines jungen Mannes mit orientalischem Gesicht und eines Mannes im englischen Matrosenanzuge zu ihrer Sicherheit dienen könne, und sprachen mit Besorgniß von einer bevorstehenden Plünderung. George nahm das Anerbieten gern an. Die Diener brachten Thee und Wein, und der ermattete junge Mann setzte sich nieder, um seinen Gedanken nachzuhängen. War doch wenigstens eine Last von ihm genommen! Mr. Hywell und seine Tochter hatten sich nicht in Sinope befunden! Und doch hätte er andererseits gewünscht, sie zu sehen. Er konnte und wollte Sinope nicht verlassen, um einen Plan auszuführen, der über seine Zukunft, vielleicht sein ganzes Leben entscheiden mußte, ohne Mr. Hywell noch einmal wiedergesehen zu haben. Je länger dieser fern blieb, desto länger mußte der Aufenthalt George's in Sinope währen — ein unthätiger Aufenthalt. Und nichts erschien dem jungen Manne, dessen Seele sich in glühender Ungeduld verzehrte, qualvoller als die Unthätigkeit.

Johnny spazierte indessen auf dem platten Dache

auf und ab und beobachtete die Bewegungen der ruſſiſchen Schiffe, die vor Anker gingen und die erhaltenen, nicht bedeutenden Beſchädigungen ausbeſſerten. Er ſah, wie eine Menge Ertrunkener aus dem Hafen aufgefiſcht wurden und ein ruſſiſches Parlamentärboot nach der Stadt ruderte, aus welcher immer noch Hunderte nach den weſtlichen Bergen flohen. Gewiß machte ſich Johnny ſeine Gedanken über das, was er geſehen. Eine ſtattliche Flottille und Tauſende von Menſchenleben in dem kurzen Zeitraume zweier Stunden vernichtet! Einige Maſtſpitzen, die aus den leichtbewegten Wellen des Hafens hervorragten, die einzigen zerbrechlichen Denkmäler dieſer grauenvollen Zerſtörung! Aber ſein rothes Geſicht blieb ruhig, ſelbſt wenn er zuweilen ein Goddam! murmelte, und er rauchte gleichmüthig ſeine kurze Pfeife, die er glücklicherweiſe nicht in dem Boot vergeſſen wie die Rumflaſche.

Es dämmerte bereits, als Johnny hinabging. Er fand George auf ſeinem Stuhle ſchlummernd. Mit einer gewiſſen Theilnahme betrachtete der robuſte Engländer das feine, blaſſe Geſicht des jungen Mannes, das ſelbſt im Schlafe noch die Spuren innerer Unruhe trug. Er ſchüttelte den Kopf.

„Der muß etwas vorhaben!“ brummte er vor ſich hin. „Miß Mary iſt's nicht allein, die in ihm ſpukt. Nun

werden's bald erfahren. Möchte wiſſen, was er eigentlich iſt. Hielt ihn immer für einen Ruſſen. Was liegt denn eigentlich da drüben für ein Land, im Oſten des Waſſers?"

Und er grübelte vor ſich hin. Das Eintreten eines Dieners weckte George; der Diener meldete, daß Herr Wiedenburg in der Nähe mit einigen Türken ſprechend geſehen worden ſei, daß er alſo wohl bald kommen werde. George erhob ſich und ſchritt durch das Zimmer.

„Das war ein böſer Tag, Johnny!" ſagte er. „Der erſte Kampf, den ich in der Nähe geſehen habe, zeigte mir eine Niederlage der Türken. Der Tod iſt gräßlicher, als ich glaubte!"

„Nun, Sir", meinte Johnny, „das iſt er, aber doch nicht ſo ſchlimm, wie man glaubt. Ich kann zwar nicht viel mitreden von Schlachten, hab' nur einmal drüben in China auf einem Kauffahrer ein hitziges Gefecht mit Piraten beſtanden; doch wenn man mitten drunter iſt, ſo merkt man's weniger. Aber das Morden und die Todten zu ſehen, ohne ſelbſt Theil zu nehmen, ohne daß einem das Blut in den Adern kocht, ja, das iſt häßlich. Der Anblick heut in der Stadt hat mir nicht gefallen!"

„Ich fürchte, das iſt ein böſes Vorzeichen, Johnny!" ſagte George und fuhr ſich mit der Hand über die Stirn.

„Für wen, Sir?"

„Nun, für den Kampf überhaupt und für mich!" antwortete George.

„Wollen Sie denn in den Kampf, Sir?" fragte Johnny. Und als der junge Mann nicht ſogleich antwortete, fuhr er fort: „Oder meinen Sie die Engländer und Franzoſen? Sie glauben doch nicht, daß die ſich von den Ruſſen ſo zurichten laſſen würden wie die Türken? Die werden's den Ruſſen ſchon eintränken, warten Sie nur! So ungeſchickt wird ſich eine engliſche Flotte nicht aufſtellen. Die Batterien konnten ja nicht feuern! Und die Tapferſten ſcheinen mir dieſe Herren Türken heute auch nicht geweſen zu ſein. Etwas ſaurer hätten ſie's den Ruſſen ſchon machen können, trotz der Ueberrumpelung! Scheinen ſich ſehr ſicher hier gefühlt zu haben, die Herren Rothkappen, ſonſt hätten ſie ſich nicht ſo faul vor die Stadt gelegt und vergeſſen, Wache zu halten."

Ein Herr trat ein, und Johnny unterbrach ſeine ſtrategiſchen Betrachtungen. Es war ein bereits bejahrter Mann, der ſich ſogleich an George mit der Frage in engliſcher Sprache wandte, ob er es geweſen, der ihn zu ſprechen gewünſcht.

„Mein Name iſt George, ich bin der Pflegeſohn von Mr. Hywell", antwortete der junge Mann.

„Willkommen dann!“ antwortete Wiedenburg, ihm die Hand reichend. „Sie wollen Nachrichten über Mr. Hywell hören. Er iſt noch nicht angekommen, auch vermuthe ich, daß er vielleicht nicht ſeinen Weg über Sinope nimmt. Aber ich will Ihnen die Briefe Mr. Hywell's zeigen. Kommen Sie mit mir!“

George folgte dem Deutſchen nach deſſen Wohnzimmer und fragte im Gehen nach dem Schickſal, das der Stadt bevorſtehe.

„Nun, das Schlimmſte ſcheint vorüber“, antwortete Wiedenburg. „Freilich, viel ſchlimmer für die Türken konnte es nicht werden! Indeſſen wäre eine Plünderung der Stadt doch immer ein trauriges Nachſpiel zu dieſem gräßlichen Ereigniß geweſen. Die Flotte iſt vernichtet, vier- bis fünftauſend Türken ſind getödtet, einige hundert gefangen. Ueber das Schickſal der beiden Admirale, Huſſein- und Osman-Paſcha's, wiſſen wir noch nichts Genaues. Admiral Nachimow hat dem öſterreichiſchen Conſul angezeigt, daß er das Privateigenthum reſpectiren wolle und daß die Feuersbrunſt in der Stadt nicht von ihm beabſichtigt worden ſei. Um ſo mehr haben wir eine Plünderung von ſeiten der Türken zu fürchten; der Pöbel benutzt ja gern derartige Gelegenheiten, um ſich für die überſtandene Angſt durch Greuelthaten an Unſchuldigen zu entſchädigen. Schon bedroht

man Mr. Pirjantz, und beſchuldigt ihn des Einverſtändniſſes mit den Ruſſen, weil Nachimow den Parlamentär an ihn geſchickt. Zu wem ſoll er denn ſenden, wenn die andern Conſuln nicht zu finden ſind? Nun, ich hoffe, die Gefahr wird vorübergehen. Im Nothfall müſſen wir die Ruſſen um Schutz erſuchen. Nehmen Sie Platz, Sir! Hier ſind die Briefe."

Ein Diener brachte Licht, und George durchflog die Briefſchaften, die Wiedenburg ihm reichte.

Mr. Hywell, den er ſeinen Pflegevater genannt, war ein reicher engliſcher Kaufmann, das Haupt eines großen Handlungshauſes und als ein ſehr erfahrener Mann oftmals von dem Handelsminiſterium zu Rathe gezogen und zu Miſſionen verwendet. Theils im Auftrage der Regierung, theils in eigenen Angelegenheiten hatte er vor mehr als zwei Jahren eine Reiſe nach Oſtindien unternommen. Der Aufenthalt dort war durch mancherlei Umſtände verlängert worden; jetzt wollte Mr. Hywell über Perſien zurückkehren. Er hatte den mühſamen und unbequemen Weg zu Lande gewählt, weil ihm auch eine Miſſion für Perſien anvertraut worden. Ueber Sinope wollte er dann nach Konſtantinopel gehen und von dort nach England zurückkehren. Von den inzwiſchen ausgebrochenen Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und der Türkei hatte er erſt kurz vor ſeiner Abreiſe aus Oſt-

indien Kunde erhalten und der Nachricht, wie ſo viele Politiker, kein großes Gewicht beigelegt. Wiedenburg hatte ſchon ſeit Jahren von Konſtantinopel aus mit ihm in Handelsverbindungen geſtanden, und auf Handelsgegenſtände bezogen ſich auch die meiſten der Briefe, obwohl in ihnen manche andere Mittheilung mit einfloß, da die beiden Männer einander befreundet waren. Aus den Briefen ſah George auch, daß ein Mr. Edmund Wiedenburg, ein junger Deutſcher, der einige Jahre in Oſtindien gelebt, ein entfernter Verwandter des Kaufmanns in Sinope, ſich der Geſellſchaft Mr. Hywell's für die Rückreiſe angeſchloſſen. Mary Hywell begleitete ihren Vater, weil er es gewünſcht. Es war dem ſchon bejahrten Manne, dem die Gattin längſt geſtorben und der keine Kinder außer Mary beſaß unmöglich geweſen, ſich auf lange Zeit von der damals ſiebzehnjährigen Tochter zu trennen. Der letzte Brief war aus Teheran geſchrieben und trug das Datum des Monats Auguſt.

„In dieſem Briefe ſpricht Mr. Hywell von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe", ſagte George, die Briefe zurückgebend. „Eine Reiſe von Teheran bis hierher dauert doch unmöglich drei Monate und länger."

„Mr. Hywell wird ſeiner Tochter wegen langſam gereiſt ſein", erwiderte Wiedenburg. „Auch mag ſein Aufenthalt in Teheran länger gewährt haben, als er

damals voraussah. Nichtsdestoweniger, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, muß ich bekennen, daß das Ausbleiben Mr. Hywell's und fernerer Briefe von ihm mich unruhig macht. Die Länder, welche Ihr Pflegevater zu durchreisen hat, sind sichern Nachrichten zufolge in einem Zustande wilder Aufregung. Sie wissen, daß Persien sich mit Rußland verbunden und daß die Türkei die Kurden gegen Persien aufgeboten. Diese werden auf eigene Hand operiren, das heißt plündern und rauben, wo etwas zu finden ist. In Ordnung sind sie nicht zu halten; wir hören täglich darüber die bittersten Klagen von seiten der türkischen Befehlshaber, namentlich der Europäer, die in türkischen Diensten stehen. Ich würde mich deshalb sehr freuen, wenn ich erführe, daß Mr. Hywell den Weg durch das russische Gebiet genommen. Dort ist allerdings der Krieg zwischen Russen und Türken im vollen Gange und auch die Bergvölker mischen sich darein, aber für Reisende ist der Weg dennoch der sicherere. Ja, ohne Sie in Besorgniß setzen zu wollen, muß ich Ihnen doch sagen, daß der Brief eines Kaufmanns aus Erzerum mir meldet, es seien ihm von einigen Kurden sehr schöne ostindische Shawls zum Kaufe angeboten worden, die höchst wahrscheinlich von diesen Räubern bei einem Angriff auf eine Karawane oder einzelne Reisende gestohlen worden. Wie gesagt, es ist durchaus

nicht nothwendig, daß gerade Mr. Hywell dieſes Unglück erlitten, aber die Möglichkeit iſt vorhanden. In keinem Falle aber fürchte ich für das Leben Ihres Pflegevaters und ſeiner Begleiter; dieſe Schurken ſind jetzt ſo klug geworden, ihre Gefangenen nicht eher zu tödten, als bis ſie die Gewißheit erlangt haben, daß ſie kein Löſegeld zu erwarten haben. Sie werden jedenfalls erſt den Verſuch machen, ein ſolches zu erpreſſen."

„Aber wenn Mr. Hywell Widerſtand geleiſtet hätte, wenn ein Kampf entſtanden wäre!" rief George mit gepreßter Stimme. „Und Miß Mary —"

„Mein lieber Sir", unterbrach ihn Wiedenburg, „wir wollen uns nicht ängſtigen. Mr. Hywell iſt jetzt vielleicht ſicher und wohlbehalten auf dem Wege hierher. Welches iſt Ihre Abſicht? Wollen Sie hier Ihren Pflegevater erwarten, oder wollen Sie ihm nach Erzerum entgegenreiſen? Ich halte das Letztere für vergeblich, denn ich habe die feſte Ueberzeugung, daß Mr. Hywell den Weg über Achalzik oder Tiflis eingeſchlagen haben wird, um nicht das gefährliche Land der Kurden zu paſſiren. Mr. Hywell iſt ein vorſichtiger Mann, der ſich gewiß von den Schwierigkeiten eines Weges unterrichtet, ehe er ihn einſchlägt!"

„Ich hoffte ſo ſehr, Mr. Hywell hier zu finden!" antwortete George mit einem Seufzer. „Ich wollte ihn

um die Billigung eines Plans bitten, den ich entworfen. Was ſoll ich nun thun? Ich ginge gern überallhin, wo ich hoffen könnte, ihn zu finden! Und wüßte ich, daß eine Gefahr ihm drohte — Doch alles Ueberlegen iſt vergeblich! Wie ſteht es auf dem Kriegsſchauplatze in Armenien? Sind die Türken vorgegangen?"

„Ja, aber ich glaube nicht, daß ſie weit kommen werden", antwortete der Deutſche. „Die Führer ſind uneinig unter ſich ſelbſt, keiner will dem andern gehorchen. Und da die Ruſſen für den Augenblick die Bergvölker nicht zu fürchten haben, ſo werden ſie die Gelegenheit benutzen, einen empfindlichen Streich gegen die Türken zu führen."

„Was halten Sie von dem Beiſtande, den Schamyl den Türken leiſten kann?" fragte George.

„Mein lieber Sir", antwortete Wiedenburg, „es iſt nicht leicht, die Zukunft vorauszuſagen. Aber wenn ich eine kurze Meinung äußern ſoll, ſo iſt es folgende. Die Franzoſen und Engländer werden den Türken beiſtehen, ja, davon bin ich überzeugt. Siegen die Türken, ſo darf man nicht glauben laſſen, ſie hätten es allein mit dem mächtigen Rußland aufnehmen können, und man wird eine Armee nach der Donau oder an die ruſſiſche Küſte ſenden, um den Türken den Ruhm ihres alleinigen Siegs zu ſchmälern; werden ſie geſchlagen,

nun, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man ihnen zu Hülfe eilt, denn Rußland ſoll nicht triumphiren, es ſoll gedemüthigt werden und anerkennen, daß es nicht wohlgethan iſt, gegen Frankreichs und Englands Willen zu handeln. Ein Kampf auf Leben und Tod wird es nicht werden; die Franzoſen und Engländer werden, ſobald Rußland eine Schlappe erlitten, den Frieden vermitteln. Denn an einer wahren Kräftigung und Stärkung der Türkei liegt den Weſtmächten ſehr wenig; ſie verlören ja dann eine vortreffliche Gelegenheit, ſich in die orientaliſchen Angelegenheiten einzumiſchen. Frankreich wird die Ruſſen heimſenden, bis es vielleicht einſt mit ihnen gemeinſchaftlich über die Türkei herfällt. Und die Bergvölker? Sie werden allerdings die Gelegenheit benutzen, den Ruſſen einige Niederlagen beizubringen. Aber ſchließlich fürchten ſie die türkiſche Oberherrſchaft ebenſo ſehr wie die ruſſiſche; ſie werden auf eigene Hand operiren und ſchon deshalb wenig erreichen. Ich kann mich irren, aber ich glaube, dieſer Krieg wird im Sande verlaufen. Selbſt Rußland iſt vielleicht jetzt ſchon unzufrieden damit, ihn begonnen zu haben."

„Glauben Sie nicht, daß Georgien, Mingrelien, überhaupt die kaukaſiſchen Länder die Gelegenheit benutzen werden, um die ruſſiſche Herrſchaft abzuſchütteln?" fragte George.

„Nein, Sir! Der Krieg wird nicht lange genug dauern, um dieſe gezähmten und erſchlafften Völker aufzuregen und an den Gedanken der Selbſtſtändigkeit zu gewöhnen. Rußlands Macht hat dort tiefe Wurzeln geſchlagen. Ja, wenn die Ruſſen überall zurückgedrängt und genöthigt würden, den Süden des Kaukaſus aufzugeben, dann wäre es möglich, daß ſie nie zurückkehrten. Aber dahin kommt es nicht, diesmal nicht!“

George blickte düſter vor ſich nieder. Wiedenburg bot ihm ein Zimmer für die Nacht und überhaupt für ſo lange an, als George ihm ſeinen Beſuch ſchenken wolle.

„Ich werde nur bis morgen früh bleiben“, antwortete George. „Da ich Mr. Hywell nicht angetroffen, ſo will ich hinüber nach Tſchefketil und von dort aus den Verſuch machen, etwas über Mr. Hywell zu erfahren.“

„Werden Sie als Neutraler reiſen?“ fragte Wiedenburg. „Beſitzen Sie die nöthigen Papiere?“

George zögerte mit der Antwort.

„Ich werde mich wahrſcheinlich den Türken anſchließen“, antwortete er dann. „Zwar kenne ich die Anſicht meines Pflegevaters nicht genau und weiß nicht, ob er meinen Plan billigt; aber er hat früher ſtets ſo viel Sympathie für meine Pläne gezeigt —“

Er brach ab. Wiedenburg fragte nicht weiter. Er ſagte nur nach einer Pauſe:

„Sie ſind orientaliſcher Abſtammung?“

„Ja“, antwortete George. „Deshalb bleibt mir in dieſem Kampfe keine Wahl.“

Das Geſpräch ging auf die Ereigniſſe des Tages über und George verließ dann ſeinen gaſtlichen Wirth, um Johnny mitzutheilen, was er über Mr. Hywell erfahren.

„Wir fahren morgen nach Tſchefketil“, fügte er hinzu. „Das iſt ein kleines Fort an der ruſſiſch-türkiſchen Grenze, das die Türken den Ruſſen abgenommen. Dort will ich Erkundigungen über mancherlei Dinge einziehen. Johnny, biſt Du entſchloſſen, für alle Fälle bei mir zu bleiben?“

„Damn, Sir, gewiß!“ antwortete Johnny. „Mr. Hywell hat mir geſagt, ich ſollte über Sie wachen wie über meinen Augapfel, und ehe er mir nichts Anderes befiehlt, thue ich meine Schuldigkeit!“

„So brechen wir morgen auf!“ ſagte George, ihm erregt die Hand drückend. „Komme, was kommen mag, ich kann nicht anders! Mr. Wiedenburg wird mir Nachricht ſenden, falls Mr. Hywell hier ankommt. Der Boden brennt mir unter den Füßen. Ich kann nicht länger müßig ſein!“

Und nach einer Pauſe fügte er hinzu:

„Was meinſt Du, Johnny, Miß Mary muß jetzt eine ſtattliche Dame ſein? Mr. Hywell wird daran denken, ſie zu verheirathen. Sollte ſie vielleicht in Oſtindien einen Nabob gefunden haben?“

Er verſuchte dabei zu lächeln. Johnny ſchüttelte leicht den Kopf.

„Miß Mary läßt ſich nicht ſo ohne weiteres verheirathen“, ſagte er. „Die hat ihren Willen für ſich. Und Mr. Hywell iſt ja ſelbſt ein kleiner Nabob. Nach Geld braucht Miß Mary nicht zu heirathen.“

Am folgenden Morgen verließen George und Johnny Sinope. Mr. Wiedenburg, der vielleicht die Pläne George's errieth, hatte vergebens verſucht, den jungen Mann zurückzuhalten, und ihm dann, als George unerſchütterlich auf ſeinem Vorſatz beharrte, nicht nur verſprochen, ihm, ſobald er etwas über Mr. Hywell erfahren, Nachricht nach Tſchefketil nachzuſenden, ſondern auch für alle Fälle, wie er ſagte, die Namen einiger Deutſchen und Engländer in Tiflis und in Eriwan genannt, an welche ſich George wenden ſollte, wenn er Beiſtand bedürfe.

Ungefähr vierundzwanzig Stunden, nachdem es in die kleine ſchützende Bai eingelaufen, verließ das türkiſche Boot den ſichern Zufluchtsort. Als es, mit dem nördli-

chen Winde kämpfend, die Höhe des Meeres zu erreichen suchte, sank George auf die Kniee und flüsterte in stiller Erregung ein Gebet.

Auf der Rhede von Sinope lagen noch die russischen Kriegsschiffe und ließen ihre Banner lustig und triumphirend herüberwehen.

II.

Ein kolchiſches Paradies.

Im Süden des Kaukaſus, in einer dem ruſſiſchen Scepter unterworfenen Provinz, liegt Schloß und Stadt Garika*), einſt die Hauptſtadt eines Königreichs gleichen Namens. Die unbedeutenden Häuſer der Stadt ziehen ſich am Fuße eines Felſens längs eines kleinen Fluſſes hin, der den im Orient häufig wiederkehrenden Namen Karaſſu (Schwarzwaſſer) führt und der nur im Winter reißend, im Sommer aber gewöhnlich ſo ſeicht iſt, daß man ihn durchwaten kann. Hoch auf dem Felſen, der ſteil nach dem Fluſſe abfällt, liegt Schloß oder Burg Garika, mit einer entzückenden Rundſicht auf die ſchneebedeckten Gipfel des Kaukaſus im Norden, das herrliche

*) Unſerer Erzählung liegen, außer den allgemeinen hiſtoriſchen, noch einige andere wirkliche Ereigniſſe zu Grunde. Wir erwähnen dies mit dem Bemerken, daß nicht nur die Namen der betreffenden Perſonen, ſondern auch die Ereigniſſe ſelbſt nach eigener und freier Erfindung geändert und dem Plane zu dieſer Erzählung angepaßt worden ſind. D. V.

Flußthal mit ſeinen Weinbergen jenſeits des Fluſſes und die ſchönen Wälder im Süden und Weſten. Es mag einſt ſehr feſt geweſen ſein; die Außenmauern ſind aber längſt geſchleift, und einige im modernſten ruſſiſchen Geſchmack errichtete Pavillons und Nebenhäuſer zeigen deutlich, daß hier eine neue Civiliſation unter den Fittigen des ruſſiſchen Adlers eingezogen.

Es war in den erſten Tagen des December, und die Wälder prangten noch in ihrem glühendſten herbſtlichen Schmuck, als ein junger Reiter Schloß Garika verließ und den ſanften Abhang hinabritt, der ſich ſüdlich vom Schloſſe nach den Wäldern hinzieht und mit den herrlichſten Baumgruppen bedeckt iſt. Er ritt ein prächtiges Pferd von echter Raſſe und trug die Uniform eines ruſſiſchen Milizoffiziers, jedoch nicht nur mit dem Abzeichen eines höhern Ranges, ſondern auch mit einigen ſelbſterfundenen maleriſchen Verzierungen, wie der Orientale ſie liebt und die ruſſiſchen Generale ſie gern geſtatten, da Glanz und Schmuck des Offiziers dazu beitragen, ſein Anſehen bei den eingeborenen Truppen zu erhöhen.

Es war ein ſchöner junger Mann, noch nicht dreißig Jahre alt, mit vollem, ſchwarzem Schnurrbart und von mehr ſchlanker als kräftiger Geſtalt. Das etwas blaſſe, aber noch jugendlich friſche Geſicht zeigte einen

träumeriſchen Ausdruck; auch war die Haltung des Reiters nachläſſiger, als man ſie bei europäiſchen Offizieren findet. Der Orientale läßt ſich gehen, bis der Augenblick ſeine ganze Kraftanſtrengung verlangt. Der Schnitt des Geſichts zeigte den Kaukaſier oder Circaſſier.

Der junge Offizier ritt langſam unter den ſchönen Buchen hin, in Gedanken verloren, als plötzlich ein Mann in der ärmlichen Tracht der eingeborenen Bauern hinter einem Baumſtamme hervortrat. Da er waffenlos war und ſeine ſpitze Mütze demüthig in der Hand trug, ſo hatte der Offizier nicht nöthig, nach ſeinem Säbel oder nach den Piſtolen zu greifen, deren goldverzierte Schäfte aus den Halftern hervorglänzten. Er wollte auch ruhig, ohne auf den Bauer zu achten, weiter reiten, als er ſah, daß dieſer ihm ein Papier hinhielt.

„Was willſt Du? Eine Bettelei?“ fragte der Offizier in der Sprache der Eingeborenen.

„Nein, hoher Herr! Ein Brief, der von weit, weit her kommt.“

Der Offizier nahm den Brief, der die Spuren langer Wanderung trug, nicht ohne den Ausdruck eines gewiſſen Mißbehagens, in den ſich Verwunderung miſchte. Die einfache Aufſchrift in franzöſiſcher Sprache lautete: „An Daniel Garika in Garika.“ Der Offizier blickte nach dem Siegel, aber es war zerknittert und unkenntlich geworden.

Endlich öffnete er den Brief und las nur die wenigen Zeilen:

„Ich lebe und denke an das Vaterland und vergangene Zeiten. Was denkſt Du? Sei bereit, mir zu antworten, wenn ich Dich wiederſehe.

George Garika."

Der Offizier ſtieß einen kurzen Ruf des Erſtaunens aus und ſeine Wangen färbte ein helleres Roth. Dann wandte er ſich mit dem Rufe: „Woher haſt Du das?" an den Bauer. Aber dieſer war verſchwunden.

Ueberraſcht, faſt beſtürzt, hielt Daniel Garika auf ſeinem Pferde und las theils den Brief wieder und wieder, theils blickte er um ſich, ob der Bauer nicht noch einmal erſcheine. Aber er blieb allein unter den einſamen Bäumen, deren rothes Laub im Winde rauſchte und zuweilen ein glutfarbenes Blatt auf den herbſtlichen Raſen niederſandte.

„George lebt — er lebt!" flüſterte er vor ſich hin. „Und was bedeuten dieſe ſeltſamen Worte? Vaterland — vergangene Zeiten — ich ſoll bereit ſein, ihm zu antworten! Seit zwölf Jahren glaubte ich ihn todt! Wo war er denn? Wo iſt er? Hier in der Nähe?"

Und er blickte abermals um ſich, als ob er eine fremdartige Erſcheinung erwartete. Aber Alles blieb ſtill. Nur in weiter Ferne ließ ſich der Hufſchlag eines Pferdes

vernehmen. Daniel unterſuchte noch einmal das Siegel, fand es aber auch diesmal unkenntlich und zerriß nun den Brief in eine Menge kleiner Stücke und warf ſie in den Wind, der ſie verwehte. Ein Reiter wurde unter den Bäumen ſichtbar, ein junger Eingeborener. Sobald Daniel ihn erkannte, nahm ſein Geſicht einen erwartungsvollen Ausdruck an, und er ritt dem Reiter entgegen, der demüthig grüßte und ihm einen Brief überreichte, einen zarten Brief auf roſafarbenem Papier und mit friſch geſchriebener Aufſchrift: „Dem Prinzen Daniel Garika.“

Daniel erbrach ihn haſtig und las die Worte in franzöſiſcher Sprache:

„Mein lieber Prinz! Nina und Michael beſuchen eine Familie in der Stadt. Ich bin zurückgeblieben. Darf ich Sie erwarten?

Sophia.“

Daniel, freudig erregt, warf dem Reiter ein Geldſtück zu, das dieſer auffing, und rief. „Ich komme!“ In demſelben Augenblick erſchien jedoch ein anderer Reiter auf ſchaumbedecktem Pferde und überreichte Daniel einen zweiten Brief, deſſen Form und Aufſchrift dieſelbe Schreiberin bekundete. Daniel öffnete ihn diesmal zögernd und las die Zeilen:

„Mein lieber Prinz! So eben kommt Paul. Ich

melde es Ihnen in aller Eile, um Ihnen nicht unwahr zu ſcheinen. Wird dies ein Hinderniß für Sie ſein? Ich hoffe nicht.

Sophia."

Der zweite Bote erhielt keinen Lohn. Düſter blickte Daniel Garika vor ſich hin und gab dann den beiden Boten ein Zeichen, ſich zu entfernen.

„Verwünſcht!" rief er vor ſich hin. „Immer dieſer Paul! Soll das Spiel ewig dauern? Erſt die Einladung, dann dieſe Nachricht hinterher! Der Teufel traue ihr! Gehe ich? Gehe ich nicht? Es iſt mir eine Qual, mit dem hochmüthigen Ruſſen zuſammen zu ſein, mit ihm die Blicke und Worte Sophia's zu theilen! Vorwärts — ja, ich will! Habe ich den Ruſſen zu ſcheuen? Entweder Sophia oder — George, wenn Du kommſt, werde ich Dir eine Antwort geben! Sie liegt in Sophia's Hand. Du haſt mich an die Vergangenheit erinnert, an die Zeit, in der unſere Ahnen Könige waren! Gut, wir wollen ſehen, ob ein Koſakenhäuptling den Enkel eines Königs aus dem Felde ſchlägt!"

Und mit glühendem Antlitz ſprengte er nach Weſten, den verſchwundenen Boten nach.

Wie der Wind flogen Roß und Reiter durch den herbſtlichen Wald. Der Reiter dachte nicht daran, die Schönheiten zu genießen, die ſich nach allen Seiten hin

darboten; ſein Herz war voll Unruhe, und außerdem waren ihm ja dieſe Schönheiten etwas Altes. Die wundervollen, glühendrothen Kronen der Buchen, Eichen und Linden, der Platanen, Eſchen und Ulmen, zwiſchen denen die faſt noch ſommerlich grünen Ranken der Schlingpflanzen ſich in ſüdlicher Fülle hinzogen — er kannte ſie ja von Jugend auf. Die Lichtungen mit ihrem bereits gelblichen, aber immer noch erfriſchenden Raſen und ihren einzelnen maleriſchen Baumgruppen entlockten ihm kein Staunen der Bewunderung mehr. Dieſes Paradies war ſein Vaterland; er kannte den Namen jedes kleinen Dorfes, das aus den Bäumen an einem Bach hervorlauſchte, oder ſich an einem dicht mit Geſträuch bewachſenen Felſen hinaufzog, und die herrlichen Formen der Baumwipfel und Berge riefen auch nicht ein einziges Mal das Bewußtſein ihrer Schönheit in ihm wach. Seine Gedanken weilten bei denen, die er hinter ihnen finden ſollte.

So ritt er ſcharf faſt eine halbe Stunde lang, bis der Wald ſich plötzlich lichtete und eine Landſchaft vor ihm lag, die jedes fremde Auge mit Entzücken erfüllt haben würde. Ein Thal, von mehreren Bächen durchzogen, die dem Karaſſu zueilten und deren Lauf von faſt noch grünen Bäumen begleitet wurde, dehnte ſich breit und gemächlich vor ihm aus. Zur Linken war es be-

grenzt von einem ſanft im Halbkreis zurückweichenden Walde, vor ihm, jenſeits des Thals, zog ſich ein mäßiger Hügel hinauf, bedeckt mit Wald- und Obſtbäumen, die ein Schloß umrahmten, deſſen Gemäuer durch das Laub hervorblickte. Nördlich von dem Schloſſe, zur rechten Hand des Reiters, zeigten ſich am Fuße des Hügels nach dem Karaſſu hin die Häuſer eines kleinen Orts. Lieblicheres und zugleich Edleres als die Formen des ſanft ſchwellenden Hügels und der Umriſſe der Baumgruppen vermochte man ſich nicht zu denken. Hier und dort weideten Heerden, von Knaben und Männern in der einfachen, aber maleriſchen Landestracht gehütet, eine Heerde Füllen trabte über den weichen Wieſengrund, ſich ergötzend in luſtigen Sprüngen — es war in der That ein Bild des Paradieſes!

Daniel Garika ritt etwas langſamer durch das Thal dem Schloſſe zu. Er fürchtete, man könne ihn von dort aus bemerken, und mochte ſich nicht zu eilig zeigen. Die Landleute, an denen er vorüberkam, zogen demüthig ihre flachen Mützen; ſie betrachteten ihn immer noch als den Herrn des Landes, über das der Großvater Daniel's als König geherrſcht hatte, bis Rußland die Länder, welche den Süden des Kaukaſus umſpannen, unter ſein Scepter zwang. Auch Schloß und Stadt Dari, die vor dem Reiter lagen, hatten einſt den Garikas gehört.

Jetzt waren sie als Mitgift für Daniel's Schwester Nina an den Grafen Michael Brazow gefallen, einen Russen. Es war ein kleines, aber schönes Königreich gewesen, über welches die Garikas einst geboten. Jetzt war dem Königsenkel nichts geblieben als der Ertrag des Gebietes, das zu Garika gehörte, und sein Rang als Milizoffizier. Freilich war der Landstrich, den er sein nannte, immer noch so groß als manches deutsche Fürstenthum. Aber die Herrschaft lag in den Händen des Czaren und seines mächtigen Stellvertreters, des Generalgouverneurs von Cis- und Transkaukasien, damals Fürst Woronzow. Daniel Garika galt nicht mehr, vielleicht sogar weniger als jeder russische Unterthan.

Kamen dem Fürsten düstere Gedanken, als er durch das Thal ritt? Fast schien es so, denn seine Stirn war gefaltet, seine Miene finster. Nach dem Tode seines Vaters und seiner Mutter in Petersburg erzogen, hatte er freilich die Macht Rußlands bewundern und fürchten gelernt; jeder Gedanke daran, daß er einst wieder als eigener Herr in diesem Lande gebieten könne, war längst in ihm erstickt; über die Bemühungen Schamyl's und seiner Genossen, dem riesigen Gegner Rußland Widerstand entgegen zu setzen, zuckte er mitleidig und fast verächtlich die Achseln. Aber das Königsblut wallte dennoch zuweilen in ihm auf. Er liebte Sophia, die

Schweſter Brazow's, die ſich ſeit einiger Zeit in Dari zum Beſuch befand, aber er liebte ſie nicht allein. Ein Reiteroffizier, Paul Ombrazowitſch, ein Freund und früherer Waffengefährte Michael Brazow's, der das Commando über eine in der Nähe ſtehende Cavallerieabtheilung führte, machte ihr eifrig den Hof. Paul Ombrazowitſch war, wie es hieß, der Sohn eines Koſakenführers. Sollte ein Mann, der dem niedern Adel angehörte, dan Sieg davontragen über den Enkel eines Königsgeſchlechts, das ſeinen Urſprung ein Jahrtauſend hinauf verfolgen konnte und einſt unter den Herrſchergeſchlechtern von Kolchis berühmt geweſen war? *)

Am Fuße des Hügels angelangt, ſpornte Daniel Garika ſein Roß wieder an und ſprengte den gut gebahnten Weg hinauf bis in den Schloßhof. Das Schloß war demjenigen von Garika ſehr ähnlich, aus verſchiedenen Gebäuden von ungleicher Bauart und verſchiedenem Alter zuſammengeſetzt, umgeben von einer nicht allzu feſten Mauer. Auf dem Hof ſprangen Diener herzu, das Pferd des Fürſten in Empfang zu nehmen. Er fragte nach der Gräfin Sophia. Sie ſei mit dem Major Ombrazowitſch in den Park gegangen, lautete die Antwort,

*) Wir verſtehen hier unter Kolchis nicht nur den ſchmalen Küſtenſaum am öſtlichen Ufer des Schwarzen Meeres, ſondern auch die Gebiete landeinwärts bis nach Georgien hin. D. V.

erſt vor kurzem, und hätte die Weiſung hinterlaſſen, Früchte, Gebäck und Liqueure nach dem Springbrunnen zu bringen.

Daniel ging haſtig nach dem Park, das Herz klopfte ihm vor Eiferſucht. Dann aber ſiegte ſein Stolz; er mäßigte ſeine Schritte und ging langſam nach dem Theile des Parks, in welchem ſich der Springbrunnen befand.

Der Park von Dari war wie derjenige von Garika nur ein gelichteter Wald, aber eben deshalb um ſo ſchöner; die Kunſt hätte hier nur verderben können. Blutrothe Buchenblätter bedeckten den Boden und dämpften die Tritte Daniel's. Ranken von wildem Wein, Epheu und Winden verbanden wie Guirlanden und durchbrochene Teppiche die ſtarken Eichen und Buchen, die ſchlankſtämmigen Lorbeer- und die Myrten- und Roſengebüſche.

Durch dieſen zauberiſchen Garten ſchritt Daniel dahin, bis er das Rauſchen des Springbrunnens und ein helles Lachen hörte. Es kam ihm der Gedanke, zu hören, was Sophia mit dem Major ſpreche. Die Eiferſucht iſt ſtets mißtrauiſch, ja ſie entſteht nur aus dem Mißtrauen. Langſam und leiſe näherte ſich Daniel dem Springbrunnen, und durch die bunten Blätter hindurch ſah er Sophia auf einer Bank in der Nähe eines hölzernen Pavillons ſitzen. Der Major ſtand vor ihr.

Sophia Brazow war keine regelmäßige Schönheit, aber ihr frisches Gesicht mit den zart gerötheten Wangen, den dunklen, runden Augen war eins von denen, die im Sprechen Reiz und Leben gewinnen und durch die Beweglichkeit der Züge und durch den Ausdruck von Geist keine Betrachtung über die etwa mangelnde Schönheit aufkommen lassen. Die Form der Stirn und der Nase verriethen ein wenig den russischen Typus. Aber wenn sie lachte und die weißen Zähne durch die rothen Lippen blitzten und die Augen so klar glänzten erschien sie verlockend schön. Ihr ganzes Wesen trug den Stempel der Kraft, der Gesundheit und des Uebermuths. Sie mochte keine zwanzig Jahre alt sein, gewiß nicht darüber, und Alles an ihr, der Teint, die Augen, die Lippen, das prächtige dunkle Haar, die gerundeten Formen der kaum mittelgroßen Gestalt, zeigte jene erste glänzende Frische der Jugend, die für sich allein schon oft Schönheit ist. Ihr Anzug war einfacher, als man ihn gewöhnlich bei den Russen des Orients, die ihn phantastisch ausschmücken lernen, findet; eine Art polnischer Schooßjacke, knapp anschließend, ein Seidenkleid, ein leichtes Hütchen und etwas Schmuck bildeten ihre ganze Toilette. Nur das fast röthliche Braun der Jacke und das helle Gelb des Kleides deuteten mit ihren lebhaften Farben auf den Orient.

Der Major war in seiner Dragoneruniform. Seine Gestalt war derjenigen Sophia's ähnlich, nicht groß, kräftig, aber von guten Verhältnissen. Sein Gesicht zeigte den vollendeten Typus eines blonden Russen, die Augen nicht groß, aber glänzend, die Nase ein wenig emporgerichtet, die Stirn nicht hoch, aber voll Leben. Hätte man sein Gesicht im Einzelnen prüfen wollen, so würde er die Probe der Schönheit schlecht bestanden haben. Und doch war der Eindruck, den er machte, durchaus kein ungefälliger. Auch in seinem Wesen lag Kraft und Gewandtheit, in seinen markirten Zügen Klugheit und Energie, seine ganze Erscheinung hatte etwas Abgerundetes, in sich Geschlossenes, das den entwickelten Mann kennzeichnet. Er hielt die Mütze in der Hand und sprach lebhaft mit Sophia. Die Sonne fiel auf sein rothblondes, starkes und gekräuseltes Haar, auf den stattlichen, wohlgeformten Schnurrbart und ließ sie wie Gold glänzen. So machte er den Eindruck eines kräftigen Soldaten, zugleich aber auch eines Mannes von geistiger Begabung und weltmännischer Durchbildung. Ein wenig zu lebhaft waren seine Bewegungen, etwas zu scharf, fast lauernd war sein Blick. Der eifersüchtige Daniel mochte nicht so ganz Unrecht haben, wenn er behauptete, dem Major klebe etwas vom Parvenu oder wenigstens vom Abenteurer an. Es fehlte ihm die

Ruhe des geborenen Ariſtokraten. Aber ſeine lebhafte Natur entſchuldigte ſeine Beweglichkeit. Stirn und Augen verriethen, daß unruhige Gedanken ſich hinter ihnen jagten.

Beide ſprachen ruſſiſch, welche Sprache Daniel von Petersburg her, wo er nur ruſſiſch und franzöſiſch geſprochen, gut genug verſtand. Der Major erzählte, wie er auf ſeinem Ritt nach Dari dem Bruder Sophia's und deſſen Gemahlin begegnet und ihnen ſchnell ausgewichen ſei, um von ihnen nicht zu erfahren, daß Sophia ſich allein auf dem Schloſſe befinde, und dann mit ihnen umkehren zu müſſen. Er erzählte gut, denn er beſaß die Gabe, auch die unbedeutendſten Dinge in ein angenehmes Gewand zu kleiden. Die Damen fanden ihn ſehr unterhaltend; Daniel dagegen behauptete, wenn er ſich frei ausſprechen konnte, der Major habe etwas vom Harlekin. Jedenfalls kannte Paul Ombrazowitſch die Frauen, und wußte, wie man mit ihnen ſprechen müſſe.

„So geſtehen Sie ſelbſt ein, Major, daß Sie Unrecht gethan haben, hierher zu kommen!“ rief Sophia. „Sie hätten umkehren müſſen, das fühlen Sie. Sagen Sie ſelbſt, was daraus folgt!“

„Daß ich um ſo mehr Ihre Theilnahme verdiene, weil ich Ihretwegen einen Verſtoß gegen die Convenienz begangen“, antwortete der Major lächelnd. „Ich fühle

mich ſtrafbar, aber Sie dürfen mich nicht verurtheilen!"

„Dennoch, weil Sie etwas gewagt, wozu Sie kein Recht hatten!" rief Sophia. „Oder würden Sie behaupten können, daß ich Sie zu ſolchen Beſuchen ermuntert?"

„Und wenn ich es behauptete, Comteſſe?" fragte der Major etwas keck.

„So würde ich Sie ohne Erbarmen Lügen ſtrafen", antwortete Sophia etwas ernſter.

„Ich bitte um Verzeihung!" ſagte Paul ergeben. „Reichen Sie mir Ihre Hand, Comteſſe, als Zeichen der Vergebung und der Erlaubniß, bei Ihnen bleiben zu dürfen!"

„Ich würde ſie Ihnen nicht geben, die Erlaubniß nämlich, wenn wir allein wären!" antwortete Sophia. „Da ich aber den Fürſten Daniel bemerke, ſo fällt der Hauptgrund für meine Weigerung weg, und es ſei Ihnen geſtattet, mir Geſellſchaft zu leiſten."

„Fürſt Daniel?" fragte Paul, ſeinen Mißmuth augenblicklich hinter der ſchnellen Bewegung verbergend, mit der er ſich umblickte. „Wo iſt er denn?"

Daniel war glühend erröthet, als die Worte der Gräfin ihm verriethen, daß ihre ſcharfen Augen ihn wahrſcheinlich ſchon ſeit ſeinem Erſcheinen bemerkt hatten.

Doch faßte er ſich ſchnell, zögerte noch einen Moment bei der Weinranke, hinter der er ſtand, als ob er etwas betrachte, und trat dann vor.

„Ich glaubte wahrlich, die Rebe dort treibe neue Blüten“, ſagte er, gleichſam ſein Zögern entſchuldigend, und begrüßte ſich dann mit Sophia Brazow. Es konnte nicht auffällig ſcheinen, daß ſie ihm die Hand reichte; er war ja ihr Verwandter und galt in aller, ſelbſt in des Majors Augen für den begünſtigten Bewerber. Daniel und der Major begrüßten ſich höflich, etwas kalt, aber doch mit einer gewiſſen Vertraulichkeit, die allmälig zwiſchen Perſonen, welche ſich oft ſehen, eintritt.

Zwei Diener, die auf großen Schüſſeln Früchte und Gebäck brachten, erleichterten das Anknüpfen der Unterhaltung, die jetzt franzöſiſch geführt wurde. Die Herren nahmen einige von den kleinen Kuchen und tranken Maraschino und Curaçao; von letzterem verſchmähte ſelbſt Sophia ein Gläschen nicht. Man ſprach über das Wetter, das noch immer ſehr ſchön war und den Aufenthalt im Freien geſtattete, über das Befinden Michael's und Nina's und über den Krieg. Der Major hatte neue Nachrichten und die Beſtätigung früherer Mittheilungen erhalten. Er berichtete, daß Fort Tſchefketil (von den Ruſſen St.-Nikolai genannt) ſich noch in den Händen der Türken befinde, daß aber die Generale Orbeliani und

Bebutow die Türken bei Bajandur geſchlagen hätten, und daß die Nachricht eines neuen, erſt in den letzten Tagen erfochtenen Siegs bei Supliß angelangt ſei. Die Türken, erzählte der Major, zögen ſich überall zurück, doch hätten ſie ſich beſſer geſchlagen als früher.

„Ich muß geſtehen, daß mich zuweilen doch ein Lüſtchen anwandelt, den Tanz mitzumachen“, fügte er hinzu. „Ich habe zwar beſſere Gegner mir gegenüber geſehen, die Kabylen, die Ungarn, die Tſchetſchenzen, aber das Pfeifen der Kugeln bleibt doch immer eine angenehme Muſik, und wenn ich dächte, die Türken hielten Stand, ſo ließe ich mich zum Fürſten Andronikow nach Akalzich verſetzen.“

„Da ſieht man, wie conſequent die Männer in ihren Behauptungen ſind!“ ſagte Sophia achſelzuckend „Noch vor kurzem hörte ich Sie ſagen, Sie möchten Ihre Garniſon in Kureli mit keiner andern vertauſchen.“

„Ich könnte bei dem Wortlaut meiner Behauptung beharren“, antwortete der Major lächelnd. „Eine andere Garniſon wünſche ich mir nicht. Aber die kämpfende Armee iſt keine Garniſon. Uebrigens kann man nicht wiſſen, ob wir nicht bald mit Schamyl zu thun haben werden. Dann würden auch Sie Ihren Säbel ſchleifen laſſen müſſen, Prinz!“

„Der iſt noch geſchliffen von der Zeit her, wo ich

als Fähnrich gegen die Tſchetſchenzen kämpfte", antwortete Daniel Garika mürriſch. „Und wenn ich mich nicht darum bewerbe, unter Orbeliani oder Andronikow in die active Armee aufgenommen zu werden, ſo liegt der Grund nur darin, daß ich nicht das Intereſſe, wie Sie, bei dieſem Kriege habe."

Es zeigte ſich Erſtaunen auf dem Geſichte des Majors und der Gräfin. Es war das erſte Mal, daß der Fürſt eine Aeußerung gemacht, die oppoſitionell klang.

„Ich will nicht weiter in Sie dringen", ſagte Ombrazowitſch, „aber Ihre Andeutung iſt zu kurz, um mir verſtändlich zu ſein."

„Nun, ich meine, daß ich, obgleich ein ruſſiſcher Unterthan, doch die Vergangenheit noch nicht vergeſſen kann", ſagte Daniel mit derſelben düſtern Miene. „Es fällt mir nicht ein, mich Rußland feindlich zu zeigen, ich erkenne die Macht und Oberhoheit des Czaren bereitwillig an und füge mich ergeben in mein Schickſal; davon habe ich Beweiſe genug gegeben. Aber ſo begeiſtert wie ein Altruſſe kann ich mich nicht gegen diejenigen ſchlagen, die mir ein Königreich bieten!"

Sophia ſah mit dem höchſten Befremden auf den Fürſten. Das war eine Aeußerung, die, wenn ſie in der gehörigen Form und vielleicht mit kleinen Abänderungen nach Petersburg berichtet wurde, dem Fürſten einen Paß

nach Sibirien eintragen konnte. Schlummerte in dieſem Manne, der in Garika ein unthätiges und erſchlaffendes Leben führte, wirklich noch etwas von dem Muthe ſeines Vaters und ſeiner Großmutter? Sophia kannte als Familienmitglied die Geſchichte der Garikas gut genug. Der Großvater Daniel's war ein entnervter, willensſchwacher Mann geweſen, dem Rußland ohne viele Mühe das Scepter aus den Händen genommen; anders aber die Großmutter, die einen ruſſiſchen Offizier, der ihr den Gehorſam verweigerte und ſie mit Gewalt nach Tiflis führen wollte, mit dem gezückten Dolch aus ihrem Zimmer vertrieben hatte, und erſt ſpäter mit Liſt und Gewalt nach Petersburg gebracht worden war, wo ſie bald ſtarb; anders auch der Vater Daniel's, der überwieſen worden, daß er einen Aufſtand der Bergvölker nicht nur heimlich unterſtützt, ſondern auch im Begriff geweſen, ſich demſelben anzuſchließen. Man hatte ihn nach Sibirien geſchickt; er war auf der Reiſe dorthin oder kurz nach der Ankunft geſtorben. Auch die Mutter war bald darauf verſchieden. Die drei Kinder, Daniel, Giorgi und Nina, hatte man in Petersburg erzogen. Dort war Giorgi verſchwunden; es hieß, er ſei beim Baden in der Newa ertrunken. Seit jener Zeit hatte, wie wir wiſſen, Daniel Garika dem ruſſiſchen Gouvernement eine unbedingte Ergebenheit gezeigt, und die Heirath Nina's mit

Michael Brazow, einem Altruſſen von erpro bter Treue, ſchien das Band zwiſchen den Kindern der frühern Könige von Garika und Rußland ſo feſt geknüpft zu haben, daß Niemand mehr an eine Löſung deſſelben dachte.

„Altruſſe oder Neuruſſe", ſagte der Major ernſt, aber doch in ganz ruhigem Tone, „Sie ſind immer Ruſſe und müſſen für die Ehre des großen Vaterlandes einſtehen."

„Das weiß ich", antwortete Daniel kurz ablehnend. „Und dennoch wäre es zu viel verlangt, bei mir dieſelben Sympathien für Rußland vorauszuſetzen, wie bei einem Petersburger oder Moskauer, oder auch nur bei den Koſaken, die ja ſchon ſeit längerer Zeit die Unterthanen Rußlands ſind."

„Haben Ihnen denn die Türken Anerbietungen gemacht, Prinz?" rief Sophia ungläubig.

„Nicht mir", antwortete Daniel kurz ausweichend. „Ich habe nur von Verſprechungen gehört, die ſie ihren Bundesgenoſſen gemacht."

„Hm — türkiſche Verſprechungen!" ſagte der Major lächelnd. „Wollen Sie ſich mit den Kurden auf eine Linie ſtellen? Das ſind auch Bundesgenoſſen der Türken."

„Sie ſind nicht ſchlimmer als die Baſchkiren und —"

Daniel unterbrach ſich. Er hatte ſagen wollen: die Koſaken.

„Die Mongolen zum Beiſpiel!“ fuhr er dann langſam fort. „Doch brechen wir davon ab. Sie kennen meine Geſinnungen. Ich bin dem Kaiſer ergeben, wie es nur einer ſein kann, und wenn er mich ruft, ſtehe ich ihm zu Dienſten. Aber drängen werde ich mich zu dieſem Kriege nicht.“

Man ſah es den Augen und den Zügen Sophia's an, daß ſie verwundert überlegte. Woher plötzlich dieſe Mißſtimmung bei einem Manne, der bisher ſeine Milizuniform mit demſelben Stolze und mit mehr Eitelkeit vielleicht getragen hatte, wie jeder ruſſiſche Offizier? Errieth ihr kluges Köpfchen, daß Daniel Garika ſich nur intereſſant machen, daß er andeuten wolle, die Umſtände könnten ihn zu etwas Anderem erheben, als er jetzt war, ja daß er ſich vielleicht zu dem gefährlichen Wageſtück entſchloſſen habe, der ruſſiſchen Regierung gegenüber den Mißvergnügten zu ſpielen, um dadurch einige Conceſſionen zu erlangen, Conceſſionen, die ſich möglicherweiſe ſelbſt auf Sophia Brazow erſtrecken konnten? Denn Czar Nikolaus zog auch die Heirath liebenswürdiger Frauen in den Bereich ſeiner Politik, und wenn es räthlich erſchien, Daniel Garika durch eine Heirath mit der Comteſſe feſter an das ruſſiſche Intereſſe zu binden, ſo ließ ſich vorausſehen, daß der entſprechende Wink von Petersburg nicht ausbleiben würde.

„Machen wir einen kleinen Spaziergang! Die Luft iſt kühl", ſagte ſie mit einiger Ungeduld.

Sie erhob ſich, und die beiden Herren gingen neben ihr dem Walde zu. Das Geſpräch wandte ſich auf andere Dinge. Man ſprach von Tiflis, wohin ſich die Gräfin während der nächſten Monate begeben wollte, und beide Herren gaben ziemlich deutlich ihre Abſicht zu erkennen, ihr dorthin zu folgen.

So gelangte man in den Wald, der von dem Park nur durch ein ſehr einfaches Gitter getrennt war. Hier, an einem reizenden Platze, gebot Sophia Halt und ſetzte ſich auf einen breiten Stein, der eigens zu dieſem Zwecke hierher gerollt zu ſein ſchien. Die beiden Herren blieben ſtehend neben ihr.

Es war eine natürliche Rotunde, wie ſie die Natur kaum ſchöner hervorbringen konnte. Sechs Säulen von den verſchiedenartigſten Schlingpflanzen, unter ſich durch ſchwankende Blättergewebe verbunden, bildeten faſt einen Kreis und ſchloſſen ſich oben in einer Höhe von mehr als fünfzig Fuß zu einer farbenglühenden Kuppel zuſammen, durch welche das Blau des Himmels nur wie Theile einer großartigen Moſaik hindurchſchimmerte. Die fortwährende leichte Bewegung dieſer Blätter, welche bei jedem Windhauch erzitterten, erhöhte den Farbenſchimmer dieſer aus Gold, Purpur und Smaragd geflochtenen

Säulen und Wölbungen. Nur wenn das Auge ſcharf die Ueberfülle der Schlingpflanzen durchdrang, oder auch die ſuchende Hand das Auge unterſtützte, entdeckte man, daß die ſechs Säulen von alten, längſt vermoderten Stämmen gebildet waren, die durch die tauſendfachen Verſchlingungen der Epheu-, Winden-, Brombeer-, Hopfen- und Rebenranken geſtützt und zugleich mit einem glänzenden, aber trügeriſchen Schimmer jugendlichen Lebens geſchmückt waren. Die Vegetation iſt in dieſem feuchten Erdreich ſo gewaltig, daß viele Stämme abſterben, ehe ſie die ganze Fülle und Kraft ihres Daſeins erreicht haben, weil die Schmarotzergewächſe ihnen Licht und Luft entziehen; dennoch bleiben ſie oft noch jahrelang aufrecht, geſtützt durch die Ranken der Schlingpflanzen, bis ein Sturm ſie niederſtürzt und ſie dann den Boden zu noch größerer Fruchtbarkeit düngen. Dieſe Wälder ſind oft ſelbſt in der Nähe bewohnter Orte noch wirkliche Urwälder. Nur ihre Ränder ſind gelichtet; in das Innere dringt ſelten der Fuß und noch ſeltener die Axt des Menſchen.

Was den Reiz dieſes natürlichen Kuppelbaus erhöhte, war die Oeffnung nach der einen Seite hin, die durch eine natürliche Lichtung einen Blick in die weite, weite Ferne, bis zu den bläulichen Bergen des ſüdlichen Kaukaſus, bot — eine dufterfüllte Landſchaft, eingefaßt

in den Barockrahmen der goldenen Blätter. Sophia liebte dieſen Ort, und wahrlich nicht mit Unrecht; er war die Perle dieſes Paradieſes.

Die Unterhaltung drehte ſich noch um Tiflis, dieſe ſchnell emporblühende Hauptſtadt der ſüdlich vom Kaukaſus gelegenen Provinzen, um einige Maßregeln des Generalgouverneurs und um einige Familien, die von Petersburg aus nach Tiflis übergeſiedelt, weil ihre Häupter zur kaukaſiſchen Armee beordert worden. Ombrazowitſch, unruhig und beweglich, wie er war, und vielleicht auch gelangweilt durch die Gegenwart Daniel Garika's, haſchte hier und dort nach einem Käfer, beſah ihn, warf ihn wieder fort, ging auch zuweilen einige Schritte in das Dickicht hinein, um einen ſeltenen Käfer zu fangen, nahm aber ſtets an der Unterhaltung Theil.

Plötzlich ſtieß Sophia einen leichten Schrei aus und ſprang auf.

„Eine Schlange!“ rief ſie. „Jagen Sie das Thier fort, meine Herren!“

In der That ſchlängelte ſich eine Natter langſam und in zierlichen Windungen über den mit gelben Blättern bedeckten Raſen. Sie kam furchtlos faſt bis in die Mitte des freien Platzes, in die Gegend, in welcher der Major ſtand, der ſie ruhig beobachtend erwartete.

Daniel hatte ſich ſchnell nach einem Gegenſtande umgeſehen, mit dem er die Schlange verjagen könne, da er aber keinen fand, ſchien er im Begriff, den Degen ziehen zu wollen.

„Es hat gar keine Gefahr, Comteſſe!“ rief Ombrazowitſch. „Dies iſt eine ganz unſchädliche Natter!“ — er nannte den lateiniſchen Namen — „und wäre es ſelbſt eine giftige, ich weiß mit dieſen Thieren umzugehen!“

„Nehmen Sie ſich in Acht, Major!“ rief die Gräfin, die ſich nach dem Eingange der natürlichen Laube zurückgezogen hatte, dort aber, von Natur muthig, ſtill ſtand, um die geſchickten, ſelbſt graziöſen Bewegungen der Schlange zu beobachten.

„Erlauben Sie, ich will ſehen, ob ich meine alten Künſte noch kann!“ rief Ombrazowitſch lächelnd und trat auf die Natter zu, die ſich zuſammengeringelt hatte und ihn mit einer gewiſſen Scheu zu erwarten ſchien.

Darauf ſchlug er den Aermel ſeiner Uniform ein wenig zurück, ſodaß die rechte Hand freier wurde, und ließ ein leiſes, eigenthümliches, faſt ſingendes Ziſchen hören, während er die Hand ſtarr nach der Schlange ausſtreckte. Dieſe ſchien aufzuhorchen, richtete dann ſchnell den Kopf empor, ſah ſich um und wiegte ſich einige Sekunden lang auf ihrem ſchlanken Oberleibe. Dann

ſchnellte ſie auf Ombrazowitſch zu. Sophia ſtieß einen Ruf des Schreckens aus. Der Major blieb ruhig ſtehen und begann nur die Hand zu bewegen, ſehr langſam und in beſtimmten arabeskenartigen Linien. Die Schlange hielt den Kopf beinahe eine Minute lang unbeweglich in erhobener Stellung, dann begann ſie faſt widerwillig die Bewegungen nachzuahmen, die allmälig ſchneller wurden. Ombrazowitſch zog nun mit der Hand verſchiedene Linien durch die Luft; die Schlange, wie gebannt und beherrſcht durch ſeinen Blick und ſeine Hand, folgte allen Bewegungen der letztern, ſenkte den Kopf, beſchrieb Kreiſe, ſich um ſich ſelbſt drehend, folgte auch dem Major, der jetzt ſeinen Standpunkt veränderte, aber unabläſſig daſſelbe ſingende Ziſchen hören ließ. Es war ein eigenthümliches Schauſpiel, deſſen Reiz durch die anmuthigen Bewegungen des ſchlanken Thieres erhöht wurde. Die Gräfin trat unwillkürlich einige Schritte näher. Der Major aber ſah ſie nicht an; er hielt ſeine Blicke unverwandt auf die Natter gerichtet, die zuletzt jede Bewegung der Hand des Majors mit derſelben Schnelligkeit nachahmte, mit der er ſie that. Endlich führte er ſie an den Rand des Dickichts, ließ ſeine Bewegungen langſamer werden und ſtreckte zuletzt lange die Hand unbeweglich über ſie aus, bis die Schlange ſich niederlegte und in Ruhe oder Ermattung zu verſinken ſchien.

„Köſtlich, Herr Major!“ rief Sophia ganz entzückt und klatſchte in die Hände. „Wo haben Sie das gelernt?“

„O, das iſt nichts Beſonderes“, erwiderte Ombrazowitſch, leicht Athem ſchöpfend. „Ich habe es einigen ſogenannten Schlangenbändigern abgelauſcht und glaubte es wagen zu können, da dieſe Natter jedenfalls eine unſchädliche iſt. Man ſagt, daß dieſe Thiere, wenigſtens eine Zeit lang, ihrem Bändiger überall folgen. Wir wollen nachher ſehen, ob das wahr iſt!“

„O wie intereſſant!“ rief Sophia, und es lag etwas ſo Bewunderndes in dem Blick, den die Comteſſe dabei auf den Major warf, daß Daniel Garika vor Eiferſucht erbleichte. Er fühlte, daß er bei dieſem Intermezzo nicht nur eine ſehr unbedeutende, ſondern ſelbſt klägliche Rolle geſpielt hatte. Denn er hatte lange Zeit mit der Hand am Griff ſeines Degens geſtanden, während der furchtloſe Major die Schlange tanzen ließ.

Sophia wollte Näheres über die Kunſt wiſſen, die man anwende, um dieſe Thiere zu bändigen. Ombrazowitſch erzählte, was er wußte, und erzählte, wie immer, leicht und intereſſant. Er kam dabei auf Algier zu ſprechen, wo er eine Zeit lang mit den Spahis als Freiwilliger gegen die Beduinen gekämpft und zugleich den franzöſiſchen Krieg gegen die Bergvölker des Atlas gründ-

lich kennen gelernt hatte. Daniel Garika ſank nicht nur, wie es ſo oft der Fall war, zu der Rolle eines bloßen Zuhörers herab, ſondern mußte auch ſehen, mit welchem Intereſſe Sophia der Erzählung des Majors lauſchte. Er war zehnmal im Begriff, ſich zu entfernen, aber ſeine Eiferſucht hielt ihn zurück.

Dabei verließen ſie die Laube, ohne daß Ombrazowitſch und Sophia im Eifer des Erzählens und Hörens ſich der Schlange erinnert hätten. Die Geſellſchaft war ſchon an das Gitter gelangt, das den Park begrenzte, als der Major ſich plötzlich umwandte.

„Ach", rief er, „nun haben wir doch vergeſſen, darauf zu achten, ob die Schlange mir folgen würde!"

Sie ſtanden ſtill. Man hörte ein leiſes Rauſchen in den Blättern und ſah dann die Natter in einer Entfernung von nur wenigen Schritten den Kopf erheben, faſt als wollte ſie andeuten, daß ſie da ſei.

„Nun, wahrlich, das iſt erſtaunlich!" rief Sophia überraſcht. „Das iſt ſeltſam; ich hätte es nimmer geglaubt, wenn ich es nicht geſehen. Dieſe Schlange wäre im Stande, uns bis in das Schloß zu folgen!"

„Das wäre doch nicht angenehm", ſagte der Major lächelnd. „Ich werde ſie verſcheuchen!"

„O nein, nein!" rief Sophia bittend. „Wir wollen ſehen, bis wie weit ſie uns folgt. Es iſt immer noch

Zeit, sie zu vertreiben. Sie ist ja nicht giftig, wie Sie sagen!"

„Man könnte so ein Thier fast liebgewinnen!" sagte der Major gleichmüthig. „Ich will später sehen, ob sie sich greifen läßt. Sie sehen wohl, es ist viel leichter, Schlangen zu bändigen als Herzen, und doch haben beide so viel Aehnliches!"

„Pfui, Major!" rief Sophia. „Wie wollen Sie das beweisen?"

„O, ich könnte hundert Aehnlichkeiten finden!" antwortete Ombrazowitsch. „Aber ich will mich mit der einen begnügen: beide sind aalglatt und entschlüpfen in dem Moment, in dem man sie gefangen glaubt!"

„Und doch sehen Sie, wie die Schlange demjenigen gehorcht und folgt, der sie zu bändigen weiß!" sagte Sophia mit einem Tone, der abermals das Blut aus den Wangen Daniel's trieb.

„Es kommt nur darauf an, wie lange es währt", sagte der Major lachend, und die Gesellschaft setzte ihren Weg fort. Man achtete anscheinend nicht mehr auf die Schlange. Plötzlich aber trat Daniel zurück, und in dem Moment, in welchem der Major und Sophia sich umwandten, sahen sie bereits Daniel den Kopf der Schlange zertreten, die vergebens zu fliehen versucht hatte. Das Thier rollte sich wild im Laube, versuchte

noch einmal den Kopf zu erheben, dann ſchleuderte es Daniel mit dem Fuß weit in den Park hinein.

Ombrazowitſch und Sophia ſtanden faſt erſtarrt. Ein entſetzlicher Jähzorn blitzte in den Augen des Majors und ließ die Adern auf ſeiner markirten Stirn anſchwellen. Sophia war bleich vor Entrüſtung.

„Aber Prinz — Prinz, weshalb thaten Sie das?“ rief die Gräfin endlich mit zitternder Stimme.

„Comteſſe“, antwortete Daniel ruhig, bleich und düſter, „die Schlange war dicht an Ihren Ferſen und erhob den Kopf. Ihr Leben, Ihre Geſundheit galt mir mehr als ein Scherz, eine Gaukelei. Die Verſicherung des Majors, daß das Thier unſchädlich ſei, konnte mich nicht abhalten, es zu zertreten. Es war die Möglichkeit vorhanden, daß er ſich täuſche, und dieſe Möglichkeit genügte mir, zu thun, wie ich thun mußte.“

„Ich danke Ihnen, Prinz!“ ſagte Sophia ſo kalt, daß es faſt wie Hohn klang. Und dann, mit einer Stimme, deren Bewegung ſich faſt dem Weinen näherte, fügte ſie hinzu: „Ein ſo ſchönes, ſo anmuthiges Thier! Vor wenigen Minuten noch entzückte es mich, und nun —“

Sie brach kurz ab und wandte ſich zum Gehen. Ombrazowitſch hatte ſeinen Jähzorn niedergekämpft, aber in ſeinen hellgrauen Augen blitzte es noch drohend und unheimlich.

„Schade!“ ſagte er. „Sie waren zu vorſichtig, Fürſt! Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß es eine ganz unſchädliche Natter war. Sonſt würde ich ſelbſt an die Gefahr, die möglicherweiſe der Comteſſe drohen konnte, gedacht haben. Nun, im Grunde iſt nichts daran gelegen. Sie haben geglaubt, der Comteſſe einen Dienſt zu erweiſen.“

„Ja, das glaubte ich“, antwortete Daniel kurz. „Und in ähnlichen Fällen würde ich ähnlich handeln.“

Die Geſellſchaft ging dem Schloſſe zu. Es wollte ſich kein fließendes Geſpräch wieder anknüpfen laſſen. Sophia war ſichtlich verſtimmt; Daniel erhielt auch nicht einen einzigen Blick. Der Major war faſt der Einzige, der ſprach, meiſt über ſehr gleichgültige Dinge. Es war ſpät am Nachmitage, als man das Schloß betrat. Sophia hatte gewünſcht, daß die Herren irgend eine Erfriſchung nehmen möchten, ehe ſie das Schloß verließen. Die Herren begaben ſich in das Speiſezimmer, in welchem ihnen ein leichtes Mahl aufgetragen wurde. Sophia erſchien bald wieder bei ihnen. Sie war heiterer geworden, doch ſprach ſie faſt nur mit dem Major.

Plötzlich lachte Daniel laut auf. Der Major, der ſich ſo eben ein wenig erhoben hatte, um ein Glas zu nehmen, das Sophia ihm reichte, und auch die Gräfin ſahen ihn verwundert an.

„Verzeihen Sie!“ ſagte Daniel, ſein Lachen, das eigenthümlich ſpöttiſch klang, auch jetzt kaum unterdrückend. „Mir kam eben eine ſehr lächerliche Idee! Ich bitte nochmals um Verzeihung.“

Sophia und der Major ſahen ſich an, als wollten ſie ſich fragen: „Iſt dieſer Mann toll geworden?“ Eine Uhr, welche die fünfte Stunde ſchlug, erinnerte den Major daran, daß er ſchnell aufbrechen müſſe.

„Begleiten Sie mich, Fürſt?“ fragte Ombrazowitſch. „Wir können eine Stunde zuſammen reiten!“

„Ich bedaure“, antwortete Daniel. „Ich muß Nina ſprechen, mit der ich über einige Sachen von Wichtigkeit zu reden habe.“

„Mir aber werden Sie es verzeihen, wenn ich inzwiſchen auf mein Zimmer gehe“, ſagte Sophia. „Ich habe Kopfweh; ich fürchte, die Luft war mir zu rauh.“

„Gewiß, Comteſſe“, ſagte Daniel. „Ich werde Sie doch nicht zwingen, ſich mit mir zu langweilen? Ich werde mir den Inſpector rufen laſſen und mit ihm Billard ſpielen!“

„Vortrefflich!“ ſagte Sophia heiter. „Die Männer ſind nie verlegen, wie ſie ſich amüſiren ſollen!“

Der Abſchied Sophia's von dem Major war ein ſehr vertraulicher, faſt herzlicher. Es ſchien, als habe dieſer Tag die Beiden einander ſehr genähert. Daniel

bemerkte es, aber es blieb trotzdem ein Lächeln auf seinen Zügen, gleichsam eine Erinnerung jenes Lachens, das er so plötzlich aufgeschlagen. Sophia schien befremdet darüber. Bisher hatte sie den Fürsten nur düster und mürrisch gesehen, sobald sie gegen den Major freundlich war. Sie verdoppelte also dem letztern gegenüber ihre Freundlichkeit. Aber auch das reizte den Fürsten nicht. Er schien wie umgewandelt, heiter, wie sie ihn selten gesehen. Sie würde diese Aenderung verstanden haben, wenn Daniel die Hoffnung hätte hegen dürfen, mit Sophia allein zu bleiben, aber nach den Worten, die darüber gewechselt worden, war es unmöglich, daß er hoffen konnte, die Gräfin werde ihm Gesellschaft leisten.

Der Major hielt schon den Thürgriff in der Hand, als sich Daniel Garika ihm noch einmal näherte.

„Also jene Schlange war wirklich ungefährlich?“ fragte er.

„Ich glaube es versichern zu können“, antwortete der Major etwas befremdet.

„Und läßt sich vielleicht sogar zähmen, nicht nur bändigen?“ fragte Daniel.

„Wohl möglich“, antwortete der Major, die Thür öffnend.

„Wie heißt sie doch gleich?“ fragte Daniel scheinbar wißbegierig.

„Ich glaube, es war Coluber sauromates", antwortete Paul Ombrazowitsch. „Doch kann ich mich irren!"

„Ich danke verbindlichst!" antwortete Daniel höflich. „Es thut mir wirklich leid, das arme Thier zertreten zu haben!"

Der Major sah ihn seltsam verwundert an und verließ dann das Zimmer. Als er außer Hörweite sein mußte, schlug Daniel dasselbe tolle Lachen auf. Sophia, die sich bereits an der entgegengesetzten Thür des Zimmers befand, um es zu verlassen, blickte zornig zurück.

„Fürst, Ihr Betragen ist heute fast beleidigend!" rief sie zu ihm herüber.

„Comtesse", rief Daniel, sich zum Ernst zwingend, „Comtesse, ein einziges Wort. Ich will Sie nicht aufhalten. Ich will Ihnen nur sagen, daß es mir leid thut, die Natter getödtet zu haben. Ich werde es in einem ähnlichen Fall nicht wieder thun; ich weiß nun, daß diese Art unschädlich ist!"

„Nun gut, Sie konnten das auch vorher glauben; der Major versteht sich auf solche Dinge!" antwortete die Gräfin, und sie zögerte ein wenig, als sei sie doch neugierig, den Grund von dem Lachen Daniel's zu erfahren.

„Ja, aber ich wußte nicht, daß er sich so gut dar-

auf verſtände!“ ſagte dieſer. „War es nicht wunderbar, wie die Schlange ſeinem Willen folgte? Ich fürchte, er verſteht Herzen ſo gut abzurichten wie Schlangen!“

„Abzurichten? Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte Sophia.

„Mein Gott, ganz einfach!“ antwortete Daniel. „Der Herr Major, der mit allerlei Leuten — weiß der Himmel, beinahe hätte ich geſagt, Geſindel — verkehrt zu haben ſcheint, hatte die Schlange gezähmt. Er trug ſie in einer Blechbüchſe bei ſich. Ich ſah die Büchſe in ſeiner Taſche, als er ſich erhob, um das Glas zu nehmen, das Sie ihm reichten. Auf mein Wort — es thut mir jetzt unendlich leid um das gelehrige und ſchöne Thier. Es iſt ein Verluſt für ihn! Zu wie ſchönen Beluſtigungen hätte ihm ſein Zögling noch dienen können! Daß ich auch nicht früher auf die Idee kam! Ich ſah in ſeiner Wohnung einige ſolcher Büchſen, und er ſelbſt ſagte mir, ſie dienten zur Aufbewahrung lebendiger Schlangen. Deshalb machte er ſich auch im Dickicht zu ſchaffen.“

Und wieder brach er in ein tolles, diesmal auch höhniſches Gelächter aus.

Sophia ſtand erblaßt an der Thür. Die Wahrſcheinlichkeit der Behauptung Daniel's lag auf der Hand. Das gerade erbitterte ſie. Getäuſcht worden zu ſein und Daniel Zeuge einer ſolchen Täuſchung — das ſchmerzte!

„Fürſt!“ rief ſie kalt und verächtlich, „Sie nehmen zu Kunſtgriffen Ihre Zuflucht, die faſt ebenſo niedrig ſind, als diejenigen des Majors wären, wenn er ſie gebraucht hätte! Warum haben Sie davon nicht geſprochen, als der Major zugegen war? Es iſt wahrlich leicht, einen Abweſenden zu verleumden!“

„Comteſſe!“ rief Daniel ernſter, „ich ſchwöre Ihnen, er trug eine ſolche Kapſel in ſeiner Taſche. Hätte ich vorher eine Ahnung von dieſem Betruge gehabt — ja, von dieſem Betruge, ein ſolcher iſt es! — ſo hätte ich das Thier nicht getödtet, das dicht an Ihrer Ferſe war, ſondern den Moment abgewartet, in dem er es wieder einfing, und dann hätte ich ihn erbarmungslos bloßgeſtellt. Aber mit der leeren Kapſel konnte er leugnen — er iſt nie verlegen um Ausreden! Und wozu ſoll ich ihn reizen? Es iſt genug, wenn Sie es wiſſen und ihm künftig ſchärfer auf die Finger ſehen können!“

„Fürſt, ich danke Ihnen für dieſe artige Erklärung!“ antwortete Sophia ſpöttiſch. „Sie beweiſt, daß Sie mehr Phantaſie beſitzen, als Sie mir bisher gezeigt haben. Adieu, Fürſt!“

„Comteſſe!“ rief Daniel, und mit einem einzigen tigerhaften Sprunge war er an ihrer Seite und ergriff ihre Hand — ſein dunkles Auge funkelte und ſeine Lippen bebten — „Comteſſe, Sie müſſen mir Rechenſchaft

geben, Sie müſſen! Weshalb glauben Sie dieſem Abenteurer, dieſem Betrüger mehr als mir? Weshalb beleidigen Sie mich, indem Sie ihm vertrauen? Heute will ich Ihre Antwort, jetzt, in dieſer Minute! Iſt eine wahnſinnige Liebe, iſt eine hingebende Aufopferung, ein alter und berühmter Name, ein Leben ohne Makel nicht im Stande, es mit den Künſten eines Gauklers aufzunehmen? Ich bin dieſes Spiels müde, Comteſſe! Er oder ich! Es wird mir ſchwer, dieſe Worte auszuſprechen. Ich verachte dieſen Menſchen; ich ſollte auch Sie haſſen, weil Sie mich in die Lage verſetzen, ſein Rival zu ſein. Doch ich habe Alles bisher für ein Spiel Ihrer Koketterie gehalten, ich glaubte an Ihr Herz, wenn es auch mit mir ſpielte. Aber ich bin es müde, in Gegenwart dieſes Menſchen gedemüthigt zu werden. Wenn Sie mich nicht lieben, ſo ſagen Sie es, und ich weiß, wo ich Erſatz zu ſuchen habe. Aber wenn Sie mich lieben, ſo will ich dieſen Mann, gerade ihn, aus Ihrer Nähe entfernt wiſſen, denn er handelt nicht ehrlich. Er gebraucht Mittel, mit denen kein Mann gleichen Schritt halten kann, dem die Liebe das Herz und den Kopf durchglüht. Ich verſtehe es nicht, mit kalter Berechnung eine Kokette zu erobern!"

Die Gräfin war anfangs erbleicht; dann hatte ſie ihn ſtarr angeblickt; der Schrecken verlor ſich aus ihren

Zügen; es zeigte ſich etwas wie Theilnahme in ihnen. So hatte Daniel nie zu ihr geſprochen, ſo — um einen Lieblingsausdruck der Frauen zu gebrauchen — intereſſant war er ihr nie erſchienen. Es blitzte Feuer und Kraft in ihm auf. Der träge Enkel eines Königsgeſchlechts ſchien ſich noch einige Tropfen Heldenblut bewahrt zu haben.

„Fürſt“, ſagte ſie ruhig, „laſſen Sie vor allem meine Hand frei; Sie zerbrechen ſie!“

„Gut!“ ſagte Daniel. „Aber ich muß um jeden Preis eine Antwort haben!“

„Ich verzeihe Ihnen Ihre maßloſe Kühnheit nicht“, fuhr Sophia fort, „aber ich werde ſie verſchweigen. Wir ſind Verwandte und ich möchte nicht, daß Michael ſich mit Ihnen entzweite. Sie verlangen eine Antwort. Welche? Ob ich Sie liebe? Ich weiß es nicht. Ob ich den Major liebe? Ich glaube es nicht. Sie haben kein Recht, mich mehr zu fragen. Ich habe nie ein Wort zu Ihnen geſprochen, daß Sie berechtigen könnte, mir die Freiheit meines Willens zu rauben. Ich werde den Major ſehen, ſo oft es mir gut dünkt. Ich bin ein Gaſt in dieſem Hauſe und würde es verlaſſen, wenn man meinen Willen einengen wollte; aber das wird man nicht thun. Ich habe keine andere Antwort für Sie, Prinz! Sie müſſen ſich damit begnügen und mögen thun und laſſen, was Sie wollen.“

„So lieben Sie mich nicht, Sophia?“ fragte Daniel, der ſie bei jedem Satze hatte unterbrechen wollen und deſſen Lippen vor Bewegung bebten.

„Ich weiß es nicht“, antwortete Sophia.

„So werden Sie auch nicht meine Gattin werden?“ fragte der Fürſt.

„Ich werde Ihre Hand annehmen, ſobald ich weiß, daß ich Sie liebe!“ antwortete Sophia.

Daniel ſtand eine Minute ſtumm und bleich; die Gräfin erwiderte kühn ſeinen faſt drohenden Blick.

„Das iſt eine ausweichende, alſo verneinende Antwort!“ ſagte er dann mit ſchwerer Stimme.

„Ausweichend und verneinend, wie Sie wollen!“ antwortete Sophia. „Ich kann ſie nicht anders geben. Ich werde mich nicht binden, bevor ich nicht meines eigenen Gefühls ſicher bin. Im Uebrigen verlange ich, daß Sie in meiner Gegenwart achtungsvoll von dem Major ſprechen. Er hat ſich mir ſtets als ein Mann von Ehre gezeigt, und ehe Sie Beſchuldigungen gegen ihn ausſprechen, müſſen Sie die Beweiſe dafür beſitzen. Adieu, Fürſt! Wenn dieſe Scene nicht die letzte derartige geweſen iſt, ſo verlaſſe ich Dari und verbiete Ihnen überall, wo es auch ſei, den Zutritt zu mir!“

„Comteſſe!“ rief Daniel faſt ſchmerzlich, „Sie treiben mich zum Aeußerſten!“

„Ich folge nur Ihrem Beiſpiel!“ antwortete Sophia. „Ein Mann ſollte ſo viel Achtung vor einer Frau haben, daß er eine Erklärung erſt dann verlangt, wenn er der Gegenliebe ſicher iſt, oder daß er ſich wenigſtens in ehrerbietigen Ausdrücken erklärt. Sie thuen Beides nicht. Deshalb, Fürſt, werden Sie es verzeihlich finden, wenn ich von jetzt an eine vorſichtigere Haltung Ihnen gegenüber annehme. Es gibt, wie es ſcheint, Männer, denen man kein Vertrauen beweiſen darf, ohne daß ſie nicht anmaßend würden!“

„Sophia!“ rief Daniel. „Sie entſtellen, Sie übertreiben! Wie oft haben Sie mich glauben laſſen, daß Sie mich lieben! Wie oft haben Sie meine Erklärung herausgefordert! Sie wiſſen, alle, die uns kennen, betrachten uns bereits als Verlobte —“

„Das iſt nur ein Zeichen, wie oft die Welt ſich täuſcht, und wie oft Männer ſich durch ihre Eitelkeit verblenden laſſen, mehr zu ſehen, als ſie ſehen ſollten!“ unterbrach ihn Sophia kurz. „Noch einmal, Fürſt, jede ähnliche Scene muß zu einem vollſtändigen Bruch zwiſchen uns führen. Seien ſie vernünftig, ſeien Sie beſonnen; daraus werde ich erſehen, daß Sie mich wirklich achten, und dann wird die Zeit vielleicht auch nicht fern ſein, in der ich wirklich weiß, ob ich Sie liebe!“

Sie ſagte das Letztere mit einem ſo plötzlichen

Uebergang vom kalten Ernſt zur ſcherzenden Koketterie, ihre Augen warfen plötzlich einen ſo glänzenden, aufmunternden und zugleich zärtlichen Blick auf Daniel, daß dieſer abermals ihre Hand ergreifen wollte. Aber bereits hatte ſie die Thür geöffnet und verſchwand in derſelben.

Noch lange ſtand Daniel auf derſelben Stelle. Das alſo war der Erfolg dieſes Tages geweſen!

Endlich raffte er ſich auf, verlangte ſogleich nach ſeinem Pferde und ritt zurück nach Garika, langſam, denn die Dunkelheit gebot Vorſicht. Oft knirſchte er mit den Zähnen vor Zorn und nannte ſich einen Schwächling; dann wieder lächelte er und das Herz klopfte ihm ſtärker, denn er ſah ihren verheißenden, glühenden Blick. Spät langte er in Garika an, ſo klug, ſo entſchloſſen, ſo einig mit ſich ſelbſt wie immer!

III.

Die Begegnung.

Es war ungefähr eine Woche ſpäter, um die Mitte des Decembermonats, als Maſter George oder Giorgi, wie man ihn in ſeiner Heimat Garika genannt haben würde, in das ärmliche Zimmer eines niedrigen Hauſes trat, das am Fuße des Forts von Tſchefketil oder St.-Nikolai lag. Es war bereits Dämmerung, und Johnny, der in einer Ecke auf einer Kiſte ſaß und ſeine Pfeife mit echt türkiſchem Tabak rauchte, der ihm aber kaum ſo gut mundete, wie ſein altengliſcher Shag, ſtand auf und ließ ein mächtiges Wer da? vernehmen. Im nächſten Augenblick aber erkannte er ſeinen jungen Herrn und hieß ihn freudig willkommen. George reichte ihm herzlich die Hand. Johnny zündete eine kleine Lampe an, unſern Küchenlampen ähnlich.

„Nun ſetzen Sie ſich, Maſter George!“ ſagte er, auf die Kiſte deutend und eine andere für ſich ſelbſt aus

einem Winkel ziehend. „Freut mich von Herzen, daß Sie wieder da ſind! Kann ich mit etwas aufwarten? Rum, Thee, geräuchertes Fleiſch, das iſt Alles, was ich habe! Es gibt hier nicht viel, Maſter George! Und was es gibt, kann man weder eſſen noch trinken!“

George hatte ſich im Zimmer umgeſehen. Der junge Mann trug die Spuren einer längern Reiſe, aber ſein Ausſehen war gut. Die Bewegung, die Abwechſelung des Lebens ſchien ihm heilſam geweſen zu ſein. Bereits zeigte ſich jener bräunliche Anflug auf ſeinen Wangen, der einem männlichen Geſicht ſo gut ſteht. Johnny bemerkte das auch und winkte George freundlich zu.

„Sehen ganz gut aus, Sir!“ ſagte Johnny. „Bekommen Farbe! Nun, etwas Rum?“

George bat um Thee und Fleiſch, da er vom Morgen an nichts gegeſſen, und Johnny fing an, den Thee auf der Maſchine, die man für dieſen Zweck mitgenommen, zu bereiten.

„Du haſt Dich ja hier ganz traulich eingerichtet!“ ſagte George. „Vor acht Tagen ſah es noch greulich in dieſer Bude aus. Du biſt unbezahlbar, Johnny — überall weißt Du zu helfen!“

„Hab's von Mr. Hywell gelernt — der verſteht's im Großen!“ antwortete Johnny und lachte gutmüthig, als er ſeine Blicke durch das Zimmer ſchweifen

ließ, das trübſelig und öde genug ausſah, aber vor acht Tagen freilich nichts als die nackten und zerriſſenen Wände gezeigt hatte. „Sehr comfortable hier!“ fügte er ſcherzend hinzu. „Ein Salon für Miß Mary!“

„Lieber Johnny, wir wollen Gott danken, wenn Miß Mary ein ſolches Zimmer hat!“ ſagte George. „Ich bringe ſchlechte Nachrichten!“

Johnny huſtete und machte ſich mit dem Theegeſchirr zu ſchaffen.

„Nur zu, Sir!“ ſagte er dann. „Wird hoffentlich nicht ſo ſchlimm ſein!“

George erzählte. Als er nach ſtürmiſcher, aber ſonſt ungefährdeter Fahrt das von den Türken eroberte Tſchefketil an der ruſſiſch-türkiſchen Grenze erreicht und dort erfahren, daß für den Augenblick in den Kaukaſusländern Alles ruhig, auch für die Dauer des Winters keine Bewegung Schamyl's zu erwarten ſei, hatte er ſich ſchnell entſchloſſen, vor allen Dingen Nachrichten über Mr. Hywell einzuziehen. Er hatte ein Pferd gekauft, einen Führer genommen und war nach Kars aufgebrochen. Johnny war in Tſchefketil zurückgeblieben. Von Kars hatte ſich George nach Erzerum gewandt und war von dort nach dem Fort Tſchefketil zurückgekehrt. Er hatte die Reiſe in faſt unglaublich kurzer Zeit gemacht und ſein Pferd dabei zu Grunde gerichtet. Trotzdem hatte er nichts Be-

ſtimmtes erfahren. Wohl aber hatte er an beiden Orten vernommen, daß die Kurden an der perſiſchen Grenze ſehr unruhig ſeien und daß mehrere Karawanen von ihnen geplündert worden. Ein Gerücht wollte ſogar von vornehmen Engländern wiſſen, die bei einem ſolchen Ueberfall gefangen oder getödtet worden, und in Erzerum zeigte man George mehrere Gegenſtände, die von Kurden verkauft worden und unzweifelhaft in England gearbeitet waren, auch von längerem Gebrauch zeigten. Das war aber auch Alles. Es blieb alſo, wie George dem aufmerkſamen Johnny auseinanderſetzte, nichts übrig, als den Verſuch zu machen, den Weg nach Tauris ſo weit, als dies unter den jetzigen Umſtänden nur irgend möglich ſei, zu verfolgen, womöglich Tauris, die Hauptſtadt des nördlichen Perſien, in der die Wege nach Rußland und der Türkei ſich trennen, zu erreichen und bei den dort wohnenden Engländern genauere Erkundigungen einzuziehen. George hatte ſich genau davon unterrichtet, wie dieſe Reiſe unternommen werden müſſe. Man hatte ihm gerathen, ſehr einfach zu reiſen, jeden Prunk zu meiden, um die räuberiſchen Kurden nicht anzulocken, einen zuverläſſigen Führer zu nehmen und ſobald als möglich aufzubrechen, da die Gegend während des Winters verhältnißmäßig ruhig und ſicher ſein werde.

„Ich für mein Theil bin entſchloſſen“, ſagte George.

„Willſt Du mich begleiten, Johnny, oder willſt Du mich hier erwarten?“

„Was iſt Ihnen lieber, Sir?“ fragte der Engländer.

„Natürlich Deine Begleitung!“ ſagte George.

„Nun, dann gehe ich mit Ihnen!“ rief Johnny energiſch. „Es iſt hier verdammt langweilig. Indeſſen, wenn Sie es verlangten und für beſſer hielten, ſo wollte ich hier ſchon noch ein Jahr lang ſitzen und mir die phlegmatiſchen türkiſchen Schildwachen oben auf dem Fort und das unruhige Meer anſehen, aber lieber iſt es mir, mit Ihnen Mr. Hywell aufzuſuchen. Haben wir denn keinen Conſul bei den Kurden?“

George ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſetzte ihm auseinander, daß die Kurden ein uncivilisirtes Volk an der türkiſch-perſiſchen Grenze ſeien, das faſt unabhängig auf ſeinen Bergen lebe und neben etwas Viehzucht viel Räuberei treibe. Wenn Mr. Hywell wirklich von ihnen gefangen, und nicht — was freilich nicht unmöglich, aber doch immer nicht wahrſcheinlich ſei — bei der Vertheidigung getödtet wäre, ſo werde man ihn, wie ſchon Mr. Wiedenburg in Sinope angedeutet habe, in einem kurdiſchen Dorfe feſthalten und Boten ausſenden, um womöglich ein Löſegeld für ſeine Freilaſſung zu erhalten. Die türkiſchen Behörden um Schutz anzurufen, ſei

ſchon im Frieden eine ſchwierige Sache; jetzt, wo die Türken der kurdiſchen Reiterei gegen die Ruſſen bedürften, verſpreche eine ſolche Einmiſchung gar keinen Erfolg. Auch ſei es möglich, daß der Ueberfall von perſiſchen oder ganz unabhängigen Kurden verübt worden; denn von vielen Stämmen dieſer nomadiſirenden Völkerſchaft wiſſe man kaum, unter welche Oberhoheit man ſie rechnen ſolle.

Trotz ſeiner Ermüdung traf George noch an demſelben Abend die nöthigen Maßregeln, um im Laufe des nächſten Tages aufbrechen zu können. Ein gutes Pferd für George, ein frommes Thier für Johnny, der noch ſehr ſelten auf dem Rücken eines Pferdes geſeſſen, wurden gekauft. An Decken, Waffen und was ſonſt zur Reiſe nöthig, war kein Mangel. Ein Führer ſollte erſt von Erzerum aus genommen werden, da George jetzt den Weg bis dorthin kannte. Das zurückbleibende Gepäck wurde der Obhut eines Armeniers anvertraut, auf deſſen Zuverläſſigkeit George bauen zu können ſchien. Dann legte ſich George auf das Lager, das ihm Johnny mit väterlicher Sorgfalt bereitet hatte. Johnny weckte den todmüden jungen Mann nicht. Es war faſt Mittag am andern Tage, als George erwachte. Eine Stunde darauf ſaßen die beiden Männer im Sattel und ritten die Straße nach Erzerum. George wählte

dieſe, obgleich ſie von Tſchefketil aus die längere war, weil er immer noch hoffte, er werde in Erzerum etwas über Mr. Hywell hören oder ihm ſelbſt begegnen.

Wieder war faſt eine Woche vergangen, Weihnachten war nahe, der Winter hatte ſich empfindlich fühlbar gemacht, und Johnny ſaß bereits ganz ſtattlich auf ſeinem überaus gutmüthigen Pferde, als George und ſein Gefährte, begleitet von einem armeniſchen Führer, die Karawanenſtraße verfolgend, die über Bajazid nach Tauris führt, an einem kalten, trüben Morgen langſam den Abgang eines Berges hinaufritten. Auf der Spitze deſſelben zeigte ihnen der Führer die Richtung, in welcher der heilige Berg Ararat mit ſeinen beiden Spitzen liege, den man bei gutem Wetter vollkommen klar ſehen könne. Heute aber lag in jener nordöſtlichen Richtung nur eine graue Schneewolke.

„Trübe Ausſicht!“ ſagte George zu Johnny und dachte mehr an Mr. Hywell und Mary als an den Ararat.

„Segel in Sicht!“ rief Johnny, der dieſen Ausdruck auch zu Lande liebte, und deutete die Straße entlang.

Ein Reiter war auf dieſer Straße ein Ereigniß. Denn obwohl in der Nähe die Türken mit den Ruſſen

kämpften, so war die Straße doch einsam. Es zogen wenig Truppen nach Bajazid, wo die türkische Armee meist aus Kurden bestand; der Karawanenverkehr war so gut wie vernichtet. So vergingen oft Stunden und halbe Tage, ehe man eines Reisenden ansichtig wurde. Es war ein ermüdender Weg, durch öde Gebirge, in denen selten ein freundliches Thal das Auge erquickte, über kalte, einförmige Hochebenen. Jetzt verlieh der Winter der ganzen Landschaft einen noch trübern Charakter. Kein Wunder also, wenn George und Johnny und selbst der Armenier etwas schneller ritten, um die Reisenden in Augenschein zu nehmen, vielleicht einige Worte mit ihnen zu wechseln.

Es waren zwei Reiter, ein Reisender und ein Führer, und George glaubte schon von fern in dem einen von ihnen einen Europäer zu erkennen. Seine Tracht war freilich seltsam genug, aber an eigenthümliche Zusammenstellungen der Anzüge wird man im Orient leicht gewöhnt. Saß doch auch George, in eine große Decke gehüllt, auf seinem Pferde, und Johnny trug eine Art Pelzrock zu seinem Seemannshut. Der Anzug jenes Reiters war aber nicht nur abenteuerlich, sondern auch zerrissen und beschmuzt; er schien aus einer Menge der verschiedensten Kleidungsstücke zusammengewürfelt zu sein. Als George näher kam, sah er, daß der Reiter die Füße

mit Tüchern umwickelt hatte, um die zerissenen Beinkleider zu verbergen und sich gegen die Kälte zu schützen. Trotzdem saß er stolz und zuversichtlich im Sattel und schien seinerseits George und Johnny aufmerksam zu mustern. Er trug einen dunklen Vollbart, doch schienen Backen- und Kinnbart von jüngerem Ursprunge zu sein als der starke Schnurrbart.

Als die Reiter dicht bei einander waren, wechselten die Führer einige Worte, und der Armenier sagte zu George, der Reisende sei ein Franke. Das ist im Orient die allgemeine Benennung für die Fremden. Darauf grüßte George in europäischer Manier und sprach den Fremden in französischer Sprache an; er fragte ihn, woher er komme, wie weit es bis zum nächsten größern Orte sei. Der Fremde, dessen braunes Auge fortwährend aufmerksam auf George und Johnny ruhte, antwortete in geläufigem Französisch, das jedoch nicht seine Muttersprache zu sein schien; dann fragte er, welche Befehlshaber in Erzerum commandirten. George nannte dieselben; die Hauptführer der türkischen Truppen befänden sich jedoch nicht in der Stadt, sondern an der russisch-türkischen Grenze. Darauf fragte der Fremde, wie es mit Sinope stehe, ob es durch das Bombardement viel Schaden gelitten. George berichtete, was er damals gesehen. Er erwähnte dabei, daß

er in dem Hauſe eines deutſchen Herrn Zuflucht gefunden.

„Eines deutſchen Herrn?“ rief der Fremde lebhaft. „Sollte es der Zufall gewollt haben — Sinope iſt ja eine kleine Stadt — daß Sie einen Herrn Wiedenburg geſehen oder geſprochen?“

„Wiedenburg!“ rief jetzt George ſeinerſeits mit ſtürmiſcher Lebendigkeit. „Um des Himmels willen, Sie ſind doch nicht der Verwandte, den er erwartete mit Mr. Hywell und Mary?“

„Der bin ich! Und er lebt?“

„Er lebt! Aber Mr. Hywell und ſeine Tochter, wo ſind ſie? Ich bin ſein Pflegeſohn!“

„Ja — Mr. Hywell — das iſt eine traurige Geſchichte! Der alte Eiſenkopf wollte nicht hören, und wählte den Weg nach Bajazid, ſtatt nach Eriwan!“

„Und nun?“ rief George bleich vor Erwartung.

„Nun iſt er mit ſeiner Tochter gefangen bei den Kurden, und ich ſelbſt habe mich aufgemacht, um zu ſehen, ob Hülfe für beide zu finden iſt“, antwortete Wiedenburg. „So ſind Sie alſo Mr. George, den Mr. Hywell in Konſtantinopel oder Sinope zu finden hoffte. Nun, Sir“, fügte er hinzu, in die engliſche Sprache übergehend, „es freut mich von Herzen, Sie zu finden! Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, zu

wiſſen, daß Mr. Hywell's Schickſal nun nicht mehr allein auf meinem Beiſtand beruht. Denn wie leicht kann ſo ein Kurde —"

„Gott verdamme das Volk!" rief Johnny, der jetzt mit weitgeöffneten Augen geſpannt lauſchte.

„Ja, das mag er!" ſagte Wiedenburg beifällig nickend. „Wie leicht kann ſo ein Schurke einem aus ſeinem feigen Hinterhalt hervor das Lebenslicht ausblaſen! Willkommen denn!"

Und er reichte George, deſſen Wangen vor Aufregung glühten, die Hand, die dieſer freudig ergriff. Er reichte ſie auch Johnny, der ſie vertraulich derb ſchüttelte und für den Augenblick nichts zu ſagen wußte als:

„Doch wohl, Mr. Hywell? Ich hoffe es! Und Miß Mary doch auch geſund?"

„Wollen's hoffen!" ſagte Wiedenburg. „Und nun, Mr. George, zurück ins nächſte Dorf, das kaum dreitauſend Schritte hinter mir liegt! Wir müſſen einen Kriegsrath halten. Gott ſei Dank, daß ich endlich mit einem Menſchen und nun gar mit einem Freunde über dieſes Unglück ſprechen kann!"

Er rief dem Führer einige Worte zu und ritt dann neben George die Straße zurück. Aber ſo groß war die Erregung der Beiden, daß ſie auch nicht ein einziges Wort mit einander ſprachen, bis ſie das Dorf und in

dieſem das Haus erreicht hätten, das für den Aufenthalt von Reiſenden und Karawanen eingerichtet war.

Karawanſerai iſt der Name für die Räumlichkeiten, die der Reiſende faſt in allen orientaliſchen Städten und namentlich in den Orten, die an einer beſuchten Straße liegen, antrifft und die ihm meiſt zur freien Benutzung geöffnet ſind. In den größern Städten beſtehen ſie oft aus prächtigen Gebäuden, mit einer Menge von Räumlichkeiten für die Reiſenden, ihre Diener und Pferde; an kleinern Orten ſind ſie natürlich einfacher. Immer jedoch enthalten ſie verſchiedene Räume, in denen die Reiſenden und ihre Thiere ein bequemes Unterkommen finden und oft auch einen kleinen Bazar, in welchem man die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe kaufen kann. Mit den Wirthshäuſern Europas laſſen ſie ſich freilich nicht vergleichen; ſie bieten eben nur ein Obdach. Aber der Reiſende führt auch im Orient Alles, was zur Reiſe gehört, bei ſich: Decken, Teppiche, Kiſſen, Geräthſchaften, oft auch Lebensmittel. Die Räumlichkeit zum Wohnen befindet ſich unmittelbar neben dem Behältniß für die Pferde oder Eſel; man kann ſie fortwährend im Auge behalten.

In einem ſolchen Raume nun ſaßen George und Edmund Wiedenburg bei einander und ſchauten Johnny zu, der ſich bereits in die orientaliſche Art zu reiſen gefunden hatte und jetzt ein Feuer anzündete, um Thee zu

kochen. Die große ſtrohumflochtene Rumflaſche fehlte auch nicht, und Johnny hatte noch einige ähnliche im Vorrath. Als er deshalb ſah, wie Wiedenburg einen faſt begehrlichen Blick auf die Flaſche warf, reichte er ſie ihm nebſt einem Glaſe dar.

„Wohl bekomm's, Sir!“ ſagte er. „Sie ſehen etwas übernächtig aus — da wird's gut thun! Bei dem Kurdenvolk — damn! — mögen Sie wohl keinen vernünftigen Tropfen gekoſtet haben. Iſt Jamaika, Sir!“

„Mit Ihrer Erlaubniß!“ ſagte Wiedenburg lächelnd zu George, indem er ſich das Glas zur Hälfte füllte. „Ich glaube wohl, daß ich übernächtig ausſehe, denn beſonders gut iſt es mir in der letzten Zeit nicht gegangen. Eine kleine Herzſtärkung dürfte mir nicht ſchaden! Ich habe in den letzten Wochen außer Reis und hin und wieder einem Stück ſchlechten Hammelfleiſches nichts genoſſen, und mit den Getränken ſieht's hier zu Lande kläglich aus. Vor Verzweiflung trinkt man freilich auch gegohrene Milch! Ueberdies fehlte es mir an Geld. Ich mußte ſparſam ſein mit den wenigen Goldſtücken, die ich vor dem Falkenblick dieſer räuberiſchen Kurden gerettet!“

„Ihre ganze Erſcheinung ſpricht dafür, daß Sie Leiden erduldet“, ſagte George. „Und wie ich fürchte, iſt es meinem Pflegevater und Miß Mary nicht beſſer

ergangen. Doch ich werde ja hören und will mich nicht im voraus mit Gedanken quälen. Stärken Sie ſich, Sir, Sie haben es nöthig! Und dann berichten Sie mir, wie es Ihnen und den beiden Perſonen ergangen, die mir die theuerſten von allen ſind, die ich kenne!"

Johnny beeilte ſich mit dem Thee, und bald darauf durchzog auch der Duft des Fleiſches, das der armeniſche Führer eingekauft und das er auf einem kleinen Roſt am Feuer briet, das Zimmer. Der alte Burſche zeigte ſich als ein vortrefflicher Küchenmeiſter, und Wiedenburg war der dankbarſte Gaſt, den man ſich denken kann.

„Das nenne ich einen glücklichen Tag nach vielen trüben!" rief er heiter. „Einen Freund gefunden — Nachricht von meinem Onkel — ich nenne ihn ſo, obgleich er eigentlich ein entfernterer Verwandter iſt — eine Taſſe guten Thee — eine Hammelcotelette — einen Schluck Rum — verzeihen Sie dieſe Zuſammenſtellung, Sir! — das ſind unerwartete Genüſſe, und es iſt mir, als könnte ich jetzt wieder hoffen, daß Alles gut werden wird!"

„Und hier — zum Nachtiſch!" ſagte Johnny ſchmunzelnd und zeigte ein Päckchen Cigarren.

„Das iſt ein Mann, der an Alles denkt! Sie ſind zu beneiden um einen ſolchen Haushofmeiſter, Mr. Ge-

orge!“ rief der Deutſche. „Wahrlich, man lernt die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens ſchätzen, wenn man wochenlang durch die Berge dieſes verwünſchten Landes geirrt iſt, und ſie erhöhen die Annehmlichkeiten der Seele!“

Er ſagte das heiter und froh, überhaupt deutete ſein heller Blick, ſeine freie Stirn und der geſammte Ausdruck ſeiner Züge auf einen heitern Charakter, dem jedoch der Ernſt zur rechten Zeit wohl nicht fehlte. George lächelte auch, aber ſeine Miene behielt etwas Trübes. Und das ließ ſich leicht erklären, wenn man bedachte, daß die Nachricht über Mr. Hywell und ſeine Tochter immer nur eine verhältnißmäßig gute zu nennen war.

Edmund Wiedenburg hatte mit dem beſten Appetit gegeſſen und getrunken und rauchte jetzt mit großem Behagen ſeine Cigarre; Johnny war leiſe mit dem Geſchirr beſchäftigt, und George ſchien zu harren.

„Nun alſo — zur Erzählung!“ rief der Deutſche dann, und ſeine Züge wurden ernſt. „Verzeihen Sie, daß ich ſo lange geſchwiegen, und halten Sie es nicht für Theilnahmloſigkeit, Mr. George. Aber nach ſo vielen geiſtigen und körperlichen Strapazen verlangt die menſchliche Natur ein wenig Ruhe. Auch habe ich verſucht, meine Erinnerung zu ordnen, um Ihnen einen kurzen und doch klaren Bericht zu geben. Die Einzelnheiten werden Sie ſpäter erfahren, denn wir werden doch

wohl beiſammen bleiben und gemeinſchaftlich handeln müſſen. Ich werde ganz ruhig und einfach ſchildern, ohne zu klagen und auf das Geſchick zu ſchmähen, denn das nutzt nichts. Sie ſollen klare Einſicht in die Lage der Dinge erhalten, damit Sie mit mir vereint einen Beſchluß faſſen können. Man gewöhnt ſich zuletzt auch an das Mißgeſchick, und gerade erſt dann, wenn man es ruhig überblickt, darf man hoffen, es zu ändern."

George bejahte ſtumm.

„Bis zu welcher Zeit reichen Ihre letzten Nachrichten von Mr. Hywell?" fragte Edmund Wiedenburg.

„Bis zur Zeit, in welcher mein Pflegevater im Begriff ſtand, Teheran zu verlaſſen", antwortete George.

„Ja, von dort aus ſandte er, glaube ich, ſeinen letzten Brief an meinen Oheim", ſagte der Deutſche. „Nun, dann wiſſen Sie, daß ich ſchon von Calcutta aus, wo ich Mr. Hywell kennen gelernt, mit Ihrem Pflegevater gereiſt bin. Ich muß nach Deutſchland zurückkehren, um dort das Handlungshaus meines Vaters weiter zu führen. Nun wäre der Weg über Suez wohl der kürzere und ſicherere geweſen, aber mein Wunſch, Perſien und Armenien kennen zu lernen, und zugleich der Gedanke, in der Geſellſchaft eines ſo ehrenwerthen und erfahrenen Mannes, wie Mr. Hywell iſt, zu reiſen, beſtimmten mich, Theil an dem Zuge durch Perſien zu nehmen.

Und ich hatte es wahrlich nicht zu bereuen. Mr. Hywell iſt einer der achtbarſten Männer, die mir je im Leben begegnet ſind, Miß Mary die freundlichſte, liebenswürdigſte Dame, und unſere Reiſe bot, außer einigen Unannehmlichkeiten, die ein weiter Weg durch Gegenden, die oft nur wenig bebaut ſind, mit ſich führt, nur Angenehmes und Belehrendes. In Teheran mußte Mr. Hywell länger verweilen, als er wollte. Die engliſche Regierung hatte erfahren, daß Perſien ſich auf Seite Rußlands neige, und wünſchte dem entgegenzuwirken. Mr. Hywell erhielt die darauf bezüglichen diplomatiſchen Aufträge, konnte aber nichts ausrichten. Uebrigens glaubte er nicht an einen baldigen Ausbruch des Kriegs; er war überzeugt, daß Rußland und die Pforte noch unterhandelten und daß es den Bemühungen Frankreichs und Englands gelingen werde, dieſen Unterhandlungen eine friedliche Wendung zu geben. Als wir deshalb Anfang September Teheran verließen und nach Tauris aufbrachen, war es ſein feſter Entſchluß, den kürzeſten Weg zur Rückkehr zu wählen und über Bajazid nach Erzerum oder Batum und von dort nach Sinope zu reiſen. Eine Abtheilung perſiſcher Krieger begleitete uns bis Tauris.

Hier lauteten die Nachrichten freilich ganz anders als in Teheran. Der Krieg zwiſchen Rußland und der

Pforte hatte bereits begonnen. Die Engländer und Amerikaner in Tauris und noch dringender die Perſier und Armenier ſtellten nun Ihrem Pflegevater vor, daß er gut thun würde, über Eriwan nach Tiflis zu reiſen, da das ganze Kurdenvolk, wie ein geſtörter Wespenſchwarm, in Unruhe und Aufregung ſei. Aber er beſtand auf dem kürzeſten Wege, einmal, weil er, wie er ſagte, ſchon zu viel Zeit verloren, und zweitens, weil ihm, als einem echten Engländer, keine Schwierigkeit unüberwindlich ſchien. Wir verſahen uns mit zahlreicher Dienerſchaft, zogen Erkundigungen über das Verhalten ein, das wir etwaiger Gefahr gegenüber einzuſchlagen hätten, und brachen Ende September von Tauris auf, alle zu Pferde, Miß Mary ebenfalls, aber in einer Art von Palankin, den ihr Vater ſchon in Calcutta für ſie hatte anfertigen laſſen und deſſen ſie ſich auf der ganzen Reiſe bediente; die beiden engliſchen Dienerinnen, die ſie begleiteten, ritten auf frommen Pferden.

Nach drei Tagereiſen theilten uns die Führer mit, daß ſie erfahren, die türkiſchen Kurden zögen in großen Haufen nach der ruſſiſch-türkiſchen Grenze, und da man wiſſe, daß ſie gern Alles mitnehmen, was ihnen irgendwie zu nehmen möglich ſei, ſo ſei es vielleicht beſſer, wenn wir umkehrten. Mr. Hywell wollte nichts davon wiſſen; er meinte, die perſiſchen Kurden ſeien nicht beſ-

ſer als die türkiſchen, und doch hätte ſich keiner an uns gewagt. Wir ſetzten alſo unſere Reiſe fort. Täglich entfernten ſich jedoch einer oder zwei von unſern Dienern, um nicht zurückzukehren; ſie fürchteten wahrſcheinlich ein Zuſammentreffen mit den Kurden.

Wir waren nicht mehr fern von Bajazid, vielleicht eine oder zwei Tagereiſen, und ich kann wahrlich nicht ſagen, ob wir uns noch auf perſiſchem oder ſchon auf türkiſchem Gebiet befanden, als wir in einem kleinen Orte anhielten, um Menſchen und Thieren die Mittagsraſt zu gönnen. Es war ein rings von hohen Bergen umgebenes, unbedeutendes Neſt, aber das Karawanſerai fehlte nicht, und in dieſem quartierten wir uns für einige Stunden ein. Abermals trat der Dolmetſcher an uns heran und ſagte uns, er habe gehört, es befinde ſich ein Kurdenhaufe — von den ſogenannten unabhängigen — in der Nähe und habe auf einer Felſenhöhe vor dem Orte ſein Lager aufgeſchlagen, gleichſam um uns abzuwarten. Mr. Hywell aber antwortete auch diesmal, daß wir nie vorwärts kommen würden, wenn wir uns durch derartige Bedenken aufhalten ließen. Wir brachen auf. Miß Hywell ſtieg, wie immer, in ihren Palankin, und wir nahmen ſie und das Gepäck in die Mitte. Bei der Muſterung hatten wieder drei perſiſche Diener gefehlt. Mr. Hywell war deshalb entſchloſſen,

ſich in Bajazid eine türkiſche Schutzwache auszubitten, möge es koſten, was es wolle. Ja, wären wir nur erſt dort geweſen!

Eine Viertelſtunde hinter dem Orte ſahen wir die Kurdenſchaar auf einer Anhöhe raſten. Wir erriethen ſogleich, daß es türkiſche oder unabhängige Kurden ſeien, denn ſtatt der ſpitzen perſiſchen Lammfellmützen trugen ſie niedrige Filzmützen, die meiſt mit Tüchern umwickelt waren. Die Schaar bot einen Anblick, der einen Maler begeiſtert haben würde, mir indeſſen nicht ſonderlich gefiel. Es waren abenteuerliche Kerle, manche ganz roth gekleidet, in den verſchiedenſten Trachten, alle zu Pferde und bewaffnet, theils mit Flinten, krummen Säbeln und Piſtolen, theils nur mit langen, ſchweren, lanzenartigen Stangen. Sie hielten ſo ruhig und beobachtend auf ihrer Höhe, daß es uns leicht war, zu errathen, wir ſeien der Gegenſtand ihrer beſondern Aufmerkſamkeit. Unwillkürlich ritt Mr. Hywell, deſſen Auge ſcharf nach der Höhe hinüberblitzte, in die Nähe ſeiner Tochter, und ich folgte ſeinem Beiſpiel. Die perſiſchen Diener machten ſehr lange Geſichter, nur unſere europäiſchen Diener, vier an der Zahl, zeigten ſich unbeſorgt.

Natürlich unterbrachen wir unſern Ritt nicht. Die Straße führte, wie wir bald bemerkten, zu jener Felſenhöhe hinauf und dicht an ihr vorüber. Der Dolmetſcher,

ein Armenier, berieth ſich mit Mr. Hywell und gab ihm den Rath, falls einige Kurden ſich näherten, ihrem Anführer einige Geſchenke anbieten zu laſſen. Würden wir angegriffen, ſo ſollten wir keinen Widerſtand leiſten, da er einer ſolchen Ueberzahl gegenüber doch vergeblich ſein würde; er glaube Hakkarikurden in der Schaar zu erkennen und das ſeien von allen Kurden die blutdürſtigſten.

Mr. Hywell's Geſicht war ſehr ernſt geworden; die Aufſtellung der Kurden ließ kaum einen Zweifel, daß es auf einen Ueberfall abgeſehen war. „Es iſt mir nicht um mich zu thun", flüſterte er mir mit einem düſtern Blick zu, „aber Mary! Mary!" Ich verſtand ihn vollkommen, und da ich Miß Hywell in hohem Grade achten und verehren gelernt hatte, ſo wurde auch mir unheimlich bei dem Gedanken an all die Möglichkeiten denen eine junge und ſchöne Europäerin unter dieſem faſt wilden Volke ausgeſetzt ſein konnte.

Dann ritt er zu Miß Mary, ſprach angelegentlich einige Worte mit ihr und zog die Vorhänge ihres Palankins dicht zu. Wenn ich ſage Palankin, ſo haben Sie mich wohl verſtanden. In Oſtindien trägt man die Palankins; dieſer ließ ſich jedoch auf einem Pferde befeſtigen, war aber im Uebrigen, ganz ähnlich einem indiſchen, mit Vorhängen, Kiſſen und Armlehnen verſehen, konnte auch, wenn es nöthig war, getragen werden.

Darauf ſchickte Mr. Hywell die europäiſchen Diener zu den Saumthieren, welche das Gepäck trugen, und befahl ihnen, Jeden, der ſich denſelben nähern würde, niederzuſchießen, vorausgeſetzt, daß er ihnen nicht vorher den Befehl gebe, die Vertheidigung zu unterlaſſen. Wir waren jetzt in einer Linie mit den Kurden, und was ich vorausgeſehen, geſchah. Auf ein gegebenes Zeichen ſetzte ſich die Horde in Bewegung und kam im Trab auf uns zu. Es fielen auch einige Schüſſe, aber wohl nur, um uns einzuſchüchtern. In wenigen Minuten waren wir auf allen Seiten umgeben. Wir mochten im Ganzen etwas über dreißig Perſonen ſein; die Zahl der Kurden betrug wohl mindeſtens das Acht- oder Zehnfache.

Mr. Hywell und ich hatten die Piſtolen in die Hand genommen. Der armeniſche Dolmetſcher aber rief uns heftig zu, wir möchten um Himmelswillen nicht ſchießen; vielleicht kämen wir mit einer Plünderung davon; würden wir gefangen, ſo möchten wir ein Löſegeld bieten. Und damit wandte er ſein Pferd und ſchien fliehen zu wollen, was ich ihm kaum verargen konnte. Mr. Hywell aber ſtreckte ihm die Piſtole entgegen und ſagte: „Bleibt, guter Freund! Gerade jetzt haben wir Euch nöthig!“ Der Armenier blieb, denn Mr. Hywell's Augen, ſo freundlich hell ſie ſonſt auch ſind, können doch zu Zeiten ſehr drohend ausſehen.

Die vielen Pferdehufe hatten den Staub auf den Felſen und auf der Landſtraße ſo ſchnell und heftig aufgewirbelt, daß er uns wie eine dichte Wolke umzog. Wir konnten kaum zehn Schritt weit ſehen. Mr. Hywell rief den europäiſchen Dienern zu, die Gepäckpferde näher zu führen; wir beide nahmen neben Miß Mary Platz, deren Dienerinnen ſich dicht zu ihr gedrängt hatten. Da tauchte plötzlich dicht vor uns eine Kurdenſchaar aus der Staubwolke auf, voran zwei Reiter, deren Geſichter ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde. Von ihrer Tracht will ich ſchweigen — Sie haben ja jetzt wohl ſchon Kurden geſehen — es iſt eine wahre Räubertracht; die Söhne der Abruzzen ſind idylliſche Schäfer gegen dieſe in die grellſten Farben gekleideten Dämonen. Ich will nur erwähnen, daß in ihren Gürteln wahre Batterien von Piſtolen und krummen Dolchen ſteckten, und daß ihre langen Flinten ihnen faſt wie Spieße über den Kopf wegragten. Es war ein alter und ein junger, Vater und Sohn, beide ſich ſo ähnlich, wie ein alter Wolf dem jungen; der alte mit grauſchwarzem Bart, der junge mit wirklich prächtigem, rabenſchwarzem Bartwuchs, beide mit durchdringenden Luchsaugen und Naſen, die wie Habichtſchnäbel gekrümmt waren; der Alte mager wie ein Gerippe, nur Sehnen und Knochen, der junge aber in ſeiner Art

ein Prachtexemplar, die Galgenphyſiognomie abgerechnet ein ganz kapitaler Burſche. Um mir die allgemeine Benennung zu erſparen, will ich Ihnen ſogleich ſagen, wie ſie hießen, denn dieſe unfreiwillige Bekanntſchaft war leider eine dauernde. Der Alte hieß Tamir-Aga, ſein Sohn Kaſchir-Aga; der Alte war Häuptling eines unabhängigen Kurdenſtamms, ob der Hakkari- oder Rewandis-Kurden, das weiß ich nicht genau, thut auch nichts zur Sache, denn von dieſen beiden Stämmen iſt der eine immer grauſamer, wilder, fanatiſcher und beutegieriger als der andere. Uebrigens verriethen uns ſchon die zahlloſen Shawls, die ſie zu dicken Wülſten um ihre Filzmützen gewickelt hatten, daß es ſogenannte vornehme Kurdenhäuptlinge ſeien. Sie ritten prächtige Pferde.

Wie ſie uns muſterten, ihre Flinten im Arm haltend, nun, Mr. George, ſo muß der wilde Luchs ſeine Beute muſtern! Wir hielten die Piſtolen in Schußhöhe auf dem Hals unſerer Pferde. Dann rief Tamir-Aga einige Worte, die wie das Gurgeln eines Betrunkenen klangen — ich ſah, wie die Sehnen ſeines nackten Halſes dabei tanzten — und unſer armeniſcher Dolmetſcher ſtieg vom Pferde, neigte ſich demüthig vor dem Kurden und hielt ihm einen ziemlich langen Sermon. Was der Mann geſchwatzt haben mag, weiß ich nicht, er ſah

windelweich aus. Tamir-Aga gurgelte wieder, und zwar heftiger als vorher. Darauf wandte ſich der Armenier zu uns und ſagte in ſeinem greulichen Franzöſiſch-Italieniſch, der Kurde ſei bereit, uns das Leben zu ſchenken, aber nichts weiter. Wir ſollten ſeinem Sohne folgen, der werde uns an einen ſehr angenehmen und ſichern Ort führen. Dort ſolle über unſer Löſegeld verhandelt werden. Er beſchwor uns nochmals, keinen Widerſtand zu wagen; wir ſeien ja unſer nur ſieben Männer.

Und leider war es ſo! Denn als wir uns bei dieſen Worten umblickten, ſahen wir auch nicht mehr einen einzigen von unſern tapfern Perſern. Sie hatten den Reſt der Löhnung, die ihnen noch zuſtand, im Stich gelaſſen und den verhüllenden Staub benutzt, um nach dem nächſten Orte zurückzufliehen. Jetzt wäre Widerſtand allerdings Wahnſinn geweſen. Mr. Hywell knirſchte mit den Zähnen vor Zorn und rief dann nach dem Palankin: „Mary, es iſt Zeit!“ Darauf verhandelte er mit dem Dolmetſcher. Er bot den Kurden einen Theil ſeines Geldes und ſeiner Waaren gleichſam als einen Durchgangszoll, wollte aber auf jeden Fall weiter reiſen und drohte mit den Repreſſalien des engliſchen Geſandten in Konſtantinopel, berief ſich darauf, daß die Engländer eine befreundete Macht der Türkei

wären; der Armenier hörte geduldig zu, und unbeweglich lauſchten die Kurden, um die ſich jetzt faſt ihre ganze Schaar im Kreiſe verſammelt hatte. Dann begann der Dolmetſcher ſeine Unterhandlung mit Tamir-Aga, der dieſer jedoch bald durch eine drohende Bewegung nach ſeinem Gürtel und mit einem Zornesblitz auf Mr. Hywell und mich ein Ende machte. Der Armenier wandte ſich wieder zu uns: Tamir-Aga ſei unerbittlich; wir müßten ſeinem Sohne folgen und Gott danken, daß man uns nicht die Köpfe abſchneide. Das Weitere werde ſich finden; er, der Armenier, ſei ebenfalls verurtheilt worden, Kaſchir-Aga zu begleiten, um ferner zum Dolmetſcher zu dienen.

Was war darauf zu erwidern? Ich ſah, wie es in Mr. Hywell kochte, aber auch er bezwang ſich. Er rief den europäiſchen Dienern zu, das Räubervolk gewähren zu laſſen, und ſagte dann dem Dolmetſcher, daß er nur auf freier Weiterreiſe beſtehe. Der Armenier wagte kaum, dieſen Einwand vorzubringen. Tamir-Aga ſtreckte drohend die Fauſt gegen uns aus und ließ uns befehlen, ſogleich von unſern Pferden zu ſteigen und die Waffen abzuliefern. Auch mir kochte jetzt das Blut. Aber dreihundert bewaffneten Männern gegenüber ließ ſich nichts thun, als gehorchen. Wie zögerten zwar, aber es richteten ſich ſo viele Flintenläufe auf uns, daß wir ab-

ſtiegen. Ich weiß nur noch, daß ich in jenem Augenblick ſehnlich wünſchte, Rußland oder irgend ein Volk möge dieſes Räubervolk zu Paaren treiben. Die Türken ſind zu ſchwach dazu. Omer-Paſcha hat es einmal verſucht und ſie auch hart in die Enge getrieben, ſogar einen ihrer Häuptlinge gefangen genommen. Aber was nützt das? Jetzt ſind ſie wieder obenauf und werden vielleicht die Neſtorianer, die einzigen Chriſten, die unter ihnen zu wohnen wagen, bald ganz vernichten. Die Türkei müßte hier ein Beobachtungscorps unterhalten können. Doch zu unſern Erlebniſſen zurück. Ich finde wohl noch ſpäter Zeit, Ihnen etwas von den Kurden und wie es in dem Innern ihrer Bergländer beſtellt iſt, zu erzählen.

Alſo wir ſtiegen ab. Nun wollten ſich die Kurden von allen Seiten wie Geier auf das Gepäck werfen, aber Tamir-Aga ſcheuchte die Rotte zurück und vertrieb ſogar einen ſeiner Reiter, der den Sattel von meinem Pferde nehmen wollte, mit einem Piſtolenſchuß, der jedoch nicht traf. Sie können ſich vorſtellen, in welcher Beſorgniß wir während dieſes Getümmels wegen Miß Mary waren. Endlich aber gelang es Tamir-Aga, die Ruhe wiederherzuſtellen, und es begann eine regelrechte Vertheilung der Beute; natürlich behielten die beiden Agas den Löwenantheil. Unſere europäiſchen Diener wurden

bis aufs Hemd ausgeplündert, die Gepäckballen von den Pferden geriſſen und aufgeſchnitten. Es war eine reiche Beute. Mr. Hywell hatte in Oſtindien große Einkäufe an Shawls und andern Erzeugniſſen des Landes gemacht, und die Kurden, die ſich ſehr wohl auf den Werth dieſer Artikel verſtanden, jauchzten laut auf. Am meiſten gefielen ihnen jedoch die Waffen, Meſſer und Geräthe, die ſie fanden; das Meiſte davon eigneten ſich Tamir-Aga und ſein Sohn zu. Endlich näherte ſich der letztere dem Pferde Miß Mary's. Mr. Hywell trat vor ſeine Tochter und ſagte dem Dolmetſcher, er möge dem Kurden erklären, daß die Franken keine Beleidigung ihrer Frauen duldeten, und daß er noch Waffen beſitze, um ſie zu vertheidigen. Der Armenier ſagte dem Kurden davon, was er für gut finden mochte, und dieſer that, was ihm gefiel. Er ließ durch den Dolmetſcher antworten, daß die freien Kurden die Weiber achteten, und begnügte ſich damit, den Vorhang zu öffnen, der den Palankin verſchloß. Ich beobachtete ſein Geſicht, während er es that, und blickte auch zu Miß Mary empor. Ihr Geſicht war bleich und ruhig und hatte etwas Eigenes, das ich vorher nicht an demſelben bemerkt und mir nicht zu erklären wußte; der Kurde betrachtete ſie nicht lange, ließ den Vorhang fallen und wandte ſich ab. Der Dolmetſcher mußte ihm noch im Auftrage Mr. Hywell's

ſagen, daß Miß Mary krank ſei; Kaſchir-Aga antwortete abermals, die Weiber würden geachtet werden.

Es verging eine gute Stunde; dann war die Theilung beendet. Ein Theil des Gepäcks wurde wieder auf die Saumthiere geladen, es war der Antheil des Häuptlings und ſeines Sohnes. Dann trennten ſich ungefähr vierzig Kurden von der großen Schaar; unſer Armenier, der ihren Worten lauſchte, theilte uns mit, daß der junge Kurde beauftragt ſei, uns nach ſeiner Heimat zu führen, wo wir fürs erſte bleiben ſollten. Mr. Hywell begann die Unterhandlungen von neuem. Er verlangte, daß ich oder die Diener oder der Dolmetſcher nach Bajazid geſandt würden, um wegen eines Löſegelds zu unterhandeln, denn auf dieſes war es abgeſehen. Aber man antwortete, dazu ſei immer noch Zeit, wenn wir erſt Koſh und Dſchulamerk erreicht hätten. Wie der Ort oder die Gegend eigentlich hieß, habe ich nie genau erfahren; aber jene beiden Namen habe ich öfters gehört. Es blieb gar nichts weiter übrig, als ſich willenlos dem unvermeidlichen Schickſal zu beugen und auszuharren.

Der Armenier, dem wir unſererſeits reichen Lohn verſprachen, wenn er ſich unſerer annehmen und uns, wenn es ihm möglich ſei, aus den Händen dieſer Räuber befreien wolle, rieth uns an, ſchweigend Alles zu er-

tragen. Er werde uns für fränkiſche Heckhims, das heißt für Aerzte ausgeben, die zu einem Fürſten im fernen Oſten berufen geweſen ſeien, ihn zu heilen, und nun mit reichen Geſchenken zurückkehrten. Denn der Stand eines Arztes ſei der einzige, den dieſe Menſchen noch ein wenig, ſelbſt bei einem Franken, achteten, weil ſie abergläubig ſeien und glaubten, daß dem Heckhim geheime Mittel zu Gebote ſtänden, ihnen zu ſchaden. Da wir nun in der That manche Tränkchen, Pulver und Pillen in unſerer Reiſeapotheke bei uns führten, ſo konnten wir allerdings unter dieſen Leuten leicht ein paar Aerzte vorſtellen, und wir beſchloſſen, dem Rathe des Armeniers zu folgen.

Erſt gegen Abend trennten ſich Vater und Sohn. Unſer Loos war es, wie ich bereits erwähnte, mit dem letztern in ſeine Heimat zu ziehen. Kaſchir-Aga ließ uns jetzt noch unſere Waffen; ein Verſuch zur Flucht, umgeben von vierzig Kurden, wäre ja doch eine Thorheit geweſen! Langſam ſchlugen wir den Weg nach Süden ein, quer über die Berge. Ich berieth mich mit Mr. Hywell, aber wir fanden keinen Troſt. Daß Tamir-Aga nicht eingewilligt, uns einen Boten nach Bajazid ſenden zu laſſen, erklärte ſich ſehr leicht; er fürchtete eine Verfolgung durch türkiſche Truppen und wollte uns, ehe der Ueberfall bekannt wurde, nach ſeinem Gebirge in Sicherheit bringen,

wo uns zwar Mond und Sonne beſcheinen, die türkiſche Macht uns aber gar nicht oder nur ſpät erreichen konnte. So zogen wir denn trübſelig dahin, Miß Mary zuweilen Muth einſprechend. Unſere europäiſchen Diener, die in der That bis aufs Hemd ausgeplündert waren, hatten ſich in die Leinwand gehüllt, mit welcher unſere Ballen umwickelt geweſen. Aber es waren treue Burſchen; ich habe ſie weder damals noch ſpäter murren hören. Einer ſtand in meinen Dienſten, die drei andern gehörten zu Mr. Hywell. Schon damals ſah übrigens der letztere ein, daß gar nichts weiter übrig bleibe, als an einen türkiſchen Befehlshaber in Bajazid oder Erzerum und an meinen Verwandten in Sinope zu ſchreiben und dieſelben um Vermittelung zu bitten. Dies iſt auch, wie ich ſogleich erwähnen will, geſchehen. Aber entweder haben die abgeſandten kurdiſchen Boten ihr Ziel nicht erreicht, oder ſie haben es nicht erreichen wollen, aus Furcht, augenblicklich in Bajazid oder Erzerum gehängt zu werden.

Ich will mich nun mit dem Bericht unſerer Reiſe ſo kurz als möglich faſſen und Ihnen nur mittheilen, was für Sie zum Verſtändniß des Folgenden nothwendig iſt. Wir übernachteten auf freiem Felde. Kaſchir-Aga hatte die Freundlichkeit, Miß Mary und ihren Dienerinnen ſein Zelt abzutreten. Wir Andern ſchliefen, in

unſere Decken gehüllt, unter freiem Himmel. Als ich am andern Morgen durch das Gebet geweckt wurde, das Kaſchir-Aga ſprach und ſeine Kurden knieend anhörten — denn bei aller Räuberei ſind dieſe Kurden gute und gläubige Mohammedaner, ſowie die Räuber in Spanien und Italien fromme Chriſten ſind — bemerkte ich, daß wir uns auf einem Berge befanden. Ein Dorf war weit und breit nicht zu ſehen, und wäre dies auch der Fall geweſen, ſo hätten wir es doch vermieden; denn die Kurden trauen ſich unter einander nicht und der eine beſtiehlt den andern, wo er nur kann. Kaſchir-Aga wollte uns womöglich unbemerkt nach ſeiner Heimat führen; da waren wir ſicher. Bald darauf ging es zum Aufbruch, nachdem wir zum erſten Mal ſaure Milch mit gekochter Gerſte genoſſen, ein Gericht, das ſpäter meine Lieblingsſpeiſe werden mußte, da es nichts Anderes gab, ausgenommen höchſt ſelten ein Stück Lamm- oder Hammelbraten. Ich war übrigens ſehr verdrießlich, denn man hatte in der Nacht mein ganzes Gepäck vom Pferde geſtohlen und mir nur den Sattel gelaſſen; bis dahin hatte ich gehofft, Herr meines nothdürftigſten Reiſegepäcks zu bleiben, nun aber begriff ich, daß ich bald in denſelben Zuſtand mit unſern Dienern verſetzt ſein würde. Vorſichtig verbarg ich die Mehrzahl der Goldſtücke, die ich beſaß, im Stiefel. Meine Werth-

papiere und Creditbriefe nützten mir hier natürlich gar nichts.

Ich ſtand höchſt mißvergnügt an mein Pferd gelehnt, als ich Mr. Hywell aus dem Zelt treten ſah, ſeine Tochter führend. Miß Mary war verſchleiert. Sie ging ſehr langſam und ſchien ſich auf ihren Vater zu ſtützen. Ich fürchtete, Aufregung, Schrecken und Ermüdung hätten ihr eine Krankheit verurſacht, und trat ihr unwillkürlich näher. Mr. Hywell kam einer Frage von mir zuvor, indem er den Schleier von dem Geſichte ſeiner Tochter zurückſchlug. Entſetzt blieb ich ſtarr ſtehen. Die angenehmen und lieblichen Züge der Miß Hywell waren entſtellt, ihre Haut mit rothen und blauen, faſt ſchwarzen Flecken bedeckt. Ich vermochte kein Wort zu ſprechen. Mr. Hywell ließ den Schleier fallen und half ſeiner Tochter in den Palankin ſteigen. Dann wandte er ſich zu mir.

„Behalten Sie nur Ihr ernſtes und beſtürztes Geſicht, Wiedenburg!“ ſagte er zu mir. „Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, wie ſie ſcheint. Ich habe Mary gebeten, ſich Geſicht, Hals und Hände mit einer ſcharfen Mixtur zu beſtreichen, die man zu Arzneizwecken anwendet. Das hat jene Entzündung hervorgerufen, eine Art Ausſchlag, der aber ſehr ungefährlich iſt und bald verſchwinden wird, wenn Mary das Mittel nicht weiter

anwendet. Sie errathen, weshalb ich es gethan habe. Die Orientalen haben einen großen Abſcheu gerade vor derartigen Krankheiten; ich denke alſo, Mary wird vor allen Zumuthungen dieſes Herrn Kaſchir-Aga ſicher ſein."

Ich war ſehr beruhigt und lobte ihn wegen ſeiner Vorſicht. Inzwiſchen kam der Armenier zu uns und fragte Mr. Hywell im Auftrage des jungen Kurdenhäuptlings, wie es komme, daß er ſeine Tochter nicht heile, da er doch ein Heckhim ſei. Der alte Herr antwortete ihm, er könne dieſe Krankheit nur heilen, wenn ſie einen gewiſſen Höhepunkt erreicht habe. Bald darauf ging es weiter, dem Hochgebirge zu.

Es war kein leichter und angenehmer Marſch, denn wir vermieden die wenigen gebahnten Wege, die es dort geben mag. Acht Tage lang waren wir unterwegs, und da ich mich allmälig in meine Lage fand, ſo gewann ich geiſtige Ruhe genug, um Beobachtungen anzuſtellen. Es war ein echtes Gebirgsland, dem es nicht an herrlichen und leidlich angebauten Thälern fehlte und das mit einiger Cultur zu einem ſehr fruchtbaren Lande umgewandelt werden könnte. Nur ein Zehntel von dem Fleiße und der Gartenbaukunſt der Perſer wäre den Bewohnern dieſes Landes zu wünſchen, dann könnte es mit den reichſten Ländern Aſiens wetteifern. Die Dörfer, die ich ſah, erſchienen mir ſehr unbedeutend; in die Nähe größe-

rer Städte, obwohl ſie dort exiſtiren ſollen, kamen wir nicht, weil Kaſchir-Aga ſie vermied. Zur Rechten ſah ich zuweilen den Spiegel des Wanſees, dem wir uns einige Male bis auf wenige tauſend Schritt näherten. Ich unterhielt mich, ſo oft es anging, mit dem Armenier, um möglichſt viel von ihm über das Land zu erfahren; aber er wußte ſelbſt nicht viel mehr, als was ich aus Reiſeberichten kannte. Thatſache iſt es, daß nur ſehr wenige Europäer bis jetzt in dieſes Land vorgedrungen ſind. Er erzählte mir Manches von den Neſtorianern, die von Katholiken und Proteſtanten für höchſt ungläubig gehalten werden, und die ſich nicht ſehr weſentlich von ihren mohammedaniſchen Landsleuten unterſcheiden. Daß amerikaniſche Miſſionäre, die ſich in Urmiah in Perſien niedergelaſſen, darauf hinwirkten, die Neſtorianer zu proteſtantiſiren, wußte ich bereits. Urmiah war aber doch zu fern, um eine ſchnelle Hülfe oder Vermittelung der Amerikaner hoffen zu laſſen, auch wenn es uns gelang, ſie zu benachrichtigen. Dennoch richtete ich meine Gedanken im geheimen auf dieſe Miſſionäre und auf die Bergneſtorianer, die denn doch am Ende immer Chriſten, wenn auch von ganz beſonderer Art ſind. Sie werden jetzt freilich, nachdem vor ungefähr zwanzig Jahren die größere Mehrzahl von den Kurden ermordet worden, als Sklaven behandelt; aber gerade deshalb durfte ich hoffen, daß ſie mir

beiſtehen würden, den Kurden einen Streich zu ſpielen. Freilich hemmte mich überall meine Unkenntniß der Sprache, und dem armeniſchen Dolmetſcher durfte ich nicht unbedingt trauen, da er eine Heidenangſt vor den Dolchen und Piſtolen der Kurden hatte.

Zuletzt kamen wir in ein wahres Alpenland mit ſchneebedeckten Bergen, die Heimat unſeres Kaſchir-Aga. Hier vermied er die Dörfer nicht mehr, ſondern zeigte im Triumph ſeine Beute. Gewöhnlich ritt er vorauf, zuweilen würdigte er uns auch der Ehre ſeiner Geſellſchaft und legte uns durch den Dolmetſcher Fragen über perſiſche und türkiſche Verhältniſſe vor. Im Ganzen kümmerte er ſich jedoch wenig um uns. Der Armenier aber, der ſich öfter auf eigene Hand mit ihm unterhielt, ſagte uns, Kaſchir-Aga ſei ein ganz geſcheidter Burſche, deſſen Abſichten darauf hinausgingen, ſich von den Türken ganz unabhängig zu machen, das heißt, nicht einmal den Tribut zu zahlen, den die Türkei zuweilen zu erheben pflegte. Daß ich mit Mr. Hywell und Miß Mary ungeſtört ſprechen konnte — unſer Armenier verſtand kein Engliſch, ſondern nur ein halb italieniſches Franzöſiſch — war noch das Beſte, ſollte aber leider bald aufhören.

Wir hatten nun die Heimat Kaſchir-Aga's erreicht, ein kleines Dorf, deſſen Häuſer am Abhang eines

Berges hingen wie Schwalbenneſter und ebenſo kothig ausſehend, aus der Erde hervorragend und wie Maulwurfshöhlen unter derſelben fortlaufend. Nur die Häuptlingsfamilie bewohnte ein ſteinernes und ziemlich geräumiges Gebäude. In dieſem letztern wurden Mr. Hywell und ſeine Tochter einquartiert. Mir wies man die Wohnung eines Kurden zum Aufenthalt an, ein Schmuzloch ſondergleichen. Indeſſen auch dagegen härtet ſich der Menſch durch Gewohnheit ab. Sie ſehen, ich fühle mich ganz wohl in meiner jetzigen Hülle, obwohl ich mit meinen Lumpen und meinem gewachſenen Bart ausſehen muß wie das Urbild eines neapolitaniſchen Lazzarone. Das Schlimmſte aber war, daß man mir allmälig Alles ſtahl, was man mir noch gelaſſen. Wohin mein Pferd gekommen, wußte ich nicht; von meinen Kleidungsſtücken verſchwand eins nach dem andern. Einmal ertappte ich einen jungen Kurden dabei, mir meine Beinkleider zu ſtehlen, als ich eben des Morgens erwachte; wahrſcheinlich wollte er ſie wie einen Shawl als Siegestrophäe um ſeine Filzmütze binden. Ich gab dem Jungen eine Ohrfeige; die Natter fuhr mit dem Meſſer auf mich zu. Da ergriff ich ſeine Hand und renkte ihm das Handgelenk aus. Nun heulte er durch das ganze Dorf. Ich begab mich ſogleich nach der Wohnung des Häuptlings, denn es war uns ge-

ſtattet, frei im Dorf herumzugehen, und beklagte mich durch den Armenier bei Kaſchir-Aga. Aber ich kam übel an. Der Junge war ein Vetter Kaſchir-Aga's, und wenig fehlte, ſo hätte man mir Naſe und Ohren abgeſchnitten. Fürs erſte verurtheilte man mich, die Hütte nicht zu verlaſſen, und das war ſtreng genug, denn nun konnte ich weder Mr. Hywell noch Miß Mary mehr ſprechen. Letztere war immer noch entſtellt, aber, wie mir Mr. Hywell klagte, ging die Tinctur zu Ende, und dann gab es kein Mittel mehr, Mary häßlich zu machen, wollte man nicht zugleich ihre Geſundheit untergraben.

In meiner Haft faßte ich nun den felſenfeſten Entſchluß, ſo bald als möglich zu fliehen. Ich zeigte mich ſehr gefügig, ließ Kaſchir-Aga um Gnade bitten und erhielt denn auch nach ungefähr einer Woche die Erlaubniß, die Hütte wieder verlaſſen zu dürfen. Inzwiſchen waren jene kurdiſchen Boten, von denen ich geſprochen, nach Bajazid und Erzerum mit Briefen Mr. Hywell's abgeſandt worden. Dieſer beſtärkte mich in meinem Entſchluß, das Dorf zu verlaſſen und in Bajazid ſchnelle Hülfe zu ſuchen. Denn mich nach Urmiah zu den nordamerikaniſchen Miſſionären zu wenden, hatte ich aufgegeben, da ich einſehen gelernt, wie gering der Einfluß dieſer Männer hier im Gebirge ſei. Vielleicht konnten

ſie indeſſen ſpäter als Unterhändler gute Dienſte leiſten. Zuerſt hatte ich daran gedacht, mit den vier europäiſchen Dienern gemeinſam zu fliehen. Aber der Gedanke, daß dann Mr. Hywell ganz allein allen Möglichkeiten ausgeſetzt ſei, änderte meine Anſicht. Auch waren dieſe Diener jetzt nicht mehr im Dorfe, ſondern im Hauſe des Häuptlings einquartiert. Mir allein gönnte man noch einige Freiheit, ich vermuthe, weil man mich für den Bräutigam der Miß Mary hielt und glaubte, ich würde nicht ohne ſie fortgehen. Miß Hywell, die der Kurde mit Recht für die werthvollſte Perſon hielt, durfte das Haus niemals verlaſſen.

So beſchloß ich denn, nachdem ich noch einmal mit Mr. Hywell Alles verabredet und wir Miß Mary Troſt und Muth eingeſprochen, mein Heil zu verſuchen. Geld konnte mir Ihr Pflegevater leider nicht geben, da man auch ihm allmälig Alles geſtohlen. Ich beſaß nur noch einige türkiſche Goldmünzen, die ich mir in Tauris eingewechſelt, und ein Meſſer, das ich bis dahin ſorgſam verborgen gehalten. In einer ſehr dunklen Nacht entwich ich aus der Hütte — heute ſind es gerade vierzehn Tage, und gelangte unbemerkt aus dem Dorfe. Ich wanderte immer nach Norden, mich nach den Sternen richtend. Nun, ich will Sie mit dem Bericht meiner Wanderung nicht ermüden. Wahrſcheinlich bin ich ver-

folgt worden, aber man hat mich nicht entdeckt. Bei Tage hielt ich mich verborgen, fand auch zuweilen Gastfreundschaft bei armen Neſtorianern. Mein vollſtändig zerriſſener und beſchmuzter Anzug, deſſen Lücken ich, wie Sie ſehen, durch Tücher, die ich mir kaufte, zu ergänzen ſuchte, ſchützte mich wahrſcheinlich vor räuberiſchen Angriffen. So erreichte ich den Wanſee und die Stadt Wan, fand hier jedoch zu meinem Leidweſen keinen Menſchen, dem ich mich in engliſcher oder franzöſiſcher Sprache hätte verſtändlich machen können, und kaufte für ein Billiges dieſes Thier, das ich reite, das damals krank und hinfällig war, ſich jetzt aber erholt hat. Nun lag es mir vor allen Dingen daran, eine Stadt zu erreichen, in der ſich ein vernünftiger Commandeur befand. Ich mußte abermals meinen Weg durch das Gebirge nehmen; als ich aber die große Karawanenſtraße erreichte, erfuhr ich, daß ich faſt ebenſo weit von Bajazid als von Erzerum entfernt ſei, und beſchloß deshalb, nach letzterer Stadt zu reiten, wo ſich einige Kaufleute befinden, die meinen Namen kennen. Ich nahm mir, um ſicher zu ſein, einen Führer, und unſer beiderſeitiges Glück wollte es, daß wir uns trafen. Das iſt meine einfache Geſchichte. Nun laſſen Sie uns zuſammen überlegen, was zu thun iſt!“

George hatte der ganzen Erzählung mit derſelben

trüben und wehmüthigen Miene gelauſcht. Jetzt, als Edmund Wiedenburg ſchwieg, fuhr er wie aus einem Traume auf, faſt als habe er den Schluß gar nicht gehört.

„Seltſam! Traurig!“ ſagte er. „Hat Mr. Hywell zuweilen mit Ihnen von mir geſprochen? Hat Miß Mary ſich meiner erinnert?“

„Nun ſicherlich!“ antwortete der Deutſche. „Mr. Hywell und ſeine Tochter ſprachen ſtets mit der größten Theilnahme von Ihnen. Ich glaubte anfangs, als ich ſo oft den Namen George hörte, Sie ſeien wirklich ein Sohn oder Neffe Mr. Hywell's, bis er mir ſpäter ſagte, Sie hätten ihm geſchrieben, Sie wollten nach dem Orient gehen und ſich, wenn es möglich ſei, an dem Kampf gegen die Ruſſen betheiligen, und er könne dies nur billigen, da Sie ja ein Sohn Kaukaſiens ſeien. Miß Mary ſprach ſtets von Ihnen wie von einem Bruder. Beide freuten ſich innig darauf, Sie in Sinope oder Konſtantinopel zu finden!“

George verſank wieder auf einige Minuten in ſeine Träumerei. Dann aber ſchien er ſich aufzuraffen.

„Dank Ihnen, Dank, Mr. Wiedenburg“, rief er lebhaft, „daß Sie ſich meines Pflegevaters und Miß Mary's ſo warm angenommen. Die theuren, unglücklichen Menſchen, was müſſen ſie erdulden! Was können wir

thun, Sir, ſie zu befreien? Ich bin zu Allem bereit! Ich ſcheue kein Opfer, nichts, ich gebe jeden andern Plan auf, bis Mr. Hywell und ſeine Tochter befreit ſind."

„Ja, Sir, die Antwort iſt leider nicht leicht", antwortete Wiedenburg, „und wir müſſen ſehr reiflich jeden Schritt überlegen, denn das Leben Mr. Hywell's und ſeiner Tochter ſchwebt in Gefahr, ſobald die Kurden die Abſicht wittern, die Gefangenen zu befreien, ohne Löſegeld zu zahlen. Das letztere war, wie ich von Mr. Hywell hörte, für uns alle auf dreißigtauſend türkiſche Dukaten angeſetzt. Wie ſollen wir dieſe oder auch eine weit geringere Summe auftreiben? Und anders als in gemünztem Gelde nimmt der Kurde keine Zahlungen. Auch dürfte ſich der muthige Mr. Hywell kaum dazu verſtehen, den Räubern eine ſolche Summe zu gewähren, falls ſich irgend ein anderer Weg zur Befreiung zeigt. Nur der Gedanke an Miß Mary könnte ihn zur Zahlung eines Löſegelds geneigt machen. Ich denke, wir ſenden einen Boten nach Sinope zu meinem Verwandten, theilen ihm das Vorgefallene mit und bitten ihn, für alle Fälle möglichſt viel gemünztes Gold zu ſammeln und in Bereitſchaft zu halten, zugleich aber nach Konſtantinopel einen Bericht an den engliſchen und öſterreichiſchen Geſandten zu ſenden und ſie zu bitten,

die Pforte zum ſchleunigſten Handeln aufzufordern. Es iſt möglich, da ja doch jetzt des Kriegs wegen eine Menge Menſchen auf den Beinen ſind und eine gewiſſe Rührigkeit ſelbſt in dieſen Gegenden herrſcht, daß man ſich ſchnell entſchließt, etwas für Mr. Hywell und ſeine Tochter zu thun. Wir aber müſſen uns nach Bajazid oder irgend einem Ort begeben, an welchem ſich ein vernünftiger Commandeur befindet, womöglich zu Guyon oder, wie er jetzt heißt, Churſchid-Paſcha. Dieſer muß es übernehmen, Mr. Hywell, ſeine Tochter, die Diener und Dienerinnen den Händen Kaſchir-Aga's zu entreißen, ſei es in Güte oder mit Gewalt. Ich denke, die unmittelbare Einwirkung eines hochſtehenden Commandeurs und das Verſprechen einer Geldſumme werden ihren Einfluß auf Tamir-Aga, den Alten, nicht verfehlen. Im Nothfall müßte man ihn als Geißel feſthalten, bis Kaſchir-Aga die Gefangenen herausgegeben hat. Aber das Alles bedarf der ruhigſten und nüchternſten Ueberlegung, und vor allem haben wir Geld nöthig. Das Dringendſte erſcheint mir alſo, einen von unſern Führern nach Sinope zu ſenden, um meinen Oheim zu bitten, uns eine Anweiſung auf irgend einen Kaufmann in Bajazid, Erzerum oder Kars zu ſenden. Denn in dieſem Lande kann man nichts ausrichten, ohne nicht immer die Hand in der Taſche zu haben."

Das wurde denn auch ſogleich gethan. Wiedenburg ſchrieb einen Brief an ſeinen Oheim, dem George einige Zeilen hinzufügte, und damit man ſicher ſei, daß der Bote den Brief wirklich in Sinope abliefere, gab man ihm nur eine kleine Summe, mit dem Bedeuten, daß Mr. Wiedenburg ihm das Dreifache in Sinope auszahlen werde. George's Führer ritt ſogleich mit dem Briefe die Straße zurück.

Wiedenburg aber bat George, ſich der Ruhe hingeben zu dürfen. Denn jetzt, zu einem Reſultat und einer gewiſſen Beruhigung gelangt, fühlte er ſich nach ſo vielen Wochen körperlicher Anſtrengung und geiſtiger Aufregung plötzlich von unwiderſtehlicher Ermattung überwältigt.

IV.

Die Rettung.

Wenn auch nicht warm, doch hell und freundlich ſchien die Januarſonne durch das kleine Fenſter in das geräumige Gemach, das die Wohnung Mary Hywell's bildete. Als es Mary zuerſt betrat, hatte es nur aus den rohen Steinwänden beſtanden, mit einer ſchmalen Leiſte am Fuße der Wände, um Kiſſen zum Divan darauf zu legen. Jetzt war es durch Mary's und ihrer Dienerinnen Bemühungen umgewandelt in einen Raum, der dem europäiſchen Sinne für Annehmlichkeit und Bequemlichkeit wenigſtens in etwas entſprochen haben würde. Teppiche bedeckten einen Theil des ſteinernen Bodens, Kiſſen waren hier und dort zu Sitzen aufgehäuft; ein Vorhang ſonderte den Raum, der Mary als Schlaf- und Ankleidezimmer diente, von dem Gemach; ein Vorhang, der jetzt zurückgeſchoben war, ſchützte das Fenſter, das die dicke Mauer wie eine Schießſcharte durchbrach und, ohne Glasſcheiben, nur mit einem höl-

zernen Laden von innen zu verſchließen war. In einem langen glänzenden Streifen fiel das Sonnenlicht durch dieſes Fenſter in das Zimmer, und wenn man hinausblickte, ſah man nichts als in der Ferne himmelhohe ſchneebedeckte Berge.

Mary Hywell ſaß auf einer niedrigen Erhöhung, die vor dieſem Fenſter angebracht und mit Teppichen belegt war. Es war eine mehr als mittelgroße, ſchlanke, zarte Geſtalt, von den feinſten, regelmäßigſten Verhältniſſen. Das bleiche Antlitz ruhte auf der zarten Hand, die ſie auf das Knie geſtützt hatte; in der Linken hielt ſie ein Buch, in dem ſie geleſen. Gedankenvoll und traurig ſchien ſie über ihr Schickſal zu ſinnen, und das blonde Haar fiel in langen natürlichen Locken über die Hand und den Arm, der den Kopf ſtützte. Sie war eine echt nordiſche Schönheit; die Farbe der Haut dem Schnee vergleichbar, das Auge ſo hellblau wie der nordiſche Himmel, das Haar ſeidenweich und faſt von der Farbe des Flachſes, den die Spinnerin an ihrem Rocken befeſtigt. Ungemein ſanft und lieblich, trotz der Traurigkeit, war der Ausdruck ihrer Züge; die Umriſſe des Geſichts, der feingeformten Naſe, der ſchön geſchnittenen Augen und des kleinen Mundes waren ſo zart und doch ſo beſtimmt, als habe die Meiſterhand eines Künſtlers ſie nur andeutend und doch mit genialer Sicherheit ent-

worfen. So bleich war das Geſicht, ſo hellglänzend das Haar, ſo zart das feine Roth der Lippen, daß man faſt hätte glauben mögen, ſie ſei aus einem luftigern Stoff geformt als die andern Menſchenkinder. In ſeiner jetzigen Ruhe und Unbeweglichkeit glich der Kopf faſt dem Marmorkopf einer Antike, welchem der Künſtler verſuchsweiſe einen Anhauch von Farbe verliehen.

Von jener Entſtellung des Geſichts, die der Vater abſichtlich hervorgerufen, war längſt jede Spur verſchwunden. Sie war wieder die ſchöne Miß Hywell, die ſchon in England, mehr noch in Calcutta viele Blicke auf ſich gezogen und denjenigen, dem es vergönnt geweſen, ſich ihr zu nähern, durch ihre ſtille Anmuth und den Zauber ihres echt jungfräulichen Weſens entzückt hatte. Im Kreiſe der Ihrigen konnte Mary Hywell auch heiter und ſchelmiſch ſein wie ein Kind, das ſie ihren innerſten Gedanken nach auch ſtets geblieben. Aber das war nun dahin. Der Ernſt eines trüben Schickſals hatte die Blüte dieſes Daſeins plötzlich angeweht wie ein Nachtfroſt im Mai, und wer konnte wiſſen, ob der Sommer und ob er zeitig genug kam, dieſe Blüte wieder aufzurichten!

Und doch war das Schickſal Mary's ein ſo gutes geweſen, als es unter den eingetretenen Verhältniſſen möglich war. Kaſchir-Aga hatte ihr zu Anfang wenig Aufmerkſamkeit bewieſen, aber doch alle Wünſche, die der

Vater ihm durch den Armenier mittheilen ließ, um die eigenthümliche Lage ſeiner Tochter zu erleichtern, bereitwillig erfüllt. Sie konnte ihren Vater täglich ſehen, ſie hatte ihre Dienerinnen in der Nähe, und was ihr ſehr lieb ſchien, Kaſchir-Aga hielt ſich fern von ihr, wahrſcheinlich weil er ihre Krankheit fürchtete. Mary empfand, wie ſie ihrem Vater zuweilen faſt zitternd geſtand, eine unheimliche Furcht vor dem Kurden; vielleicht ſah ſie, ohne ſich deſſen in ihrer Reinheit bewußt zu werden, Leidenſchaften in dem ſchwarzen Auge des Häuptlings blitzen, die ſie mit einer geheimen Angſt erfüllten und die Gefahren einer unbeſtimmten Zukunft fürchten ließen.

Ihre Ahnung ſchien ſich erfüllen zu wollen, als die abſchreckende Farbe ihres Geſichts verſchwand. Vergebens hatte Mr. Hywell jede Liſt verſucht, um den Kurden von Mary fern zu halten. Seine Neugierde führte ihn zu ihr, und nun kam er täglich, ja oft mehrmals des Tages, theils allein, theils mit dem Armenier. Der Inſtinkt der Natur lehrte ihn eine gewiſſe Galanterie; er wurde beſorgt für Mary und ließ ihr Geſchenke und ausgewählte Speiſen überreichen. Aber trotzdem blieben die Gewohnheiten ſeines Volkes faſt ſchreckenerregend für ein weibliches Weſen, dem ſich ſtets nur die zarteſte Schicklichkeit genaht hatte. Welche Qual mußte ſie empfinden, wenn der junge Kurdenhäuptling wohl eine

Stunde lang in ihrem Zimmer auf einem Kiſſen ſaß und ſie unbeweglich anſtarrte, oder wenn er dann dem Armenier Lobpreiſungen der Schönheit ſeiner Gefangenen ſagte, die dieſer vielleicht nur andeutend zu wiederholen wagte. Seit dieſer Zeit nahm ihr Geſicht den bekümmerten Ausdruck die bleiche Farbe an, die ein wirkliches Leiden verriethen. Ihr Vater errieth, was in ihr vorging, wenn ſie auch nie mit ihm darüber geſprochen. Er ließ dem Kurden durch den Armenier Vorſtellungen machen, ließ ihm ſagen, die Sitte des Abendlandes dulde ſolche Freiheiten der Männer nicht, er ſei ſelbſt in ſeinem Vaterlande ein Mann, dem man ſowie ſeiner Tochter Achtung erweiſen müſſe, er ſei ein Gefangener, kein Sklave; der Kurde lachte theils, theils erzürnte er ſich darüber, und Mr. Hywell mußte ſchweigen, wollte er nicht vielleicht den Kurden noch mehr reizen und das herbeiführen, was er am meiſten fürchtete, die Trennung von ſeiner Tochter. Kaſchir-Aga hatte ihm ſagen laſſen, ſo ein Ungläubiger, ein Giaur, müſſe es für die größte Ehre halten, wenn ein Rechtgläubiger ſeine Blicke auf die Tochter eines Sklaven richte, und er erwarte nur die Entſcheidung ſeines Vaters, ohne deſſen Einwilligung er nach der alten patriarchaliſchen Sitte des Orients nichts Wichtiges zu unternehmen wagte, obwohl er bereits ein Mann von mehr als dreißig Jahren war, um

Mary zu ſeiner Gattin zu erheben oder wenigſtens in ſeinen Harem zu führen. Zum Unglück ſchien der Armenier dieſe Verbindung zu wünſchen, vielleicht, weil er Geſchenke des Kurden erwartete, vielleicht, weil man ihm dann geſtattete, nach ſeiner Heimat zurückzukehren.

Der gedämpfte Schall von Tritten auf dem Teppich ließ Mary aufblicken. Ihr Vater ſtand vor ihr, beugte ſich zu ihr nieder und küßte ihre Stirn. Mary ſchlang die Arme um ſeinen Hals und drückte ſeinen Kopf zärtlich, innig und mit einem leichten Zittern an ſich. Mehr als Worte verrieth dieſe ſtumme Zärtlichkeit das Leid ihres Herzens. Er ſetzte ſich in ihrer Nähe auf den Diwan und blickte ſie lange an. Mary hatte die Hände auf ihrem Schooße gefaltet.

„Die Sonne ſcheint freundlich", ſagte er dann. „Faſt iſt es, als wolle es Frühling werden. Nur auf den Bergen glänzt noch der Schnee. Ich wollte, ich könnte Dich hinausführen, Mary — Du biſt ſo blaß geworden!"

„Ja, Vater, aber dann weit fort — weit!" antwortete die Tochter. „Der Kummer, in dieſes düſtere Haus zurückzukehren, würde größer ſein als die Freude, es zu verlaſſen!"

Wieder trat eine Pauſe ein. Mr. Hywell fuhr ſich mit der Hand durch ſein ergrauendes, aber noch vol-

les Haar. Auch sein frisches Antlitz war bleicher geworden, sein helles, klares Auge trüber, und der sonst so energische Ausdruck seiner Züge hatte jener Mattigkeit weichen müssen, die eine lange Unthätigkeit, ein düsteres Schicksal, gegen das man nicht ankämpfen kann, auch den kräftigsten Zügen verleiht.

„Und daß ich an Allem schuld bin — mein Eigensinn!“ rief er dann, und seine Stimme klang zitternd und stöhnend.

Das hatte er in der letzten Zeit fast täglich gesagt. Gerade unter diesem Gedanken schien der sonst so starke Mann am meisten zu leiden.

„Lieber Vater, gegen die Schlechtigkeit und Rohheit der Menschen schützt keine Vorsicht!“ sagte Mary sanft und tröstend. „Ich hoffe noch immer, einer wird kommen, George oder Wiedenburg!“

„Ja, hoffe nur!“ rief Mr. Hywell fast bitter. „Ich hoffe nichts mehr. Aber ich bin entschlossen zu Allem. Lieber die Flucht wagen — es ist ja doch eine Möglichkeit auf Erfolg — als das Entsetzliche dulden!“

Mary richtete bei seinen Worten mit unbestimmter Angst den Blick auf ihn.

„Ist etwas Neues geschehen, Vater?“ fragte sie kaum hörbar.

„Ja — und endlich muß ich es sagen!“ rief Mr.

Hywell und preßte die Hand vor die Augen, als wolle er die Scham und Entrüſtung verbergen, die ihn ergriffen. „Dieſer Wilde verlangt Dich zu ſeiner Gattin. Er hat die Einwilligung ſeines Vaters erhalten; heute hat mir der Armenier die Vorſchläge mitgetheilt. Ehrenvoll nennt ſie der Schurke! Nun, er mag Recht haben, auf ſeine Weiſe; wir ſind ja unter Räubern und Mördern, die ſich für die erſten und edelſten Geſchöpfe der Welt halten. Ich ſoll bleiben können oder auch meine Freiheit erhalten, wie ich will. Die Diener können gehen, die Dienerinnen bleiben; Du wirſt ſein Weib — das iſt ſein Entſchluß! Von meiner Einwilligung iſt keine Rede; ich muß natürlich thun, wie der hohe Herr befiehlt. O Mary, ich bin ſchwach geworden über all dieſem Kummer und Herzeleid — ich könnte weinen wie ein Kind und dann auch wieder raſen, ja toben wie ein Thier, Dich in meine Arme nehmen und mich mit der Fauſt durchſchlagen durch dieſes Geſindel, bis ein Schuß mich niederſtreckt. O Mary, verwünſcht ſei die Stunde, wo meine Zärtlichkeit für Dich mir den Gedanken eingab, daß Du mich begleiten ſollteſt!“

Es war, als ob ſeine Stimme breche. Nachdem er ſich einen Augenblick aufgerafft, gleichſam als wolle er ſich einem unſichtbaren Feinde entgegenwerfen, brach er zuſam-

men. Den Kopf tief niedergebeugt, ihn vergrabend in beide Hände, ſaß er da.

Mary hatte ſich erhoben und war zu ihm getreten. Eine tiefe Bläſſe überzog ihr Antlitz.

„Ich erwartete — ich wußte es längſt, Vater!“ ſagte ſie. „Es bleibt uns keine Wahl, wir müſſen fliehen — ſterben. Es iſt mir oft, nein, immer durch den Sinn gegangen, aber ich kann mich dazu nicht entſchließen, ich kann nicht die Gattin eines Mannes werden, der mir ſchon bei ſeinem Nahen ein Entſetzen einflößt, das ich nicht zu ſchildern vermag, deſſen Blick mein Blut erſtarren macht. Ich würde ſterben, wenn ſeine Hand die meine berührte. Ich kann es nicht, Vater; ſelbſt der Gedanke, daß er Dir die Freiheit gewähren würde, gibt mir keinen Troſt. So laß uns das Aeußerſte wagen; dann ſterbe ich wenigſtens unentehrt!“

„An mich denke nicht, Kind! Ich würde Deine Schande nicht überleben!“ rief der Vater, ſich etwas geſammelter erhebend. „Ja, es bleibt uns keine Wahl! Du mußt Dich rüſten mit dem Muth der Verzweiflung, der jeder Gefahr trotzt, der den Tod nicht für das Schlimmſte achtet. Ich will Alles überlegen — reiflich — ruhig — jetzt kann ich es nicht! Ich werde um einige Tage Aufſchub bitten; inzwiſchen fliehen wir. O welch Verhängniß! Und weshalb ſtraft mich Gott ſo ſehr!

Weshalb verblendete er mich durch dieſen unſeligen Eigenſinn!"

„O Vater, ich bitte Dich, zürne nicht! Ich kann Dich nicht klagen hören", bat Mary. „Sieh, ich bin ſo ruhig und entſchloſſen. Es iſt mir leichter ums Herz, da ich nun weiß, daß wir dem Ende entgegengehen. Aber horch! Hörſt Du nichts? Was iſt das für ein Lärm?"

Der Vater ſprang auf. Glaubte er, daß die Hülfe nun kommen müſſe, da ſein Elend ſo groß ſei? Ein Strahl freudigen Erſchreckens flog über ſeine Züge. Er lauſchte. Man hörte den verworrenen Ruf vieler Stimmen.

Mr. Hywell ſprang zum Fenſter hinauf, und ſich weit vorbeugend, verſuchte er trotz der Breite der Mauer die Urſache des Lärms zu erfahren. Man konnte vom Fenſter aus einen Theil des Dorfes überſehen. Die Stimmen kamen näher. Aber man rief in kurdiſcher Sprache; Mary und ihr Vater verſtanden nichts.

„Halt — da, jetzt ſehe ich!" rief Mr. Hywell plötzlich. „Ein Menſchenſchwarm kommt den Hügel herauf — in ihrer Mitte drei Reiter — o Mary, es iſt nichts für uns — es ſind Kurden — oder Türken!"

„Ich bitte Dich, Vater, ſieh hinaus!" rief Mary. „Mir pocht das Herz ſo ſtark — es müſſen Freunde ſein!"

„Ach, Mary, ich glaube nicht. Es ſind Türken —

drei Reiter — der mittlere ſcheint der Herr zu ſein, prächtig gekleidet, mit Turban und Waffen im Gürtel. Sein Geſicht iſt weißer als das der Begleiter, die ſeine Diener zu ſein ſcheinen. Er zieht ein Papier hervor und zeigt es der Menge, die ihn umgibt und begleitet. Es eilt Jemand auf ihn zu — es iſt der Armenier. Der Reiter grüßt ihn läſſig. Jetzt reiten ſie den Berg hinauf, dieſem Hauſe zu — mein Gott! — irre ich mich? — jetzt blickt er gerade hierher, als ob er wiſſe, daß Jemand hier nach ihm ausſchaue — Mary, es iſt Wiedenburg!"

„Gott ſei gedankt!" rief das zitternde Mädchen, und in die Kniee ſinkend, hob ſie die Hände wie betend empor. „Ich wußte es! Er konnte uns nicht verlaſſen!"

„Er iſt es, er iſt es!" jubelte der Vater. „Immer zeigt er das Papier — die Kurden umgeben ihn neugierig, einige voll Scheu, andere mehr drohend. Was bringt er, was will er? Ich ſehe Niemand außer ihm und ſeinen beiden Dienern. Wäre er tollkühn genug, zu hoffen, daß ein Blatt Papier uns retten könne, jetzt, da die Leidenſchaft dieſes Menſchen, des Häuptlings, entflammt iſt?"

„O Vater, laß — es iſt ein Freund — ein treuer Freund mehr!" rief Mary. „Laß uns hoffen! Er bringt vielleicht einen Befehl des Sultans, uns freizugeben."

„Er blickt ſtarr hierher — er erkennt mich!“ rief Mr. Hywell. „Er grüßt mich! Willkommen, Wiedenburg!“ rief er laut hinaus. „Da — jetzt ſind ſie verſchwunden — ich ſehe nichts mehr!“

Er fuhr mit der Hand über die geblendeten Augen und ſtieg von der Erhöhung nieder, zitternd, glühend vor Aufregung.

„Was ſagteſt Du?“ rief er. „Einen Befehl des Sultans, uns freizugeben? O hoffe das nicht! Der Sultan hat keine Macht über dieſe Wilden. Er kommt, um uns zu helfen, aber allein? Mit tauſend Reitern ſollte er kommen, dieſen Kaſchir-Aga und ſeine Räuber aufs Haupt zu ſchlagen! Was vermag er jetzt auszurichten? Kaſchir-Aga gibt Dich nicht frei — jetzt nicht! Nun, ich muß hinaus, Kind — ich muß wiſſen, was es iſt. Bleibe Du hier — ängſtige Dich nicht. Vielleicht bringt er uns wenigſtens frohe Botſchaft — vielleicht will er uns nur nahe ſein. Er iſt ein braves Herz — hat uns nicht vergeſſen. Auch Gott vergißt uns nicht!“

Er beugte ſich zu ihr nieder, ſchloß ſie ſchnell, heiß, leidenſchaftlich in ſeine Arme. Dann eilte er hinaus.

Mary, noch knieend, ſchloß die Hände zuſammen. Ihr Kopf ſenkte ſich auf die ſchwerathmende Bruſt. Sie betete.

Als Mr. Hywell athemlos auf dem freien Platze vor dem Hauſe des Häuptlings anlangte, ſah er eine

Scene voller Unruhe und Bewegung vor ſich. Hunderte von Kurden umdrängten Wiedenburg und ſeinen Begleiter, und ſo eben durchſchritt Kaſchir-Aga, von einigen ältern und angeſehenern Kurden begleitet, die wogende Menge. Das Geſicht des jungen Häuptlings war ernſt und finſter, ja ſogar, wie es ſchien, bleicher als gewöhnlich.

Wiedenburg hielt ſein Pferd an, ſobald er Kaſchir-Aga bemerkte. Die hohe Geſtalt des jungen Deutſchen bot in der reichen türkiſchen Kleidung einen ſtattlichen, imponirenden Anblick. Den Bart trug er ganz voll, in türkiſcher Weiſe; nur die weißere Hautfarbe und der regelmäßigere germaniſche Schnitt des Geſichts verkündeten, daß er kein Türke ſei. Er grüßte Mr. Hywell, der ſich bemühte, die Menge zu durchbrechen, mit einem freundlichen und achtungsvollen Neigen des Kopfes und wandte ſich dann ſtolz zu Kaſchir-Aga, demſelben den Ferman hinreichend.

Der junge Kurdenhäuptling empfing denſelben mit einer deutlich erkennbaren Miſchung von Verdruß und Ehrerbietung. Er neigte ſich, küßte das große Siegel der Papierrolle, nachdem er es flüchtig gemuſtert, und las dann den Inhalt. Mr. Hywell war dicht zu dem Armenier getreten, der ſich bemühte, ebenfalls den Ferman zu leſen. Kaſchir-Aga's Miene wurde noch finſterer; der

Inhalt des Schriftſtücks ſchien ihm nicht zu behagen. Dann aber wandte er ſich zu dem Armenier und ſagte dieſem einige Worte. Der Armenier überſetzte ſie dem Deutſchen.

„Kaſchir-Aga“, ſo lautete die Antwort des Kurdenhäuptlings, „Kaſchir-Aga, der Sohn Tamir-Aga's, des Häuptlings der freien Kurden vom Stamme der Hakkari, achtet den Ferman des Padiſchah von Stambul nicht als einen Befehl, ſondern als den Wunſch eines mächtigen Freundes und heißt den Fremden in ſeinem Hauſe willkommen. Er wird den Rath ſeines Vaters und der Aelteſten ſeines Stammes einholen, um zu erfahren, ob ein Fremdling, der vor kurzem noch ſein Gefangener war, Anſpruch hat auf das Recht der heiligen Gaſtfreundſchaft. Bis dahin wird der Fremde im Hauſe der Häuptlinge wohnen, und was er wünſcht, wird zu ſeiner Verfügung ſtehen!“

„Der Padiſchah in Stambul iſt Dein Herr und nicht Dein Freund!“ rief Wiedenburg ſtolz und zuverſichtlich. „Er hat Dir zu gebieten, und ich komme als ſein Bote. Die Schaaren, die er bei Bajazid verſammelt hat, ſind mächtig genug, um die Männer dieſer Berge für immer in Feſſeln zu ſchlagen, und der Paſcha von Wan hat Befehl, darüber zu wachen, daß die Gebote des Padiſchah ausgeführt werden. Aber ich hoffe,

daß wir uns einigen werden in Frieden und Freundſchaft!"

Als der Armenier dem Kurdenhäuptling dieſe kühnen Worte verdolmetſchte, erhob ſich ein dumpfes Murren unter der Kurdenſchaar; Kaſchir-Aga's Stirn zog ſich drohend zuſammen, aber er winkte mit der Hand Ruhe.

„Kaſchir-Aga wird den Rath ſeines Vaters und der Aelteſten einholen!" ließ er durch den Armenier antworten, nichts weiter. Dann ſchien er einigen Kurden Befehle zu geben, neigte ſich nach orientaliſcher Sitte höflich gegen Wiedenburg und kehrte in das Haus zurück, mit finſterer Miene, die Augen faſt geſchloſſen, wie Jemand, der eine heftige innere Bewegung unterdrückt und auf Rache ſinnt.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich ein wenig förmlich thue", wandte ſich dann Wiedenburg zu Mr. Hywell, der ihm die Hand reichte. „Ich komme in der That als Geſandter des Sultans und muß dieſer Menſchen wegen eine andere Miene annehmen, als ich möchte. Aber ich komme Ihretwegen, wie Sie wohl vermuthen, und ich denke, wir ſprechen uns heute noch. Bringen Sie Ihrer Tochter meine herzlichſten Grüße!"

„Sie kommen als ein Retter in der Noth!" antwortete der Engländer, ſich zurückziehend. „Aber ſeien Sie vorſichtig; die Gefahr iſt größer, als Sie glauben!"

Die Kurden, mit denen Kaſchir-Aga zuletzt geſprochen, näherten ſich dem jungen Deutſchen und boten ihm ihre Dienſte an. Begleitet von der ſtaunenden und unruhig bewegten Menge, ritt Wiedenburg bis an das niedrige Thor des ſteinernen Gebäudes, ließ ſich dort aus dem Sattel heben, ſprach mit ſeinen türkiſchen Dienern, von denen der eine etwas Engliſch zu verſtehen ſchien, und trat dann in das Innere des Hauſes. Man führte ihn ſogleich nach denjenigen Räumen, die zur Aufnahme von Gäſten beſtimmt waren. Einer beſondern Vorbereitung bedurfte es nicht. Auch dieſe Räume enthielten nichts als einige Kiſſen zum Sitzen und einige der nothwendigſten Geräthe. Der Deutſche ließ ſich von ſeinen Dienern ſein Gepäck bringen und unterſuchte namentlich das Schloß eines kleinen und ſchweren Koffers ſehr genau. Daſſelbe ſchien feſt genug gearbeitet, um der Neugierde und wohl auch der Gewalt zu widerſtehen. Dann nahm er die einfachen Gerichte in Empfang, die man ihm brachte, rauchte die dargebotene Pfeife und ſtreckte ſich auf die Kiſſen des Diwans. Zuweilen überflog ein Lächeln ſein Geſicht, vielleicht, weil er an die eigenthümliche Rolle dachte, die er hier ſpielen mußte. Dann aber wurde ſeine Miene wieder ſehr ernſt, denn unmöglich konnte er ſich die Schwierigkeiten und ſelbſt Gefahren verbergen, denen er entgegenging. In dieſer Stim-

mung empfing er den Armenier, der halb demüthig, halb vertraulich ſich nahte, um dem Fremden zu melden, daß Kaſchir-Aga ihn beſuchen würde.

„Der junge Anführer der Kurden wird mir willkommen ſein", antwortete Wiedenburg, den Armenier ſehr ernſt und faſt drohend anblickend. „Ich hoffe, Ihr habt Alles gethan, um die Lage meines Freundes und ſeiner Tochter zu erleichtern; wenn nicht, ſo dürfte die Stunde der Vergeltung gekommen ſein!"

Der Armenier ſchwur hoch und theuer, daß ihm das Geſchick des Franken und ſeiner Tochter am Herzen liege wie ſein eigenes, und wagte dann die Frage, wie der Fremde ſo ſchnell die Gunſt des Padiſchah von Stambul erlangt.

„Nun, was denkt Ihr, was wir ſind?" antwortete ihm Wiedenburg ſtolz und verächtlich. „Wir ſind die Botſchafter eines Padiſchah, der tauſendmal mächtiger iſt als der Padiſchah von Stambul, und Kaſchir-Aga mag ſich vor jeder Uebereilung hüten, jetzt, da der Padiſchah von Stambul weiß, daß die Geſandten ſeines mächtigen Freundes von dieſem Volke überfallen und beraubt worden ſind. Mehr Bewaffnete, als Ihr Haare in Eurem Barte zählt, ſind bereit, die Schmach zu rächen, die uns angethan worden und der wir uns fügen mußten, weil wir zu ſchwach zum Widerſtand waren. Treibt nicht

etwa falſches Spiel, Mann, ſondern helft aufrichtig unſere Sache fördern; es möchte Euch ſonſt übel ergehen! Zeigt Ihr Euch aber als ein redlicher Freund, ſo werden Euch Belohnungen von allen Seiten zu Theil werden!"

Der Armenier ſchien beſtürzt und gelobte nochmals, Alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtehe. Gleich darauf trat Kaſchir-Aga ein, begleitet von zwei Aelteſten der Kurden. Er war jetzt ruhig, ſtolz und zuverſichtlich. Wiedenburg ging ihm einige Schritte entgegen, verneigte ſich und deutete auf die Kiſſen, auf denen der Aga ſich niederlaſſen möge.

„Sagt dem Sohne Tamir-Aga's", wandte er ſich dann zu dem Armenier, „daß er mir verzeihen möge, wenn ich auch hier allen Gebräuchen meines Landes folge. Wir geſtatten dies jedem Fremden, der uns in unſerm Lande beſucht. Und gebt dem Aga genau wieder, was ich Euch ſagen werde! Er darf keinen Zweifel darüber hegen, daß ich nicht als ein Bittender und Hülfsbedürftiger zu ihm komme, ſondern als der Sohn eines mächtigen Volkes und als der Geſandte des Padiſchah."

Der Armenier, dem die ernſte und feſte Sprache Wiedenburg's Gehorſam und zugleich Vertrauen in die Macht deſſelben einzuflößen ſchien, wiederholte diesmal genau den Sinn der Worte. Wiedenburg, der in

den letzten Wochen eifrig bemüht gewesen war, die türkische Sprache kennen zu lernen, vermochte jetzt selbst den Worten des Armeniers zu folgen und die Art und Weise der Verdolmetschung im Allgemeinen zu prüfen. Kaschir-Aga blieb auch jetzt ganz ruhig; Wiedenburg glaubte zu bemerken, daß in dieser Ruhe etwas liege, was auf einen schon gefaßten Entschluß deute, von dem der Kurdenhäuptling sich durch kein Hinderniß ablenken lassen wolle.

„Sage dem Fremden, er möge sprechen", lautete die Antwort. „Ich werde hören."

Wiedenburg setzte darauf auseinander, welche Stellung er und Mr. Hywell in ihrem Vaterlande einnähmen, schilderte den letztern als einen Abgesandten seines mächtigen Herrschers und hob die Schnelligkeit hervor, mit welcher man ihm selbst den Ferman von Stambul gesandt habe, als er nach seiner Flucht das Vorgefallene dorthin berichtet. Er versicherte mit großer Bestimmtheit, daß der Sultan sich dieser Sache sehr eifrig annehmen und selbst mit Gewalt dem Gesandten des ihm befreundeten Herrschers zu Hülfe kommen werde, hoffe aber, daß Kaschir-Aga sich mit einem Lösegeschenk begnügen und die fränkischen Gefangenen sofort freigeben werde. Auf die Frage des Kurden nannte er eine nicht unbedeutende Summe, die dem Häuptling oder dessen

Bevollmächtigten ausgezahlt werden ſollte, ſobald die Franken in Sicherheit ſeien, alſo in Bajazid oder Erzerum.

Kaſchir-Aga ließ durch den Armenier antworten, daß er die Eigenſchaft ſeines jetzigen Gaſtfreundes als Geſandten des Padiſchah von Stambul nicht eher anerkennen dürfe, als bis ſein Vater und die Aelteſten den Ferman geprüft. Bis dahin könne er den Fremden nur als einen einfachen Reiſenden betrachten, dem er Schutz und Obdach gewähre. Doch könne er ihm auch ſchon jetzt ſo viel ſagen, daß er ſelbſt nichts gegen die Abreiſe ſämmtlicher Männer einzuwenden habe, vorausgeſetzt, wie er vorſichtig hinzufügte, daß die genannte Summe gezahlt werde, daß er dagegen die Tochter des alten Franken nur in dem Falle ziehen laſſen werde, wenn ſein Vater ihm nicht die Einwilligung gebe, ſie zu heirathen. Und es lag etwas in ſeiner Miene, was andeutete, daß er ſelbſt in einem ſolchen Falle entſchloſſen ſei zu trotzen.

Für Wiedenburg war dieſe Mittheilung eine neue und überraſchende. Doch verbarg er die böſen Befürchtungen, welche dieſe Erklärung in ihm erweckte. So viel hatte ihn ſein Aufenthalt im Orient bereits gelehrt, daß nur unerſchütterliche Ruhe im Stande ſei, dieſen Männern Achtung einzuflößen.

„So ſcheint Kaſchir-Aga zu glauben, daß dieſe Angelegenheit allein von ihm und ſeinem Vater abhänge?“ ließ er antworten. „Dann irrt er. Ich kenne das Herz der Tochter meines Freundes nicht und weiß nicht, ob es die Empfindungen Kaſchir-Aga's theilt. Sollte das aber nicht der Fall ſein, ſo wird keine Macht die junge Frankin bewegen, das Weib des jungen Aga zu werden. In unſerm Vaterlande haben die Frauen vollkommene Freiheit, eine Bewerbung anzunehmen oder nicht. Selbſt wenn unſer Padiſchah um die Hand der jungen Frankin anhielte, würde es ihr freiſtehen, ſein Anerbieten zurückzuweiſen; kein Zwang darf darin geübt werden. Und wollte ſelbſt die Frankin einwilligen, ſo würde ihr Vater das Recht haben, ſie an einer ſolchen Verbindung zu hindern. Kaſchir-Aga vergißt, daß wir keine Kurden ſind, daß wir nicht in dieſem Lande geboren, daß wir uns hier nicht mit unſerm freien Willen befinden und alſo in keiner Weiſe genöthigt ſind, den Gebräuchen dieſes Landes zu folgen. Wenn die junge Frankin die Gattin Kaſchir-Aga's werden will und ihr Vater einwilligt, ſo mag dieſe Verbindung vollzogen werden; ich bin bei dieſer Angelegenheit nicht betheiligt. Erhält er aber eine zurückweiſende Antwort, ſo muß ſich Kaſchir-Aga damit begnügen und die Seele der jungen Frankin nicht länger beängſtigen. Um den Willen Kaſchir-Aga's und ſeines

Vaters wird ſich weder die Frankin noch ihr Vater kümmern."

„So meinſt Du, es ſei nicht eine große Ehre für ein fremdes Weib, wenn der einſtige Häuptling der freien Kurden ſie zu ſeiner Gattin begehrt?" ließ Kaſchir-Aga fragen, und ſeine Miene verrieth Zorn und Ungewißheit.

„Kaſchir-Aga vergißt immer, wer wir ſind", antwortete Wiedenburg. „Die junge Frankin iſt in ihrem Vaterlande ſo reich, mächtig und angeſehen, wie es nur eine Tochter des Padiſchah von Stambul ſein kann, und mehr noch. Die Frauen nehmen in unſern Ländern eine andere Stellung ein als hier, wo der Wille des Mannes und des Vaters in jeder Hinſicht über ſie gebietet. Die junge Frankin wird nicht danach fragen, ob man ihr eine Ehre anthun will, ſondern ob ſie dem Häuptling der Kurden geneigt iſt, und danach wird ſie handeln."

„Und warum ſollte ſie mir nicht ebenſo geneigt ſein wie jedem andern Mann?" ließ der Aga fragen.

„Darauf kann ich nicht antworten", erwiderte Wiedenburg; „ich beſtreite auch nicht die Möglichkeit. Ich kann nicht in das Herz der jungen Frankin blicken, das ich nicht kenne. Aber Kaſchir-Aga ſollte wiſſen, daß die Herzen der Frauen unergründlich ſind und daß ſie ihre

Neigung oft demjenigen zuwenden, der uns unwürdig erſcheint, der aber ihnen am beſten gefällt. Die Welt iſt groß. Kaſchir-Aga kann nicht verlangen, daß Alles nach ſeinem Kopfe gehe."

Das ſonnen- und luftgebräunte Geſicht des jungen Aga war bleich geworden, während der Armenier ihm dieſe Worte überſetzte. Seine ſchwarzen Augen glühten drohend und unheimlich zu Wiedenburg hinüber.

„Sage dem Fremden, er ſolle ſich hüten, den Schutz dieſes Hauſes zu verletzen!" rief er.

„Ich ſage nur, was ich ſagen kann, da ich nicht der Sklave und nicht der Diener Kaſchir-Aga's bin", antwortete Wiedenburg. „Uebrigens will ich den Häuptling nicht mit Reden aufhalten. Er mag mir eine beſtimmte Erklärung geben, ob er die Bedingungen, die ich geſtellt, annehmen will, und er mag dabei bedenken, daß in dem Augenblick, in welchem wir ſprechen, Tamir-Aga ſich in der Gewalt der Truppen des Padiſchah befindet."

Als der Sohn Tamir-Aga's dieſe Worte aus dem Munde des Armeniers vernahm, ſprang er mit einem Ausruf des Zorns und der Wuth auf; ſeine Hand fuhr nach dem Dolch im Gürtel und er ſchien bereit, ſich auf den Deutſchen zu ſtürzen. Auch die beiden Kurden, die bis jetzt unbeweglich in einiger Entfernung geſtanden,

griffen nach ihren Waffen. Wiedenburg erhob ſich, aber mit Ruhe. Er wußte, daß der Kurde ſich ſelbſt vom Jähzorn nicht hinreißen laſſen würde, einen Gaſtfreund zu verletzen.

„Weshalb brauſt Kaſchir-Aga auf?“ fuhr er fort. „Was ich ſage, iſt Wahrheit. Meint der junge Häuptling der Kurden, daß wir ſchwach und feig wie Weiber ſeien, um Alles ruhig hinzunehmen, was man uns anthut? Wir ſind gefangen worden, als wir durch dieſes Land reiſten, weil wir darauf vertrauten, daß man friedlichen Reiſenden keinen Schaden zufügen würde. Trotzdem hat man uns nicht nur beraubt, ſondern uns auch gezwungen, hierher zu wandern. Kaſchir-Aga wird begreifen, daß ein Mann ſich nicht geduldig in eine ſolche Lage fügt. Ich bin geflohen und habe dem Padiſchah gemeldet, was geſchehen. Der erſte Befehl, den er gab, war derjenige, Tamir-Aga ſo lange gefangen zu halten, bis die Franken in Freiheit geſetzt ſeien. Auf eine Entſchädigung für die Sachen, die man uns geraubt, machen wir ſelbſt keinen Anſpruch; wir wiſſen, daß dies vergebliche Mühe ſein würde. Aber wir wollen frei ſein, frei in unſer Vaterland zurückkehren; danach werden wir ſtreben mit allen Mitteln. Hat man Gewalt gegen uns gebraucht, weshalb ſollen wir nicht wieder Gewalt anwenden? Hat man uns gefangen, weshalb ſollen wir

uns nicht der Perſon Tamir-Aga's verſichern, der mit ſeinem Kopfe dafür bürgen muß, daß die Befehle des Padiſchah erfüllt werden? Es wäre thöricht von einem Manne, ſich über etwas zu erzürnen, das er ganz vernünftig finden muß, wenn es ihm auch nicht lieb iſt. Glaubt Kaſchir-Aga, wir ſeien Feiglinge und Dummköpfe, um mit uns ſchalten und walten zu laſſen, wie es Andern gefällt? Wir dulden, ſolange wir müſſen, und handeln, wenn wir können. Und Kaſchir-Aga mag nicht vergeſſen, daß die Schaaren des Padiſchah in Bewegung und in der Nähe ſind! Es koſtet den Sultan nur einen Wink, und Tauſende von Streitern wenden ſich gegen dieſe Berge!"

Kaſchir-Aga, der mit finſterem Grollen der ſchnellen Verdolmetſchung des Armeniers gelauſcht, ſtieß einen verächtlichen Ruf aus.

„Hat der junge Aga ſchon vergeſſen, wie Beder-Khan, der Häuptling der Bhudan-Kurden, von Omer-Paſcha gezüchtigt wurde, und wie ſelbſt die Häuptlinge der Hakkari-Kurden den großen Feldherrn des Padiſchah um Gnade anflehten?" rief Wiedenburg ſtolz. „Kaſchir-Aga mag mächtig ſein in ſeinem Lande, aber es gibt Mächtigere, als er iſt, und er wird nicht ſo thöricht ſein, um einiger Fremdlinge willen die Freiheit ſeines Landes zu verſcherzen. Denn wenn Omer-Paſcha zum

zweiten Male in dieſe Berge dringt, ſo wird er ſie nicht verlaſſen, ohne die Herrſchaft des Padiſchah von Stambul für immer befeſtigt zu haben."

Es lag trotz der aufreizenden Drohung doch ſo viel Wahrheit in den Worten Wiedenburg's, daß der junge Kurde ſichtlich davon betroffen wurde. Er wandte ſich zum Gehen.

„Wird Kaſchir-Aga mir geſtatten, meinen Freund, den Heckhim der Franken, zu ſehen?" fragte Wiedenburg. „Ich habe ihm Nachrichten zu bringen und will mit ihm über die Summe ſprechen, die er willens iſt, Euch für dasjenige zu bieten, was er als ein Recht in Anſpruch nehmen könnte, ſeine Freilaſſung. Denn ſeine Zeit iſt koſtbar wie die meinige. Wir können nicht länger hier bleiben."

Kaſchir-Aga rief dem Armenier haſtig einige Worte zu, die dieſer dem Deutſchen dahin verdolmetſchte, daß der Aga nichts dagegen habe, wenn der Fremde mit den fränkiſchen Männern ſpreche, daß er ihm aber eine Unterredung mit der jungen Frankin nicht geſtatte. Wieder zeigte ſich deutlich jener Ausdruck auf ſeinem Geſichte, den Wiedenburg ſchon vorher bemerkt hatte, der Ausdruck eines entſchloſſenen Trotzes, der Ausdruck der ſtummen Worte: Thut, was Ihr wollt — ich weiß, was ich zu thun habe, und ich werde es thun.

Kaſchir-Aga ging mit den Aelteſten; der Armenier folgte, nachdem er dem Deutſchen noch eine Geberde gemacht, die wohl ausdrücken ſollte, daß er Alles thun werde, was der Fremde wünſche. Wiedenburg blieb erregt und gedankenvoll zurück. So war das Unheil eingetroffen, das Mr. Hywell gefürchtet! Mary's Schönheit hatte den Kurden entflammt. Es handelte ſich nicht mehr allein darum, die Habſucht von Räubern zu befriedigen, ſondern auch der Leidenſchaft ihre Beute zu entreißen.

Aber gerade bei dieſem Gedanken ſchwoll das Herz Wiedenburg's von Muth und Entſchloſſenheit, gerade bei dieſem Gedanken fühlte er alle ſeine Muskeln in Thatenluſt ſich ſpannen. Er verehrte Mary, ja, im tiefſten Grunde ſeines Herzens liebte er ſie. Er hatte dieſe Liebe ſich ſelbſt verbergen wollen, er hatte verſucht, ſie zu erſticken unter all den Vernunftgründen, die ſich gegen jede Hoffnung auf Erfüllung dieſes geheimſten Wunſches ſeiner Seele erhoben, er hatte mit männlichem Ernſte ſeine aufkeimende Neigung davor behüten wollen, zur Leidenſchaft zu werden. Wie oft hatte er ſich geſagt, daß der Reichthum Mr. Hywell's und ſeine eigene beſcheidene und kaum geſicherte Stellung in der Welt eine faſt unüberwindliche Schranke zwiſchen ihm und Miß Mary aufrichteten, daß ihre Bekanntſchaft eine viel zu kurze und zufällige ſei, um

ihm ein Anrecht auf Freundſchaft und nun gar auf Liebe zu geben, daß Mary's Betragen gegen ihn, wenn auch freundlich und ſelbſt vertraulich, ihn doch nicht berechtige, ſeine Hoffnungen bis zur Gegenliebe zu erheben, daß Mary wegen ihrer Schönheit, Liebenswürdigkeit und ihrer äußern Lebensſtellung wohl beanſpruchen könne, einen ganz Andern und Beſſern zu wählen als ihn; ja in der letzten Zeit hatte er ſogar Blicke in das Herz George's gethan und in dieſem eine ſtille, aber glühende und tiefe Leidenſchaft für Mary entdeckt, die vielleicht von dieſer erwidert wurde — genug, er hatte das Gelübde gethan, das, was er empfand, in ſeinem tiefſten Herzen zu verſchließen und durch nichts zu verrathen, wie mächtig der Eindruck geweſen, den die junge Engländerin auf ihn gemacht. Aber ſie blieb ihm doch immer das verehrteſte und herrlichſte Weſen, für das jedes Opfer ihm gering erſchien. Und dieſes Weſen, das für ihn mit dem ſüßeſten und keuſcheſten Liebreiz der Anmuth und Tugend umwebt war, der Leidenſchaft eines halben Wilden ausgeſetzt zu wiſſen, zu denken, daß eine barbariſche Hand dieſes Meiſterwerk der Natur, dieſes bevorzugte Geſchöpf Gottes roh vernichten könne, das goß ein loderndes Feuer in ſeine Seele und waffnete ihn mit todesmuthiger Entſchloſſenheit. Was er bis jetzt für Mr. Hywell und ſeine Tochter gethan, hatte er gethan aus

wirklichem Mitgefühl; die Liebe hatte keinen Theil daran gehabt, wenigſtens verbarg er das vor ſich ſelbſt und ſagte ſich, daß er ſo auch gehandelt haben würde, wenn er in Miß Hywell nur eine Freundin geſehen. Aber jetzt galt es, dem Aeußerſten zu trotzen, vielleicht den Tod zu erdulden um ihretwillen, ſie zu retten oder ihren Untergang nicht mehr mit lebenden Augen zu ſehen, und er war entſchloſſen, es zu thun, ſtumm, unter dem Schein der Freundſchaft, ohne einen Anſpruch auf andern Lohn als den der Freundſchaft. Er wollte handeln, wie es ihm die Liebe gebot, wenn auch keine Hoffnung auf den ſüßeſten Gewinn das Opfer lohnte, das er zu bringen bereits ſich entſchloſſen.

Noch beſchäftigten ihn dieſe Gedanken auf das lebhafteſte, als Mr. Hywell eintrat. Die beiden Männer begrüßten ſich herzlich, innig, aber ernſt. In wenigen, Worten ſchilderte Mr. Hywell ſeine und ſeiner Tochter Lage in den letzten Monaten. Es mochte ſeinem väterlichen Herzen ſchwer werden, Alles zu ſagen, aber er durfte dem Manne, der um ſeinetwillen zurückgekehrt, nichts verbergen. Wiedenburg erſparte ihm einen Theil des Geſtändniſſes, indem er ihm mittheilte, daß Kaſchir-Aga ſelbſt von ſeinen Abſichten geſprochen. Mr. Hywell fügte hinzu, daß jede Stunde koſtbar ſei, da vielleicht die Einwilligung Tamir-Aga's ſehr bald eintreffen könne

und dann nichts mehr die Leidenſchaft des Kurden zurückhalten werde.

„Die Lage iſt ernſt, gefährlich, aber nicht verzweifelt, ſolange wir ſechs muthige Männer ſind und Waffen und Gold in jenem Koffer haben!“ erwiderte Wiedenburg, auf den ſchweren, wohlverwahrten Koffer deutend. „Laſſen Sie mich Ihnen nun vor allem flüchtig erzählen, wie es mir gelungen, hierher zurückzukehren. Vorher aber bringe ich Ihnen die herzlichſten Grüße von Mr. George, Ihrem Pflegeſohn!“

In wenigen Worten ſchilderte Wiedenburg dem freudig überraſchten Engländer das Zuſammentreffen mit George.

„Wir begaben uns ſogleich nach Bajazid“, fuhr er dann fort, „und es gelang uns, einen polniſchen Commandeur in türkiſchen Dienſten für unſere Sache zu gewinnen. Er gab den Befehl, Tamir-Aga, von dem man wußte, daß er an der ruſſiſch-türkiſchen Grenze plündernd ſtreife, nach Bajazid zu locken und gefangen zu nehmen. Den Erfolg dieſes Unternehmens konnten wir jedoch nicht mehr abwarten, da uns ein Bote benachrichtigte, daß mein Oheim aus Sinope uns entgegenkomme und uns in Kars oder Erzerum treffen wolle. In erſterer Stadt fanden wir ihn. Er hatte bereits gethan, was ihm möglich war, und führte ſo viel von gemünztem Golde, als

er hatte auftreiben können, bei ſich. Mit ihm und einigen europäiſchen Offizieren beriethen wir nun den Plan zu Ihrer Befreiung. Es wurde beſchloſſen, den Ferman abzuwarten, um den mein Oheim gebeten und den uns der engliſche und öſterreichiſche Geſandte in Konſtantinopel ohne Zweifel auswirken würden. Dann ſollte ich, von zwei Dienern begleitet, hierher eilen, um Sie im voraus zu benachrichtigen, daß nichts, was zu Ihrer Befreiung dienen könne, unterlaſſen werde. Dieſer eine Theil unſerer Aufgabe iſt erfüllt. Ich kleidete mich, ſobald der erwünſchte Ferman eingetroffen war, in die Tracht eines vornehmen Türken, um ſicherer reiſen zu können, und begab mich auf den Weg. George dagegen übernahm es, obgleich er vor Ungeduld brannte, Sie wiederzuſehen, mit meinem Oheim in Kars zu bleiben, bis Nachrichten über die Gefangennehmung Tamir-Aga's angelangt und die Truppen, die der Commandeur zu unſerer Verfügung ſtellte, marſchfertig ſeien. Ich hoffe, George iſt jetzt mit meinem Oheim, begleitet von ungefähr tauſend türkiſchen Reitern, auf dem Wege hierher. Ein Offizier, der unter Omer-Paſcha gegen die Kurden gekämpft und das Land kennt, wird den Zug befehligen. Ich glaube deshalb, daß wir am beſten thun, uns ganz ruhig zu verhalten und Muth und Sicherheit zu zeigen. Kaſchir-Aga wird bald genug erfahren, daß ſein

Vater gefangen genommen worden, und das wird ſeinen Stolz beugen. Zeigen ſich dann George und mein Oheim mit den Truppen in der Nähe, ſo wird er begreifen, daß die Hinderniſſe, die ſeinen Gelüſten entgegenſtehen, mächtiger ſind, als er geahnt hat, und wird Vernunft annehmen. Thut er das nicht, nun, ſo entſcheiden die Waffen. Das Land iſt entblößt von Streitern. Jeder, der ein Pferd und eine Waffe finden konnte, ſchweift an der perſiſchen oder ruſſiſchen Grenze, um zu plündern. Schon hundert entſchloſſene Männer wären im Stande, dem ganzen Stamm Kaſchir-Aga's die Stirn zu bieten. Quälen Sie ſich deshalb nicht mit Befürchtungen und tröſten Sie vor allem Miß Mary, deren Seelenzuſtand ein ſehr düſterer ſein muß."

„Wie wird ſie Ihnen danken!" rief Mr. Hywell. „Sie hatte bis zuletzt gehofft, daß Sie uns nicht verlaſſen würden, und ihre Hoffnung hat ſie nicht betrogen. O Wiedenburg, wenn Sie wüßten, wie ſehr ich meinen Eigenſinn bereue —"

„Mein werther Sir, davon wollen wir jetzt nicht ſprechen!" unterbrach ihn Wiedenburg. „Sie werden Zeit genug haben, ſich Vorwürfe zu machen, wenn wir erſt wieder in einem Lande ſind, in welchem Recht, Geſetz und Sicherheit herrſchen, und dann haben Sie nicht mehr nöthig, ſich mit Erinnerungen zu quälen. Fürs

erſte bin ich befriedigt. Ich glaube mich bei dem Monſieur Aga in Reſpect geſetzt zu haben und denke, er wird jetzt nichts unternehmen, bevor er nicht reiflich die Folgen überdacht hat. Wenn es Ihnen möglich iſt, ſo ſenden Sie mir doch meinen Diener und auch Ihre Leute; ich will mit ihnen verabreden, was nöthigenfalls zu thun iſt. Und hier haben Sie etwas, was in unſerer Lage durchaus nicht überflüſſig iſt!"

Er griff in ſeinen Kaftan und überreichte Mr. Hywell ein kleines Doppelterzerol und ein Päckchen dazu gehöriger Patronen. Mr. Hywell nahm es mit einem freudigen Ruf.

„Wenn ich denken könnte, daß Miß Mary mit einer ſolchen Waffe umgehen könnte, ſo würde ich Ihnen rathen, es Miß Mary ſelbſt zu geben; für alle Fälle!" ſagte Wiedenburg mit ſtockender Stimme.

„O ich bleibe bei ihr, bis Alles entſchieden iſt, ich weiche nicht von ihr!" rief Mr. Hywell entſchloſſen. „Seit ich Sie geſprochen, ſeit ich weiß, daß auch George naht, fühle ich mich wieder kräftig und voll Entſchloſſenheit. Jetzt will ich gehen, um Mary Alles zu melden. Mein junger Freund, Sie ahnen nicht, wie dankbar ich Ihnen bin!"

„Wir wollen uns gemeinſam freuen, wenn wir alle in Sicherheit ſind!" ſagte Wiedenburg. „Ich habe

nicht mehr gethan als Mr. George, der wochenlang in der Irre herumgeritten iſt, um etwas über Sie zu erfahren, und bei der erſten Mittheilung, die ich ihm gab, ſein Pferd in die Berge ſpornen wollte, um Sie zu befreien!"

„Der arme gute Burſche!" ſagte Mr. Hywell herzlich, aber zugleich bedauernd. „Hat er Ihnen etwas über ſeine Vergangenheit und ſeine Hoffnungen mitgetheilt?"

„Nein, ich wollte ihn nicht fragen, da ich bemerkte, daß etwas Düſteres auf ihm laſte. Doch kann ich aus einzelnen Andeutungen faſt errathen, was ihn bewegt."

„Und wie ſteht es mit dem Kriege?" fragte Mr. Hywell.

„Davon ein andermal!" ſagte Wiedenburg. „Ich denke, wir ſehen uns heute noch!"

Und er deutete nach der Thür, wo der Armenier ſichtbar wurde. Mr. Hywell drückte ſeinem jungen Freunde die Hand und ging.

Der Armenier trat näher, mit weit größerer Ehrerbietung, als er ſie jemals früher dem Franken bewieſen.

„Nun, habt Ihr mit Kaſchir-Aga geſprochen?" fragte ihn dieſer. „Wie iſt er geſinnt?"

„Ich habe ihn nicht mehr geſehen", antwortete der Dolmetſcher, „aber nach dem Ausdrucke ſeines Geſichts

zu ſchließen, als er Euch verließ, war er im Innerſten erbittert und zugleich niedergeſchlagen."

„Ihr habt vorhin Eure Sache gut gemacht!" ſagte Wiedenburg. „Es war nothwendig, daß dieſer Kurde die ganze Wahrheit höre. Da iſt etwas zur Belohnung und Ermunterung für die Zukunft!"

Und er reichte ihm einige Dukaten, die der Armenier mit glänzenden Augen empfing.

„Herr", ſagte er eifrig, „ſeid überzeugt, daß ich bereit bin, Euch in Allem zu dienen. Aber ich weiß nicht, was ich beginnen ſoll. Kaſchir-Aga würde mir den Kopf herunterſchlagen, ſobald er ahnte, daß ich gegen ihn arbeite. Er liebt die junge Frankin, er liebt ſie ſo heftig, daß er, glaube ich, ſein Leben wagen würde, um ſich in ihren Beſitz zu ſetzen. Es muß irgend etwas im Werke ſein. Er hat einige von den jüngern Kurden zu ſich rufen laſſen, Männer, die mit ihm aufgewachſen und ihm treu ergeben ſind. Einen von dieſen ſah ich vorhin von Kaſchir-Aga kommen, und er rief einem andern, der ihn erwartete, einige Worte zu, die faſt klangen, als ob irgend ein Plan ausgeführt werden ſolle. „Nun wollen wir bald die Pferde ſatteln", rief er luſtig. „Es gilt einen Ritt nach Mittag zu, und da werde ich ſchon zuſehen, daß ich einen kleinen Seitenritt mache zur Leila. Der Aga wird nichts dagegen haben; der braucht

uns und läßt uns thun, was wir wollen, wenn er nur erſt in Sicherheit iſt!“ Der andere Kurde lachte vergnügt dazu. Genug, Herr, ich glaube, es iſt etwas im Werke, aber noch weiß ich nicht, was es iſt, obgleich ich überzeugt bin, daß es bald, wahrſcheinlich ſchon in dieſer Nacht geſchehen wird.“

„Nun, was könnte das ſein?“ fragte Wiedenburg halblaut. „Will er Miß Mary entführen?“

„Die Frankin? Faſt vermuthe ich es!“ antwortete der Armenier. „Herr, Ihr glaubt nicht, wie die blauäugige Frankin ſein Herz in Feſſeln geſchlagen! Er iſt unruhig, zerſtreut und übellaunig; ſeine eigenen Freunde ſpotten und lächeln über ihn. Ich glaube, er nimmt ſie zum Weibe trotz ſeinem Vater!“

Edmund Wiedenburg ſtand einige Minuten überlegend.

„Bald wird es Nacht ſein“, ſagte er dann. „Seid Ihr bereit, mich nicht nur zu unterſtützen, ſondern auch mit uns zu fliehen? Fürchtet nichts. Es naht ein Freund von mir mit einem türkiſchen Paſcha und tauſend gut bewaffneten Reitern. Wir werden ſie vielleicht morgen ſchon antreffen, wenn wir den Weg nach Norden einſchlagen!“

„Ich muß wohl mit Euch gehen“, antwortete der Armenier mit ſauerſüßer Miene. „Kaſchir-Aga würde

mir den Kopf nicht lange auf den Schultern laſſen, wenn Ihr mit der ſchönen Frankin verſchwunden wäret."

„Nun gut, ſo dient mir treu und aufrichtig!" ſagte Wiedenburg. „Euer Lohn wird tauſendmal reichlicher ſein, als er Euch von dieſem Aga zu Theil werden könnte. Geht jetzt zum Aga und ſagt ihm, die fränkiſchen Diener hätten verlangt, mir ihre Ehrerbietung zu bezeigen, und geht dann zu ihnen und ſagt, ſie möchten ſogleich zu mir kommen. Wir wollen für alle Fälle gerüſtet ſein. Schlaft dieſe Nacht nicht, wenn es Euch möglich iſt, und haltet Euch in der Nähe, denn wir werden nicht warten, um Euch zu ſuchen, wenn wir reiſefertig ſind!"

Der Armenier ging mit tiefen Verbeugungen. Eine Viertelſtunde ſpäter erſchienen die vier Diener, um den jungen Deutſchen von ganzem Herzen willkommen zu heißen und ihm ihr Leid zu klagen. Sie waren noch viel trauriger gekleidet als damals Wiedenburg, wie George ihm begegnete. Der junge Deutſche hatte aber weder Zeit noch Luſt, über ihr Ausſehen zu lächeln. Er gab ihnen Piſtolen, Munition und Geld und bat ſie, die Waffen zu verbergen und in der Nacht nicht zu ſchlafen, ſondern ſich für alle Fälle bereit zu halten. Das Zimmer, in welchem ſie wohnten, lag in der Nähe des ſeinen; ſie gelobten ihm mit Hand und Mund, das

Aeußerſte zu wagen, denn ſie wären dieſes Lebens überdrüſſig bis auf den Tod.

Auch ſeine türkiſchen Diener ließ Wiedenburg rufen. Der eine, ein ſtarker und kluger Mann, der Engliſch verſtand und ein Kaufmann aus Kars war und theils aus Luſt am Abenteuerlichen, theils durch die Verſprechungen Wiedenburg's bewogen, ihn in der Stellung eines Dieners begleitet hatte, verſprach ebenfalls aufmerkſam zu ſein und den Deutſchen von allem Verdächtigen zu unterrichten. Dann genoß Wiedenburg von der einfachen Abendmahlzeit, welche die kurdiſchen Diener ihm gebracht hatten, und ſetzte ſich bei dem Schein einer kleinen Thonlampe auf die Kiſſen, um zu überlegen und zu lauſchen.

Es war einige Stunden ſpäter, als Mary Hywell ſich auf die Bitten ihres Vaters entſchloß, ihr Lager aufzuſuchen und ein wenig zu ſchlummern. Der Vater, der noch einmal bei Wiedenburg geweſen und durch dieſen von Allem unterrichtet war und der ſich leiſe und heimlich wieder in das Zimmer Mary's geſchlichen, hatte ſeiner Tochter nichts von den Gefahren geſagt, die ihr vielleicht in den nächſten Stunden bevorſtanden, und ihr nur das freudige Zuſammentreffen Wiedenburg's mit George und die nahende Hülfe berichtet. Aber ſchon ſeine

Gegenwart hatte ihr verrathen müſſen, daß etwas Außergewöhnliches im Werke ſei, und ſie war nur ſchwer zu bewegen, ſich angekleidet auf die Kiſſen und Teppiche zu legen und zu thun, als ob ſie ſchlummere. Die beiden Dienerinnen, ängſtliche, ſchüchterne Frauen, die jetzt infolge der langen Furcht und mancher Entbehrungen faſt Schatten glichen, waren dem Beiſpiel ihrer Herrin gefolgt und ſaßen halb liegend in einem Raume, der durch einen Vorhang von dem Lager Mary's getrennt war.

Mr. Hywell hatte ſich neben Mary's Lager auf dem Fußboden niedergeſetzt, ſich mit dem Arm auf die Kiſſen ſtützend, auf denen Mary ruhte. Eine Thonlampe von der einfachen Form, wie man ſie im Alterthum kannte und noch heute im Orient findet, erhellte den Raum, der durch einen Vorhang von dem größern Wohnraum des Zimmers geſchieden war, mit ihrem flackernden, ungleichen Lichte. So ſaß der bejahrte Mann und lauſchte den Athemzügen ſeiner Tochter, die ruhiger und ruhiger wurden, obwohl Mary nicht ſchlief, wie der Vater glaubte.

Welche Gedanken erfüllten den ſchwer geprüften Mann! Welcher Wechſel des Schickſals, welche ſeltſame, unheimliche Lage! Er, der in ſeinem Vaterlande in ruhigſter Sicherheit hätte ſchlafen können, ſich einwiegend mit dem Gedanken, daß ſein liebliches Kind zur gleichen

Zeit süß von unschuldigen Scherzen träume, er, der mit banger Sehnsucht dem Zeitraum entgegengesehen hatte, in welchem ein würdiger und verdienter Mann neben der kindlichen Liebe eine andere und noch innigere in Mary's Seele erwecken werde, er saß hier mit schwerem Herzen, weit von der Heimat, mit der Waffe in der Hand, um den Schlaf der Tochter zugleich mit ihrer Unschuld vor der Leidenschaft eines Menschen zu schützen, dem Blut ein Spott und das edelste Weib nur eine verlockend geformte, aber geistlose Masse war, für einige Zeit genügend, ihm die trägen Zwischenräume zwischen seinen Raub- und Jagdzügen zu verkürzen. Alles, alles das fühlte er mit der ganzen scharfen Bitterkeit des erfahrenen Mannes, mit dem heißen Schmerz des zärtlichen Vaters. Und in seiner Brust reifte jene kalte Entschlossenheit, die bereit ist, eher das Leben des eigenen Kindes zu enden, als es untergehen zu lassen in Jammer, Verzweiflung und Schande. Hatten Hunderte und Tausende vor ihm das Liebste geopfert, was sie auf dieser Welt besaßen, um es nicht berühren zu lassen von unreiner Hand, weshalb sollte er feiger oder grausamer sein als sie alle? Und mußte dem Manne, der auferzogen war in reinster Verehrung der Frauen, der zu seiner früh verlorenen Gattin aufgeblickt, wie zu einem Wesen höherer Art, der sein Kind in seinem Herzen ge-

hegt als das Juwel ſeines Lebens, mußte ihm dieſe Hand, die ſich nach Mary ausſtreckte, nicht als eine unreine erſcheinen, wenn er bedachte, in welchen Anſichten und in welchen Formen der Geſittung dieſer junge Kurde erzogen worden?

Er ſaß und lauſchte, aber das Weben ſeiner Gedanken wiegte dennoch die Schärfe ſeines Ohres in Schlummer. Er hörte den leiſen, katzenartigen Schritt nicht, der über den Teppich des Zimmers ſchlich, er hörte nicht, wie eine Hand vorſichtig den Vorhang auseinander ſchlug. Aber Mary hatte es gehört und begann ſchneller zu athmen; ſie ahnte die Nähe deſſen, von dem ihr Gefahr drohte. Die beſchleunigten Athemzüge trafen das Ohr des Vaters; unwillkürlich blickte er auf. Nur wenige Schritte von ihm, den Vorhang noch mit der einen Hand haltend, ſtand Kaſchir-Aga.

Der junge Kurde mochte den Engländer, der tief neben dem Lager Mary's ſaß, bis jetzt nicht geſehen haben. Jetzt, als dieſer den Kopf erhob, mußte er ihn erblicken, und für einen Augenblick ſchrak er zurück. Der bewundernde, begehrliche Ausdruck ſeines Blickes wich dem der Ueberraſchung, dem des Trotzes. Noch hatte er die Waffe in der Hand Mr. Hywell's nicht bemerken können. Er trat näher, feſt, entſchloſſen. Er war ungefähr in derſelben Tracht, in welcher der Engländer

ihn zuerſt geſehen. Das deutete auf ein Vorhaben, auf eine bevorſtehende Unternehmung. Der Armenier und Wiedenburg hatten ſich nicht getäuſcht, er kam, um Mary mit ſich zu nehmen.

Mr. Hywell erhob ſich. Auch er fühlte in dieſem entſcheidenden Augenblick die ganze Kälte der verzweifelten Entſchloſſenheit. Er war mit ſich einig, den Kurden zu tödten, wenn dieſer ſich nicht entferne. Mochte dann kommen, was da wollte, der Tod war für ihn und Mary nicht das Schlimmſte!

Es war ein unheimlicher Anblick, wie die beiden Männer ſich gegenüberſtanden, während Mary regungslos auf ihrem Lager ruhte, nicht wagend, die Augen zu öffnen, und nur durch das Rauſchen der Kleider belehrt, daß ihr Vater ſich erhoben. Das Bewußtſein, daß keiner von beiden des Andern Sprache verſtehe, erhöhte das Unheimliche dieſer Scene. Geberden, Bewegungen, Mienenſpiel mußten hier entſcheiden, wo es ſich um Tod und Leben handelte.

Kaſchir-Aga deutete mit der Hand an, Mr. Hywell möge ſich entfernen; der Engländer ſchüttelte ruhig den Kopf. Der Kurde trat vor; Mr. Hywell trat ihm ſchnell und entſchloſſen einige Schritte entgegen, ſodaß er zwiſchen ihm und Mary ſtand, nur auf Armeslänge von ihm entfernt. Die Augen des Kurden funkelten, die

Adern ſeiner Stirn ſchwollen an, ſeine Bruſt athmete höher, die Naſenlöcher ſchienen ſich zu erweitern und er ziſchte einige Worte — wohl einen Fluch — durch die zuſammengepreßten Zähne. Dann griff er nach dem Gürtel, der von Dolchen und Piſtolen ſtarrte. Aber Mr. Hywell erhob drohend das Terzerol. Auch dem Kurden mußte dieſe kalte Bewegung verſtändlich ſein. Mr. Hywell drohte ſeinem Gegner mit dem Tode, wenn er noch eine Bewegung mache.

Da theilte ſich der Vorhang, der hinter Kaſchir-Aga zuſammengefallen war, leiſe, geräuſchlos, und es zeigte ſich eine Geſtalt in türkiſcher Tracht — Wiedenburg. Er legte den Finger auf die Lippen, zum Zeichen des Schweigens. Mehr ſah Mr. Hywell für den Augenblick nicht, oder erinnerte ſich wenigſtens nicht, mehr geſehen zu haben. Er ſah die Fauſt des Kurden blitzſchnell nach ſeinem Kopfe fahren und fuhr zurück; dennoch traf ihn ein Schlag und er taumelte. Im nächſten Moment aber ſich aufraffend, ſah er den Kurden in den Armen Wiedenburg's, die ihn von hinten umſpannt hatten.

„Ein Tuch, ein Tuch! Und die Stricke!“ rief der junge Deutſche, den Kurden, der ſich wand wie eine Schlange, in ſeinen Armen feſthaltend. „Bitten Sie Mary, nicht hierher zu ſehen. Es ſoll ihm nichts geſchehen — nur unſchädlich —“

Der Athem verging ihm. Dem Kurden war es gelungen, den einen Arm zu befreien. In demſelben Augenblicke aber ergriffen ihn die Diener Mr. Hywell's. Er ſtieß einen wilden Schrei aus, bückte ſich und ſprang dann auf wie ein Tiger, der die Feſſeln fühlt — vergebens. Die Stricke, die Wiedenburg in Bereitſchaft gehalten, ſchlangen ſich ihm um Hände und Füße, ein feſtes Tuch ward ihm um den Mund gebunden. Dann trugen ihn die Diener fort.

Mary Hywell hatte ſich währenddeſſen erhoben. Sie war leichenblaß und ſchien doch gefaßt. Zitternd blickten die Dienerinnen durch den Vorhang. Eine tiefe Stille war eingetreten; nur ein dumpfes Schnauben drang aus einem entfernten Raum herüber — das Wuthſchnauben des Gefeſſelten und Geknebelten.

„Miß Hywell", ſagte Wiedenburg, zu Mary hinantretend, „verzeihen Sie, daß ich Sie zum Zeugen einer ſolchen Scene gemacht. Aber es blieb uns keine andere Wahl; ich war entſchloſſen, dieſen Mann zu tödten, wenn es ſein mußte; die Schuld war ſein! Jetzt gilt es ſchnelles Handeln; wir müſſen fliehen und George zu erreichen ſuchen. Wo iſt der Armenier?"

Der Dolmetſcher zeigte ſich hinter dem Vorhang. Wiedenburg nahm die Lampe von der Wand.

„Miß Hywell", ſagte er, „ordnen Sie Alles, was

Sie mit ſich zu nehmen denken, und ſprechen Sie Ihren Dienerinnen Muth ein. Ich hoffe, es wird Alles gut werden! Ihr aber ſeht nach dem Kurden und feſſelt ihn ſo, daß er ſich nicht bewegen kann; zieht auch das Tuch feſt, damit es nicht locker wird!"

Die letztern Worte waren an die engliſchen Diener gerichtet, dann wandte ſich Wiedenburg zu dem Armenier.

„Geht hinaus auf den Hof, wo, wie Ihr mir geſagt, die jungen Kurden auf Kaſchir-Aga warten", ſagte er. „Von Eurer Geſchicklichkeit hängt das Gelingen unſeres Plans ab, und wir werden Euch reich belohnen wenn Ihr Muth und Gewandtheit zeigt. Geht hinaus mit ruhiger Miene und ſagt den Kurden: Kaſchir-Ag-ſei erbittert in ſein Zimmer gegangen, denn er habe den Vater der jungen Frankin bei ihr gefunden, als er ſie zwingen wollte, mit ihm zu gehen. Er habe gefürchtet, daß Lärm entſtehen werde und die andern Franken dazu kämen; Gewalt wolle er nicht anwenden. Er beſcheide ſie zu morgen Mittag zu ſich, um einen andern Plan mit ihnen zu verabreden. Wenn Ihr kaltblütig ſeid und ruhig ſprecht, wird man Euch ohne weiteres glauben."

„Verlaßt Euch auf mich, Herr!" ſagte der Armenier. „Ich weiß, daß es ſich jetzt um meinen Kopf handelt."

Er ging. Außer ihm waren jetzt alle diejenigen, über die Mr. Hywell und Wiedenburg gebieten konnten, in dem Zimmer verſammelt, ſechs Diener, kräftige und jetzt auch bewaffnete Männer.

„Als Sie mich heute Abend verließen, Mr. Hywell“, ſagte Wiedenburg, „kam der Armenier, dem wir jetzt vollkommen vertrauen dürfen, nochmals zu mir und meldete mir, daß Kaſchir-Aga die Aelteſten der Kurden und die meiſten ſeiner Diener ausgeſchickt habe, um Vorräthe aus einem benachbarten Orte zu holen, und daß er dies wahrſcheinlich gethan, weil er fürchtete, man könne ihn an einer That hindern wollen, die bis jetzt noch nicht die Billigung Tamir-Aga's erlangt. Die jungen Kurden, die ihn begleiten ſollten, wohnen im Dorf, nicht im Hauſe. Ich begriff ſogleich, wie günſtig die Umſtände ſich dadurch für uns geſtalteten, und entwarf den Plan, in deſſen Ausführung Sie mich begriffen ſehen. Unſere engliſchen Diener verſah ich mit Stricken, die ſich unter meinem Gepäck vorfanden, und empfahl ihnen noch einmal, des leiſeſten Winks gewärtig zu ſein. Vor einer Viertelſtunde kam der Armenier, der fortwährend auf der Wacht geſtanden, und meldete mir, daß Kaſchir-Aga nach dieſem Zimmer gegangen. Ich ſandte ihn ſogleich zu meinen türkiſchen und engliſchen Dienern, damit ſie mir folgen ſollten, und ſchlich nach

dieſem Zimmer, das ich zur rechten Zeit erreichte. Jetzt hängt Alles davon ab, ob wir unſere oder irgendwelche Pferde finden und das Haus und das Dorf unbemerkt verlaſſen können. Ich hoffe es, ja, ich hoffe ſelbſt, daß man uns, im Falle man uns entdeckt, ziehen laſſen wird, ſobald Kaſchir-Aga die Wuth der Kurden nicht aufſtachelt. Der Ferman und meine entſchloſſene Haltung haben, wie mir der Armenier geſagt, einen ſtarken Eindruck auf die Kurden gemacht, und überdies ſind nur wenige bewaffnete Männer in Dorfe. Billigen Sie meinen Plan, Mr. Hywell?"

„Ich unterwerfe mich mit Freuden Ihren Anordnungen!" rief der Engländer. „Ich will nicht zum zweiten Mal durch meinen Eigenſinn verderben, was Sie gut machen wollen, und diesmal wüßte ich wahrlich nichts Beſſeres vorzuſchlagen. Gebieten Sie über mich wie über einen Diener. Ich bin zu Allem bereit, ſelbſt zum Kampfe, ja, ich fühle etwas in mir, was mich wünſchen läßt, dieſe lange Zeit der Schmach mit einem harten Strauße zu beenden!"

„Es wäre für Miß Mary kein Glück, wenn Sie eine Kugel träfe!" ſagte Wiedenburg.

„Freilich, freilich! Deshalb, wenn es möglich iſt, mag Alles im Guten abgehen", ſagte der Engländer, „obwohl, das kann ich ſchwören! obwohl es mir in

allen Gliedern zuckt, dieſem Hund von Kaſchir-Aga eine Kugel durch den Kopf zu jagen! O Mary, was muß Mary jetzt fühlen, da ſie hoffen darf, gerettet zu werden!"

Der Armenier kam zurück und meldete, daß Alles nach Wunſch gegangen ſei. Die Kurden hatten ſich mit den Worten entfernt: Kaſchir Aga hätte am beſten gethan, dem alten Franken die Kehle abzuſchneiden. Der Armenier hatte das Thor hinter ihnen geſchloſſen. Er verſicherte noch einmal dem Engländer, daß alle Umſtände die günſtigſten ſeien. Außer den Frauen Tamir-Aga's, einigen Dienern und Dienerinnen befände ſich Niemand im Hauſe, die Nacht ſei dunkel, er kenne die Umgebung des Dorfes genau — genug, er drängte zur Eile. Der Boden brannte ihm unter den Füßen.

„So werde ich mit dem Armenier und mit dem einen Türken gehen, um zu verſuchen, unſere Pferde zu finden", ſagte Wiedenburg. „Wie viel Diener befinden ſich in dem Marſtall bei den Pferden?"

„Nur zwei Wächter", antwortete der Armenier mit einem ſchlauen Lächeln. „Und dieſe werden jetzt wohl ſchon im Dorfe ſein, wo ſie ihre Liebchen haben. Sie waren aufmerkſam geworden, als ſie die Kurden auf den Hof kommen hörten, und ahnten, daß etwas im Werke ſei. Kaſchir-Aga hatte ihnen nichts geſagt, damit ſie ihn

nicht verrathen möchten. Einer von den Kurden hielt im Dorfe Pferde für ihn und die Frankin in Bereitſchaft. Ich rief ihnen zu, als ich ſie an der Oeffnung über der Thür flüſtern hörte, warum ſie nicht ſchlafen gingen, das ganze Haus ſei im tiefſten Frieden, und nun ſind ſie gewiß ſchon bei ihren Liebchen!"

„Gut!" rief Wiedenburg und reichte ihm Geld. „Wenn Ihr Euch ſo anſtellig und vorſichtig zeigt, ſo werden wir bald gute Freunde ſein. Jetzt alſo nach dem Marſtall! Inzwiſchen wird Miß Mary ihr Gepäck geordnet haben; Sie, Mr. Hywell, bleiben mit den Andern zurück und achten auf Kaſchir-Aga. Die Hauptſache iſt, daß er das Tuch nicht lockern und rufen kann. Ich will jetzt die kleine Laterne holen, die ich in glücklicher Vorſicht mit mir genommen. Sobald als möglich bin ich zurück. Ich hoffe Alles bereit zur Abreiſe zu finden."

Er holte die Laterne und ging mit dem Armenier und mit dem einen Türken nach dem Marſtall, der verhältnißmäßig groß und ſauber war, da die Kurden, wie alle Orientalen, ihren Pferden große Sorgfalt widmen. Die Wächter, nach denen der Armenier ſorgfältig rief, ehe er eintrat, antworteten nicht; ſie waren ausgeflogen. Nun zündete Wiedenburg die Laterne an, und es begann eine ſchnelle Muſterung. Noch befanden ſich ſämmtliche Pferde der Europäer in dem Marſtall, und in einem

daneben befindlichen Raume hing auch das Sattel- und Zaumzeug. Sogar der Palankin der Miß Mary fand ſich vor, und haſtig machten ſich die drei Männer an die Arbeit, die Pferde zu zäumen und zu ſatteln. Keine leichte Arbeit bei dem ſchwachen Licht der kleinen Laterne und bei der bedeutenden Zahl der Pferde! Aber endlich war auch dies gethan.

„Was nun?“ fragte Wiedenburg. „Wo hinaus? In welcher Richtung?“

„Nicht zum vordern Thor hinaus“, antwortete der Armenier; „da ſchlafen einige Diener, die leicht erwachen könnten, wenn die Pferde wiehern. Ich kenne Alles genau. Wir müſſen dieſes Thor zu öffnen ſuchen, das unmittelbar vom Marſtall auf den freien Platz hinter dem Dorfe führt. Laßt mich nur machen, Herr! Und ſollen wir nicht die Pferde, die zurückbleiben, tödten? Es wäre gut für uns, im Falle man uns verfolgen wollte!“

Wiedenburg überlegte. Aber der Vorſchlag ſchien ihm zu grauſam, und überdies war kein Mangel an Pferden im Dorfe; für eine Verfolgung hätten ſich immer genug gefunden. Er wies den Gedanken zurück.

„Zu unſern Freunden!“ ſagte er. „Sie werden uns ſehnſüchtig erwarten!“

Und das war in der That ſo. Mr. Hywell glühte bereits vor Aufregung und Ungeduld. Miß Mary war

mit ihren Dienerinnen reisefertig. Nichts hielt die Europäer zurück.

„Jetzt geht zu Kaschir-Aga“, wandte sich Wiedenburg zu dem Armenier, „und sagt ihm, er möge bei sich selbst überlegen und sich fragen, ob wir nicht im Rechte seien. Es würde thöricht von ihm sein, sich rächen zu wollen, selbst wenn sich ihm eine Gelegenheit dazu böte. Er müßte sich selbst sagen, daß er ebenso und vielleicht viel grausamer gehandelt haben würde. Die Freilassung seines Vaters würde ich anordnen, sobald wir sicheres Gebiet erreicht hätten!“

„Verzeiht, Herr“, antwortete der Armenier, „hier ist jedes Wort überflüssig; über eine solche Entschuldigung würde der Aga nur spotten. Wer der Stärkere ist, hat bei ihm Recht, und wenn er kann, wird er uns alle mit der größten Kaltblütigkeit ermorden, ob Ihr Euch nun entschuldigt habt oder nicht. Laßt ihn glauben, daß Ihr ihn vollkommen verachtet und gar nicht mehr an ihn denkt. Das wird ihn weit tiefer kränken und ihm zugleich einen höhern Begriff von Eurer Klugheit und kalten Ruhe geben!“

„So laßt noch einmal nach den Stricken und dem Tuche sehen, und dann fort!“ sagte Wiedenburg.

Es geschah; dann verließ die kleine Schaar das Zimmer, in welchem Mary Hywell vier Monate lang so viel er-

duldet. Der Armenier ging voran, die Diener, die das Gepäck der Frauen und Wiedenburg's trugen, folgten mit den Frauen; Wiedenburg und Mr. Hywell ſchloſſen den Zug.

„Ihr habt doch Euren Ferman?“ rief der Armenier mit gedämpfter Stimme.

„Nein, Kaſchir-Aga hat ihn bei ſich behalten!“ antwortete Wiedenburg.

„Das darf nicht ſein!“ rief der Armenier. „Er wird in ſeinem Zimmer liegen. Zum Glück hat er ſeine Diener entfernt. Ich will ihn holen!“

Der Armenier verſchwand und kehrte erſt nach einer längern Pauſe mit dem Ferman zurück, aber auch beladen mit Waffen und Munition, ſowie mit einzelnen Koſtbarkeiten, die den Reiſenden von den Kurden abgenommen worden. Wiedenburg, Mr. Hywell und die Diener empfingen namentlich die Waffen mit der lebhafteſten Freude. Mary begrüßte ein kleines Portrait ihrer Mutter, das man ihr entwendet, während ſie in dem Hauſe wohnte, mit einem Ruf des Entzückens.

„Ein geſcheidter Burſche!“ ſagte Mr. Hywell. „Wir wollen nicht danach fragen, was er für ſich genommen, ſeine Taſchen mögen voll ſein. Und ich ſelbſt hätte Luſt, eine kleine Viſitation in Kaſchir-Aga's Hauſe anzuſtellen nach alle dem, was man uns geſtohlen. Aber jetzt drängt die Noth! Nur vorwärts!“

Es geſchah, wie der Armenier es angeordnet. Die tiefſte Stille herrſchte in dem ganzen Hauſe, Niemand hörte die Fliehenden, wenn es nicht Kaſchir-Aga war, der ſich in den Höllenqualen vereitelter Hoffnungen und gedemüthigten Stolzes winden mochte. Man erreichte den Marſtall, und es gelang, das ſchwere Thor, das nach außen führte, ohne allzu großes Geräuſch zu öffnen. Die Pferde wieherten, als ſie ihre alten Herren erkannten, aber das konnte nicht auffallen, da ſie dies oft in der Nacht thaten.

Nun drang die friſche Nachtluft herein. Alle athmeten auf. Die Nacht war dunkel, ſo dunkel, daß Niemand einen Weg zu finden vermocht hätte; aber man vertraute auf den Armenier. Die Pferde wurden am Zügel geführt; ſie zu beſteigen wäre unmöglich geweſen. Der Armenier ging mit ſeinem Pferde voran. Er ſagte, er wiſſe einen Weg, der um das Dorf herumführe. Selbſt die Pferde ſchienen vorſichtig zu ſein und vergaßen das Wiehern. So ging es in peinlicher Langſamkeit vorwärts; nur der Armenier unterbrach zuweilen die Stille durch leiſe Andeutungen über den zu nehmenden Weg, die Mr. Hywell und Wiedenburg den Andern mittheilten.

„Das Dorf liegt hinter uns“, ſagte der Armenier nach einer Viertelſtunde, „aber wir können die Pferde

noch nicht beſteigen, denn der Weg führt ſteil abwärts. Wir werden erſt ſchärfer reiten können, wenn der Morgen graut, alſo in einigen Stunden. Doch können die Frauen ihre Pferde beſteigen, wenn dieſe geführt werden."

Mary und die Dienerinnen weigerten ſich, dies zu thun, und in der That bot das Dahinſchreiten auf dem Fußboden mehr Sicherheit. So ging es denn langſam weiter. Zuweilen ſtrauchelte ein Mann oder ein Pferd. Allmälig aber gewöhnten ſich die Augen an die Dunkelheit; auch verzogen ſich die Wolken, und der Sternenſchimmer erhellte die Nacht ein wenig. Man war auf eine Ebene gelangt, und nachdem man ſich aus der Stellung der Sternbilder überzeugt, daß man die nördliche Richtung beibehalten, ſchritt man ſchnell und ſicher vorwärts. Wiedenburg überlegte mit dem Armenier, wie ſie es anzufangen hätten, um am nächſten Tage Lebensmittel zu erhalten, die ihnen gänzlich fehlten, und der Armenier meinte, dafür werde ſich Rath finden, wenn die Reiſenden nur eine ſichere und bewußte Haltung annähmen und Wiedenburg ſeinen Ferman vorzeige. Nur mit dem Gold ſolle er ſparſam ſein, um die Habſucht der Kurden nicht zu reizen. Für die bitterlich kalte Nacht wußte Wiedenburg Rath. Johnny hatte ihm eine Flaſche ſeines Lebenselixirs, Jamaikarum, mitgegeben. Eine Kleinigkeit davon genügte, die Männer zu beleben, und

ſelbſt Mary und die Dienerinnen mußten ein wenig davon trinken, mit Waſſer vermiſcht, das man aus einer Quelle ſchöpfte. Mr. Hywell drang darauf, denn er fürchtete, die Leiden, Entbehrungen und Aufregungen möchten den Frauen und vor allem ſeiner Tochter geſchadet haben.

Endlich brach der Morgen an, der heißerſehnte Morgen. Nun ſtieg man zu Pferde, und ſchneller ging es vorwärts. Heiterer wurden die Mienen, heller die Blicke, lebendiger das Geſpräch. Die Sonne erhob ſich klar und rein über den ſchneebedeckten Bergen an der perſiſchen Grenze. Der Gedanke, daß die Rettung zum Theil gelungen ſei, erfüllte alle mit neuer Lebenskraft. Freilich hatten ſie keinen weiten Vorſprung vor den Verfolgern. Aber es ließ ſich hoffen, daß ſie entweder auf George treffen oder Kurdenſtämme erreichen würden, die auf Grund des großherrlichen Fermans den Fliehenden Schutz gewährten. Freiheit ſchien den Meiſten gleichbedeutend mit Rettung, und Mary lauſchte bereits wieder mit ihrem lieblichen Lächeln der Schilderung, die ihr Wiedenburg von ſeinem Zuſammentreffen mit George und von den Kochkünſten Johnny's entwarf.

V.

Die Schwäbin.

Es war spät am Nachmittag desselben Tages. Der Zug war vor einer Stunde aus einem kleinen Dorfe aufgebrochen, in welchem man kurze Rast gemacht, um Fleisch zu erhandeln und Gerstenbrod zu kaufen. Der Armenier hatte den Kurden dieses Dorfes eine andere Richtung, in welcher man weiterreiten werde, angegeben, als diejenige, die man wirklich einzuschlagen beabsichtigte, denn es lag ihm daran, die Verfolgung, die sich voraussehen ließ, möglichst aufzuhalten. Jetzt hatte man abermals eine Hochebene erreicht, von der sich ein herrliches Rundgemälde über die schneebedeckten Berge und duftigen Thäler den Blicken der Reisenden darbot, die freilich wenig geneigt waren, Naturschönheiten zu beachten, solange sie sich nicht wirklicher Sicherheit erfreuten.

„Was ist das für ein Gebäude?“ fragte Wiedenburg den Armenier, auf ein Gebäude deutend, das in weiter

Entfernung zur Rechten lag und deſſen eigenthümlicher burgähnlicher Bau ihm auffiel.

„Ich habe davon ſprechen hören, daß eine Tagereiſe von dem Dorfe Kaſchir-Aga's, nach Norden zu, ſich ein Dorf mit Neſtorianern befinde, deren Aga in einer Feſtung wohne", antwortete der Armenier. „Wahrſcheinlich wird es das Haus jenes Agas ſein, der ſich damals bei dem Angriff auf die Nazarener ſo tapfer vertheidigte, daß man ihm nichts anhaben konnte."

Wiedenburg wollte mehr fragen, als er plötzlich ſtutzte und einen freudigen Ruf ausſtieß. Dann nahm er das kleine Fernrohr, das er von einem Offizier in Kars gekauft, und führte es ans Auge.

„Sie ſind es! Es iſt George und mein Oheim!" rief er jubelnd. „Sie ſind nur von wenigen Reitern begleitet, vielleicht von einem Dutzend, aber nun ſind wir geborgen; es ſind türkiſche Soldaten, und man wird nicht wagen, ſie anzugreifen!"

Und während Mr. Hywell, vor freudiger Aufregung zitternd, das Fernrohr nahm, zog Wiedenburg ein helles Taſchentuch hervor und ließ es in der Luft wehen. Es mußte von der kleinen Schaar, die ſich in weiter Entfernung, tief unter der Hochebene in einer Schlucht zeigte, bemerkt worden ſein, denn dort flatterte ſogleich ebenfalls ein helles Tuch, und ein Gewehr wurde abgeſchoſ-

ſen. Man hörte den Knall nicht, aber man ſah den Pulverdampf.

„Ich kann nichts erkennen!“ ſagte Mr. Hywell tief aufathmend. „Die Freude läßt meine Hand zittern und trübt mir das Auge. Mary, mein Kind, ich hoffe, endlich —“

„Herr!“ rief in dieſem Augenblick der Armenier, „Herr, da iſt Kaſchir-Aga! Um Gottes willen, was iſt zu thun?“

Mechaniſch wandte Wiedenburg, indem ſein Blut vom Herzen zurückwich, den Blick nach der Richtung, in welcher der Armenier die Hand ausſtreckte. Eine Reiterſchaar ſprengte ſo eben im vollſten Galopp den Abhang hinauf, der auf die Hochebene führte. Wiedenburg vermochte zwar keinen einzigen von der Schaar, die mindeſtens fünfzig Reiter zählte, zu erkennen, aber wer anders konnte ſo raſend den Berg hinanſprengen als Kaſchir-Aga mit ſeinen Kurden? Für einen Augenblick verlor Wiedenburg die Faſſung; ſeine Gedanken verwirrten ſich. Dann aber, obwohl bleich und mit mattem Auge, rief er:

„Wir müſſen nach jenem Gebäude! Unſere Freunde können wir nicht erreichen; wir müßten dort links hinab und die Kurden würden uns den Weg abſchneiden. Tom, reite da hinab, was das Pferd nur leiſten

kann, zu jenen Reitern und ſage ihnen, wir ſeien in Gefahr, ſie möchten ſo ſchnell als möglich jenes Gebäude zu erreichen ſuchen. Fort!"

Tom, der engliſche Diener Wiedenburg's, flog davon.

„Vorwärts!" rief Wiedenburg, mit der Hand nach dem Gebäude deutend. „Wir erreichen es vor den Kurden und vielleicht finden wir Schutz bei den Neſtorianern. Mr. Hywell, nehmen Sie Ihrer Tochter Pferd am Zügel!"

Aber Mr. Hywell that das nicht. Er hielt es für ſicherer, Mary zu ſich auf den Sattel zu nehmen, damit das ſchwächere und langſamere Damenpferd den andern folgen könne. So ſtürmten alle nach dem Gebäude zur Rechten, das, wie ſich jetzt zeigte, am öſtlichen Abhang der Hochebene lag, oberhalb eines Dorfes. Wiedenburg wandte den Blick ſeitwärts zu den Kurden. Er erkannte jetzt deutlich Kaſchir-Aga, der den Andern um vielleicht fünfzig Schritte voraus war.

„Seien Sie unbeſorgt, Mr. Hywell!" ſagte er. „Wenn wir das Gebäude nicht erreichen, ſo ſchieße ich ihn nieder! Mann, erhebt Eure Stimme und ruft um Hülfe!"

Die letztern Worte galten den Armenier, der ſogleich verzweifelt zu rufen begann. Währenddeſſen winkte Wiedenburg dem einen türkiſchen Diener, der die gela-

dene Büchse seines Herrn trug, und ließ sich dieselbe zureichen. Dann ritt er hinter den Zug und zeigte Kaschir-Aga drohend die Büchse Der Kurde antwortete damit, daß er im vollsten Galopp die seinige von der Schulter nahm. So flogen die Fliehenden dahin, während die Kurden sich von der Seite näherten.

Jetzt zeigten sich Menschen an den Fenstern oder Schießscharten der Burg und auf den Thürmen. Aber noch sah man das verschlossene Thor sich nicht öffnen. Der Armenier schrie, so laut er nur vermochte.

„Um das Gebäude herum!" rief Wiedenburg Mr. Hywell zu, der an der Spitze des Zuges ritt. „Dann erreichen wir links wenigstens das Dorf und irgend ein Haus. Denn hier öffnet man uns nicht!"

Mr. Hywell folgte der Weisung, sein Pferd nach links lenkend. Kaschir-Aga war vielleicht noch fünfhundert Schritte entfernt. Und er ritt ein Pferd, das wie ein Pfeil daherschoß! In wenigen Minuten mußte er die Fliehenden erreicht haben.

Jetzt war Wiedenburg ganz in der Nähe der Burg. Eine alte Frau stand an einer Fensteröffnung. Der junge Mann sah in bitterer Verzweiflung zu ihr hinauf und streckte verwünschend die Hand aus.

„Weib", rief er, „Du könntest uns retten, wenn Du uns einließest, retten vor diesem Kaschir-Aga und

ſeinen Räubern. Aber bei Euch gibt es kein Mitleid, keine Barmherzigkeit! Ihr ſeid ein gottverlaſſenes Geſchlecht!"

„Iſt es Kaſchir-Aga, der Euch folgt?" rief die Frau. „So will ich Euch helfen!"

Und ſie rief gellend einige Worte in das Innere des Gebäudes, und dieſe fremden Worte erſt erinnerten den jungen Mann daran, daß er in ſeiner wilden Aufregung deutſch gerufen und daß ihm die Frau deutſch geantwortet hatte.

Gleich darauf hörte er einen jubelnden Freudenſchrei von den Fliehenden, die vor ihm waren und die er nicht mehr ſehen konnte, da ſie bereits um den Eckthurm gebogen, und zugleich öffnete ſich vor ihm das Thor, das auf die Hochebene hinausführte. Er zögerte, noch wußte er nicht beſtimmt, ob ſich ſeinen Freunden ein Thor geöffnet.

„Nur herein, Mann!" rief dieſelbe Frauenſtimme in deutſcher Sprache. „Die Eurigen ſind in Sicherheit. Der Kurde zielt auf Euch!"

Wiedenburg hörte einen Schuß, eine Kugel ziſchte an ihm vorüber. Aber beruhigt, mit ſchnell erleichtertem Herzen, wie der Schiffbrüchige ſich auf ſeiner Planke von einer ſanften Welle an das Ufer treiben läßt, ſprengte er leicht und ſtolz in das Thor, das ſogleich hinter ihm geſchloſſen wurde.

Als Wiedenburg den Hof erreichte, den das burgähnliche Gebäude auf allen Seiten umſchloß, ſah er zuerſt nur eine Menge von kurdiſchen Männer- und Frauengeſtalten, dann aber auch ſeine Begleiter, Mr. Hywell, Miß Mary und ihre Frauen, die Diener und den Armenier. Gerettet alſo für jetzt! Mit dieſem Gedanken ſah er ſich nach dem Herrn des Hauſes oder nach der Frau um, deren deutſche Worte er vernommen. Und die Menge theilte ſich. Es erſchien eine hagere, lange Geſtalt in kurdiſcher Tracht, jenem Tamir-Aga, dem Vater Kaſchir-Aga's, ſehr ähnlich, aber mit einem kleinen ſilbernen Kreuze, das an einer Schnur um den nackten Hals hing. So beſtätigte ſich alſo die Vermuthung des Armeniers. Die Flüchtlinge befanden ſich in dem Hauſe eines Neſtorianers.

Wiedenburg winkte dem Armenier, der noch bleich war vor Angſt und Schrecken, ſtieg vom Pferde und näherte ſich dem Herrn des Hauſes mit einem höflichen, aber nicht unterwürfigen Neigen. Dann bat er den Armenier, dem Herrn des Hauſes in geeigneten, ruhigen Ausdrücken zu erzählen, was ſich begeben, und nicht zu vergeſſen, hinzuzufügen, daß die Reiſenden mächtige Franken ſeien. Der Armenier that es; der Neſtorianer hörte ſchweigend und aufmerkſam zu. Inzwiſchen näherte ſich eine alte Frau, die ſich in nichts von einer Kurdin un-

terſchied; Anzug, Schleier, ſelbſt das gebräunte Antlitz und die etwas ſpitze Naſe ſchienen auf orientaliſche Abſtammung hinzudeuten. Eine gewiſſe Ehrfurcht, welche ihr die zurücktretenden Kurden erwieſen, ließ errathen, daß ſie die Herrin des Hauſes ſei. Die neſtorianiſchen Frauen dürfen ſich öffentlich zeigen, denn die Sitten der Chriſten geſtatten auch dort den Frauen mehr Freiheit der Bewegung als die Sitten der Mohammedaner.

„Die fränkiſchen Chriſten ſind mir willkommen und werden ſicher in dieſem Hauſe wohnen", antwortete der Kurde. „Kaſchir-Aga's Flüche und Verwünſchungen brechen dieſe Mauern nicht. Für Eure Frauen und Diener wird Sorge getragen werden. Jetzt laßt uns auf den Thurm ſteigen und ſehen, was draußen geſchieht."

„Sind vielleicht Eure Frauen auch Deutſche?" fragte jetzt die alte Frau, die Wiedenburg für eine Kurdin gehalten, in deutſcher Sprache.

„Nein", antwortete er, „es ſind Engländerinnen, aber Miß Hywell ſpricht ein wenig deutſch."

„Ich werde mich ihrer annehmen", antwortete die Alte. „Und ſeid vorſichtig in Worten und Werken gegen Tanlik-Aga, denn es fließt das Blut dieſes Landes in ihm und die Fremden ſind hier nicht gern geſehen."

Gern hätte Wiedenburg noch mehr mit der Deutſchen geſprochen, zu der einer der ſeltſamſten Zufälle ihn ge-

führt, aber er fühlte, daß er dem mahnenden Blicke des Häuptlings Folge leiſten müſſe, rief Mr. Hywell zu, er möge ſich und ſeine Tochter ohne Arg der Herrin des Hauſes anvertrauen, und gab dann dem Kurden zu verſtehen, daß er bereit ſei, ihm zu folgen. Dieſer ſchritt voran, eine ſtattliche, echt kriegeriſche Geſtalt. Auf einer ſteinernen Treppe erreichten ſie das obere Stockwerk des roh, aber feſt gebauten Hauſes und ſtiegen dann im Innern des Thurms auf einer dunklen Treppe empor bis zu der Plattform.

Die Sonne ſtand tief und ein herrlicher goldener Hauch ſchwebte über der Hochebene; tiefes Blau lagerte bereits in den Schluchten, in welche Wiedenburg ſeinen Blick hinabſenkte. Kaſchir-Aga hielt mit ſeiner Reiterſchaar ungefähr fünfhundert Schritte von der Burg entfernt. Die Hakkari-Kurden ſchienen in eifriger Berathung zu ſein. Zuweilen ſchien Kaſchir-Aga drohend die Hand nach der Burg auszuſtrecken. Wiedenburg bat den Armenier, dem Häuptling nochmals zu ſagen, daß ein Trupp von Freunden in der Nähe ſei, und ihn zu fragen, ob er dieſe aufnehmen wolle.

„Tanlik-Aga liebt die Türken nicht“, antwortete der Häuptling düſter. „Aber wenn es Freunde ſeines Gaſtfreundes und ihrer nur wenige ſind, ſo wird er ſie aufnehmen.“

„Und wenn Kaſchir-Aga ſie mit ſeiner Ueberzahl angreift?“ ließ Wiedenburg fragen.

Tanlik-Aga wechſelte ſchnell einige Worte mit ſeinen Begleitern und dann mit dem Armenier. Wie dieſer ſpäter dem jungen Deutſchen ſagte, ließ der Häuptling den Türken einige Boten entgegenſenden, um ſie durch das Dorf in die Burg zu führen, befahl auch einer Schaar ſeiner Untergebenen, ſich zu bewaffnen.

Inzwiſchen war ein junger Kurde auf die Plattform gekommen, vielleicht von fünfundzwanzig Jahren, ſchlank und ſtolz, aber von reinern und feinern Zügen als Kaſchir-Aga.

„Grüß Euch Gott!“ ſagte er in fremdem Accent, aber in deutſcher Sprache zu Wiedenburg.

Ueberraſcht gab ihm dieſer den Gruß zurück und reichte ihm die Hand. Er errieth, daß er einen Sohn der Deutſchen vor ſich ſehe, und vermuthete, daß dieſe die Gattin Tanlik-Aga's ſei.

Bald darauf ertönte eine Glocke zum Abendgebet und erinnerte Wiedenburg, daß er unter Chriſten ſei. Einige Wächter blieben auf der Plattform des Thurms zurück; die Andern ſtiegen hinab auf den Hof zum gemeinſamen Gebet, das Tanlik-Aga ſprach. So rauh und den mohammedaniſchen ähnlich auch die Gebräuche waren, ſo nahmen die Männer doch ernſten und innigen Antheil

an dem Gebet. Mr. Hywell und Mary befanden ſich unter den Betenden, die letztere bleich und mit feuchten Augen. Sie betete noch lange und innig, als die Gruppe ſich bereits zu trennen begann.

Jetzt — die Dämmerung war bereits eingetreten — öffnete ſich das Thor und es ſprengte ein Zug Reiter auf den Hof, voran George, der ältere Wiedenburg aus Sinope und Johnny. Ein Freudenruf hallte von beiden Seiten wieder. Die Reiter ſprangen von ihren Pferden. George warf ſich ſeinem Pflegevater in die Arme und küßte dann Mary inbrünſtig und wiederholt die Hand. Die junge Engländerin empfing ihn wie einen Bruder, und Wiedenburg bemerkte wohl, mit welcher Glut die Blicke George's auf Mary ruhten. Nun, er fühlte keine Eiferſucht. Er hatte ſich ja längſt über ſeine Gefühle für Mary und ſeine Stellung zu ihr Rechenſchaft gegeben! Wenn hier Mary einen Mann fand, den ſie liebte und der vielleicht ein älteres Anrecht auf ſie hatte, ſo ſollte nie und nimmer auch nur das Zucken einer Wimper verrathen, daß er mehr für ſie fühlte als aufrichtige Freundſchaft.

Und wie herzlich begrüßten ſich Johnny und Mary! Wie drückte ſie mit Freudenthränen im Auge die große rauhe Hand Johnny's und hielt ſie lange in der ihrigen! Dieſe Begrüßungen hätten lange gedauert und die Fragen

würden nicht geendet haben, hätte ſich nicht Edmund Wiedenburg erinnert, daß es nicht wohlgethan ſei, die Gewohnheiten der Orientalen zu vernachläſſigen, die jetzt ihre einfache Abendmahlzeit einnehmen wollten. Alle begaben ſich in die große Speiſehalle, wo ein außergewöhnliches Mahl, Lammbraten und perſiſcher Wein, ihrer harrte. Aber Johnny wollte ſich damit nicht begnügen. Er verſchwand und kehrte mit einigen rieſigen Flaſchen eines ſchönen griechiſchen Weins, die der ältere Wiedenburg gekauft, zurück. Edmund jedoch, der die leichte Reizbarkeit der Orientalen in Allem, was Gaſtfreundſchaft betrifft, kannte, fürchtete, daß Tanlik-Aga ſich verletzt fühlen werde, wenn man einen andern Wein als den ſeinigen trinke, und ſagte Johnny, er müſſe die Flaſchen dem Häuptling als Geſchenk anbieten. Tanlik-Aga nahm ſie ruhig und würdevoll an, und da die Neſtorianer als Chriſten den Wein nicht meiden, im Gegentheil in dem Rufe ſtarker Zecher ſtehen, ſo ließ der Häuptling die Flaſchen öffnen und ſprach dem Wein wacker zu, ſeine Gäſte oft zum Trinken ermunternd. Dann ließ er durch den Armenier die Fremden benachrichtigen, welche Zimmer ihnen angewieſen ſeien, und entfernte ſich, vielleicht um in der Einſamkeit ſein ſtummes Geſpräch mit der Flaſche fortzuſetzen.

Nun waren die Zungen frei. Was wurde gefragt

und erzählt! Wenn man an Kaſchir-Aga zurückdachte, geſchah es, wie man des Meeres gedenkt, das gierig an die Ufer ſchlägt, die der Gerettete erreicht hat. George und der ältere Wiedenburg berichteten, daß ſie auf eigene Hand, nur begleitet von wenigen Türken, denen ſie reichliche Belohnung verſprochen, ſich auf den Weg gemacht hätten, da ſie nicht im Stande geweſen, ihre Ungeduld ſo lange zu zügeln, bis man ihnen ein ſtarkes Truppencorps zur Verfügung geſtellt, was übrigens wahrſcheinlich nie geſchehen wäre. Von der letzten Gefahr, in welcher ſich die Flüchtlinge unmittelbar vor der Burg befunden, wußten ſie nur durch Tom. Sie ſelbſt hatten Kaſchir-Aga auf dem Wege, den der ihnen entgegengeſandte Bote Tanlik-Aga's ſie geführt, nicht geſehen. An alle dieſe Fragen und Antworten ſchloß ſich die Berathung, was nun zu thun ſei. Daß irgend eine größere Truppenmacht ihnen von den Türken zu Hülfe geſendet werden würde, bezweifelte der alte Wiedenburg. Sich mit der kleinen Schaar, die den Europäern zur Verfügung ſtand, weiter zu wagen, wenn auch nur bis Wan, ſchien bei der Uebermacht Kaſchir-Aga's, der die Verfolgung gewiß noch nicht aufgab, bedenklich. So blieb kaum ein anderer Ausweg, als ſich an Tanlik-Aga zu wenden und ihn zu bitten, die Reiſenden mit einer genügend ſtarken Bedeckung als Sicherheitswache bis in die civili-

ſirten Gegenden zu begleiten. Man hoffte, ihn durch Bitten und Geſchenke, vielleicht auch durch die Fürſprache ſeiner deutſchen Gattin zu gewinnen.

Dieſe Deutſche hätte Wiedenburg gern geſprochen. Man war allgemein erſtaunt, als man vernahm, welchem Zufall die Fliehenden ihre Aufnahme in die Burg und die Theilnahme Tanlik-Aga's zu danken hätten. Sie ſelbſt war nicht bei der Abendmahlzeit zugegen geweſen. Aber als die Reiſenden ſich trennten, um die Räumlichkeiten aufzuſuchen, die ihnen angewieſen worden, erſchien der junge Kurde und ſagte mit einem Lächeln der Genugthuung über ſeine Kenntniß einer fremden Sprache zu Edmund Wiedenburg:

„Mutter will Dich ſprechen, Fremder! Ich Dich führen!"

Wiedenburg folgte ſogleich. Der junge Mann führte ihn durch eine Reihe ſehr einfacher Zimmer bis in ein entlegenes Gemach, das Frauengemach, den Harem des Orients. Der junge Deutſche erhaſchte noch flüchtig die Geſichter einiger jungen Mädchen, die hinter einem Vorhang verſchwanden, vielleicht Töchter der Gattin Tanlik-Aga's. Dann bemerkte er die Deutſche, die ihm entgegentrat.

„Ich wollte Euch gern noch ſprechen", ſagte die Frau, „denn ich kann nicht wiſſen, ob Ihr morgen noch

bei uns ſeid. Ich habe meinem Mann geſagt, daß ich Euch rufen laſſen würde, um zu erfahren, was Ihr erlebt, und vielleicht auch zu hören, wie es in meinem Vaterlande geht. Er will zwar nicht, daß ich mich vergangener Zeiten erinnern ſoll, aber jetzt wohne ich ſo lange bei ihm, daß er mir nicht mehr mißtraut."

„So ſeid Ihr die Gattin Tanlik-Aga's?" fragte Edmund.

„Ja, und ſeit vielen Jahren", antwortete die Frau. „Doch ſetzt Euch. Wir ſchreiben jetzt das Jahr 1854?"

„Ja wohl", antwortete Wiedenburg. „Januar des Jahres 1854. Ich bin Euch zu vielem Danke verpflichtet, werthe Frau. Ohne Euch wären wir dem Feinde kaum entgangen, und ich glaubte zu träumen, als ich eine deutſche Stimme hörte. Verzeiht, daß ich Euch die ſtrengen Worte hinaufrief; ich war in Verzweiflung, und glücklicherweiſe rief ich ſie deutſch."

„Das war gut gethan", erwiderte die Frau. „Man wird hier hart, und wer konnte wiſſen, ob die Verfolgung und Eure Flucht nicht eine Kriegsliſt waren, um in unſere Burg einzudringen? Bei Eurem deutſchen Worte ſchwanden meine Zweifel. Nun, es iſt eine ſeltſame Geſchichte, daß ich hier bin. Wollt Ihr ſie hören?"

Sie ſprach ſehr langſam und mußte ſich oft auf ein Wort, das ihr fehlte, beſinnen. Ihre Sprache hatte

einen eigenthümlichen Accent angenommen; doch glaubte Wiedenburg zu hören, daß sie in Süddeutschland geboren sei. Er antwortete, daß es ihm von großem Interesse sein werde, zu vernehmen, was sie hierher geführt.

„Ihr werdet Euch dessen nicht erinnern, denn Ihr seid zu jung, aber Ihr werdet vielleicht davon gehört haben, daß der Kaiser Nikolaus von Rußland deutsche Familien einlud, sich in den Ländern am Kaukasus anzubauen", begann die Frau. „Auch aus Würtemberg zogen Viele dahin, unter ihnen meine Aeltern, die einer von den frommen Religionssekten angehörten, denen man dort im Lande von oben herab nicht wohlwollte. Das geschah in den ersten zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, ist also jetzt ungefähr dreißig Jahre her. Ich war damals ein ganz junges Mädchen; mein Bräutigam folgte mir und meinen Aeltern nach dem Lande, das sie Georgien nannten. Die Familien aus Schwaben kannten sich und bauten eigene Dörfer. Soviel ich davon hörte, sollten die Leute im Lande von uns lernen, wie man den Acker bauen muß. Es ging auch ganz gut. Mein Bräutigam errichtete sich eine eigene Wohnung, und ich heirathete ihn bald darauf. Unser Dorf hieß Katharinenfeld. Ich war jedoch nur einige Monate verheirathet, als mein Mann sich bei der Arbeit erhitzte, aus einer kalten Quelle trank und an den

Folgen ſtarb. Ich bin jetzt eine alte Frau und Vielerlei iſt mir durch den Kopf gegangen, aber ich weiß noch wie heute, was ich fühlte, als ich ihn todt ſah, denn ich hatte ihn ſehr lieb gehabt und er hatte meinetwegen ſeine Aeltern und einen reichen Bauerhof, den er erben ſollte, verlaſſen. Lange war ich untröſtlich; endlich erlangte ich mit Gottes Hülfe einige Ruhe und zog zu meinen Aeltern, feſt entſchloſſen, keinen Mann wieder zu nehmen. Da weckte uns eines Morgens um Tagesanbruch furchtbares Geſchrei. Eine Schaar Kurden hatte Katharinenfeld überfallen — es war im Jahre 1826 — und ſie ſchleppten mit fort, was ſie fanden, Menſchen und Vieh. Ich war halb angekleidet auf den Hof gerannt, um, wie mir mein Vater geſagt, das Vieh aus dem Stall zu laſſen und in den nahen Wald zu treiben. Da ſah mich einer von den Reitern; es war ein Anführer, und er rief mehrmals einige Worte, die ſich meinem Gedächtniſſe einprägten und deren Sinn ich ſpäter erfuhr, er rief: „Dich will ich haben und nichts Anderes!" Damit ergriff er mich bei meinem Kleid und wollte mich zu ſich aufs Pferd ziehen. Ich war ein ſtarkes Weib, wenn mich auch der Kummer um den Verſtorbenen matt und lebensüberdrüſſig gemacht hatte, und ich wehrte mich wacker. Aber er überwältigte mich, band mir die Hände mit einem Shawl zuſammen und

hob mich auf das Pferd. Die Plünderung währte nur kurze Zeit. Bald nach Sonnenaufgang verſammelten ſich die Räuber und trieben das Vieh vor ſich her, gen Mittag. Ich ſah, daß noch einige Mädchen und Frauen geraubt waren, habe aber ſpäter nie wieder etwas von ihnen gehört und geſehen, denn der Trupp theilte ſich, und ich war nun bei denen, die mich mit ſich führten, die einzige Deutſche.

Euch ſchildern, Herr, was damals in mir vorging, will ich nicht. Ich hielt mein Schickſal für ſchlimmer, als es wahrſcheinlich, wie ich jetzt die Verhältniſſe kenne, geworden wäre; denn wenn die Männer dieſer Gebirge ihre Frauen auch nicht ſo werth halten, wie man es in meiner Heimat thut, ſo begehen ſie doch auch ſelten die Roheiten und Schandthaten gegen fremde Frauen, deren ſich die Männer unſeres Landes im Kriege ſchuldig machen. Ich lernte das allmälig begreifen, als mich der Anführer der Kurden mit einer gewiſſen Sorgfalt behandelte, mir farbige türkiſche Stoffe gab, mich darein zu kleiden, und mir durch Geberden verkündete, daß er mich achten und ehren wolle. Mein Loos ſchien mir freilich deshalb nicht erträglicher, und ich wünſchte mir hundertmal den Tod. Wir ritten lange, denn es iſt ein weiter Weg von dieſen Bergen hier bis nach Georgien, und von dieſen Bergen

waren die Räuber gekommen. Wie ich ſpäter erfuhr, hatte man ihnen übertriebene Schilderungen von dem Reichthum gemacht, der in den Dörfern der fränkiſchen, Bauern herrſche, und dies hatte die Beuteluſt der Kurden angereizt. Sie ſchliefen des Nachts unter freiem Himmel; nur für mich errichtete man aus Decken, die über in den Boden geſteckte Stangen gebreitet wurden, eine Art Zelt. Keiner nahte ſich mir unehrerbietig, im Gegentheil, man ſchien bemüht, Alles zu thun, was mir, wie ſie glaubten, gefallen könne. Wie ich vermuthe, war es die Abſicht des jungen Hakkari-Kurden, mich zu ſeiner Gattin zu machen. Aber es kam anders, als er geglaubt.

Die Männer dieſer Berge und namentlich die Chriſten und Mohammedaner liegen mit einander in fortwährendem Streit. Ich kann nicht ſagen, ob es allein Raubluſt iſt, die ſie gegen einander treibt; es liegt auch etwas in ihrem Naturell, was ihnen eine Fehde, einen Beutezug von Zeit zu Zeit unentbehrlich macht. Die Kurden, welche Katharinenfeld überfielen, waren arg verfeindet mit den Neſtorianern, die in dieſer Gegend wohnen, und als die letztern hörten, daß jene mit reicher Beute von einem Zuge zurückkehrten, rotteten ſie ſich zuſammen und griffen die Hakkari-Kurden an. Es wurde einen halben Tag blutig gekämpft, zuletzt aber blieben

die Chriſten Sieger. Der Kurde, der mich geraubt, fiel im Kampfe, und ich wurde die Gefangene der Chriſten. Daß dies Chriſten ſeien, erfuhr ich bald. Tanlik-Aga, damals ein junger Mann, ungefähr von dem Alter meines älteſten Sohnes, der Euch zu mir geführt, war bereits Häuptling ſeines Stammes. Er kam auf mich zu, und als er das ſilberne Kreuzchen erblickte, das ich Tag und Nacht um den Hals trug, zeigte er mir ein ähnliches Kreuz, wiederholte mehrmals das Wort Nazarener und ſchlug das Zeichen des Kreuzes. Ich errieth, daß er ein Chriſt ſei, und das beruhigte mich ein wenig. Darauf wurde ich nach der Burg geführt und ebenſo ehrerbietig wie früher behandelt.

Tanlik-Aga war damals der Einzige ſeiner Familie und noch nicht verheirathet. Ich erfuhr dies und vieles Andere, was ich Euch erzählte, erſt ſpäter, als ich die Sprache dieſer Männer allmälig verſtehen lernte. Er ließ viele Dolmetſcher kommen, um ſich mir verſtändlich zu machen, aber keiner verſtand meine Sprache. Ich errieth jedoch dadurch, daß er mir oft die Frauen anderer Männer zeigte und auf mich und ſich deutete, daß er mich zur Frau begehre, und ich ergab mich allmälig in mein Schickſal. Was blieb mir auch übrig? Zu den Meinigen konnte ich nimmer zurückkehren, und einen Mann wie den, den ich verloren, fand ich doch

nie wieder. Tanlik-Aga war ein Chriſt und, wenn ich ihn mit den meiſten Andern verglich, ein Mann von ſanfterem Charakter; ſo nannte ich denn eines Tages das Wort Prieſter, das ich ſchon oft gehört und deſſen Bedeutung ich verſtanden hatte. Er ſchien hocherfreut, bereitete Alles zu einer glänzenden Hochzeit vor, und einige Wochen ſpäter zogen wir in großem Zuge nach einem Orte, in welchem ein Biſchof wohnte, der uns zuſammengab.

Das iſt die Geſchichte, Herr, wie ich hierher gekommen. Wollt Ihr mich fragen, ob ich hier glücklich lebe, ſo kann ich Euch kaum antworten. Ich weiß nicht, wie es mir ergangen ſein würde, wenn ich in Katharinenfeld geblieben wäre; ich glaube, ich hätte auch dort ein einſames und trauriges Daſein geführt. Etwas heimiſch und zufrieden fühlte ich mich erſt in dieſem Hauſe, als mir Gott den erſten Sohn ſchenkte, den ich an meinem Herzen großziehen und den ich Manches von meiner Sprache und meinen Sitten lehren konnte. Allmälig fand ich mich auch in das Leben, wie es hier die Frauen führen. Es iſt nicht ganz ſo trübe, wie man es vielleicht anderswo glaubt. Eine arme Bäuerin wie ich iſt ja an Einſamkeit und Wirthſchaftlichkeit gewöhnt. Später ſchenkte mir der Himmel noch zwei Söhne und zwei Töchter, und als ich erſt der Sprache

mächtig war, verſtändigte ich mich auch mit meinem Gatten und gewann Einfluß auf ihn, wie ich hoffe, einen guten. Im Ganzen iſt mein Leben hier ruhig dahingefloſſen, mit Ausnahme jener ſchrecklichen Zeit, in welcher die mohammedaniſchen Kurden ſich zuſammenthaten, die Neſtorianer zu vernichten. Zwiſchen dem Geſchlechte Tanlik-Aga's und dem Geſchlechte Kaſchir-Aga's hatte ſtets Feindſchaft gewaltet; jener Kurde, der mich raubte und im Kampf fiel, war ein Verwandter Tamir-Aga's geweſen. So überfielen denn die Hakkari in jener Zeit — es ſind jetzt ungefähr zwanzig Jahre her — auch unſere Burg, als Tanlik-Aga abweſend war. Es gelang ihnen, die Mauer zu erſteigen, und bereits führte man mich und meine drei Knaben in die Gefangenſchaft, als Tanlik-Aga die Hakkari erreichte. Als ſie ſahen, daß ſie weichen mußten, wollten ſie mich und meine Kinder tödten. Aber ich rettete mein eigenes und das Leben meines Aelteſten; die beiden andern Knaben, von denen der eine noch ein Säugling war, ſah ich mir aus den Armen reißen und unter dem Dolch der Hakkari ſterben. Ach, es iſt ein wildes Geſchlecht!"

Sie ſtützte den Kopf in die Hände und verſank eine Zeit lang in trübes Nachdenken, das Wiedenburg nicht zu unterbrechen wagte.

„Seit jener Zeit iſt Kampf und Mord dieſen

Mauern nicht mehr genaht, wenn er auch zuweilen in der Nähe raſte", fuhr ſie dann fort. „Die Burg meines Gatten wurde nicht mehr angegriffen, Aber wo er dem Mörder meiner Kinder, jenem Tamir-Aga, ſchaden kann, da thut er es, und ich fürchte, mein älteſter Sohn, der bereits verheirathet iſt, und Kaſchir-Aga werden den blutigen Kampf fortſetzen. Glaubt Ihr, Herr, daß Euer Weg Euch durch Georgien führen wird?"

„Das glaube ich nicht, Frau", antwortete Edmund. „Wir werden nach den Widerwärtigkeiten, die wir erlebt, ſo bald als möglich eine Gegend zu erreichen ſuchen, in der wir ſicher ſind, und Kars und Erzerum liegen uns näher als Georgien. Ja, Ihr würdet uns einen großen Dienſt leiſten, wenn Ihr Euren Gatten bewegen wolltet, uns mit einer Reiterſchaar das Geleit zu geben, denn wir haben immer noch den Haß Kaſchir-Aga's zu fürchten. Tanlik-Aga dagegen kann ohne Sorge ſein, wenn er eine zahlreiche Reiterſchaar ſammelt, denn Kaſchir-Aga gebietet nur über wenige Männer, da ſein Vater mit der Hauptmacht ausgezogen iſt, um plündernd an dem Kriege zwiſchen den Ruſſen und Türken Theil zu nehmen."

Die Schwäbin wollte mehr von dieſem Kriege erfahren. Wiedenburg theilte ihr mit, was er ſelbſt wußte. Dann richtete ſie manche Fragen über Deutſchland an

ihn; aber da er ihre Heimat, das Schwabenland, nicht genau kannte, so schienen seine Antworten ihr nur eine geringe Theilnahme einzuflößen. Sie hatte hier eine neue Heimat gefunden, besaß einen Gatten, einen Sohn und Töchter, eine neue, wenn auch fremde und beschränkte Welt war ihrem Geiste aufgegangen, und sie hatte sich ganz in dieselbe hineingelebt. Lag ja doch Alles, was ihr noch jetzt zuweilen aus der Jugend entgegenstrahlen mochte, mit dem geliebten ersten Manne im Grabe! Sie berichtete dann dem jungen Deutschen Manches über die Verhältnisse der Kurden, sowie über die Stellung der Frauen zu den Männern. Edmund Wiedenburg glaubte daraus schließen zu dürfen, daß diese Stellung keine so demüthige und sklavenartige sei, wie man sie zuweilen schildert. Selbst die Abgeschlossenheit der Frauen fand ja bei den christlichen Kurden nicht in dem Maße statt wie bei den mohammedanischen. Aus den Beschreibungen der Schwäbin ging im Allgemeinen hervor, daß die nestorianischen Frauen ungefähr dasselbe Leben führten wie die Bäuerinnen ihres Vaterlandes, daß aber ihr Bildungsgrad geringer sei, dem der Männer angemessen.

„Ich werde Tanlik-Aga zu bewegen suchen, daß er Euren Wunsch erfüllt", sagte sie dann. „Von seiner Güte hättet Ihr wenig zu erwarten, denn Christen und Mohammedaner hassen hier die Fremden, in denen sie na-

türliche Feinde zu ſehen glauben. Aber ſein Haß gegen Kaſchir-Aga iſt größer als jeder andere und wird ihn bewegen, Alles zu thun, was jenem unangenehm ſein kann. Verlaßt Euch darauf, er wird Euch ſicher geleiten."

Edmund Wiedenburg erhob ſich, nachdem er dieſe tröſtliche Verſicherung empfangen.

„Und ſolltet Ihr doch einmal von Katharinenfeld hören oder es gar ſehen", ſagte ſie dann, „ſo wißt, daß Elias Meyer der Name meines Vaters und daß mein Name Dorothea Wünſchle nach dem Namen meines geſtorbenen Mannes iſt. Meine Aeltern werden nicht mehr leben. Ich habe die Abſicht, meinen älteſten Sohn, wenn die Zeiten ruhig ſind, nach Katharinenfeld zu ſchicken, um zu hören, wie es dort ſteht. Er ſpricht etwas deutſch. Die Leute, die ſich meiner dort noch erinnern, werden nicht wenig ſtaunen, wenn ſie hören, daß er ein Enkel vom alten Elias Meyer iſt. Und nun gehabt Euch wohl, Landsmann! Was dieſes Haus zu bieten vermag, ſoll Euch zu Theil werden."

Wiedenburg dankte ihr herzlich und kehrte nach dem großen Eßzimmer zurück, in welchem ſeine Freunde, wie ſie verſprochen, ihn erwarteten. Selbſt Mary war noch dort. Sie ſaß in einer Ecke mit George, der es verſucht hatte, die alten lieben Erinnerungen der Vergangenheit

in Mary's Herzen wach zu rufen. Und wohl mochte es ihm gelungen ſein, denn Mary lächelte lieblich und George's Augen leuchteten, als Edmund eintrat. Der junge Deutſche bemerkte es wohl, aber nicht die kleinſte Fiber ſeines Geſichts zuckte. Nur durch das Herz zog ein leiſer, tiefer Schmerz.

Er berichtete kurz, was er mit der Schwäbin geſprochen. Zu andern Zeiten und unter andern Umſtänden würde ihn und ſeine Freunde das Schickſal dieſer Frau lebhaft intereſſirt haben, jetzt aber, nach den Ereigniſſen der letzten Wochen, fanden ſie kaum mehr etwas Außerordentliches in dieſen Erlebniſſen, und bald richtete ſich das Geſpräch auf das, was nun zu thun ſei. Mary durfte jedoch an dieſer Unterhaltung keinen Antheil nehmen. Der Vater beſtand darauf, daß ſie zur Ruhe gehe.

Es war nach den letzten Aeußerungen der Schwäbin kaum daran zu zweifeln, daß Tanlik-Aga die Reiſenden bis nach Wan oder Erzerum geleiten werde, es handelte ſich nur darum, daß dies mit einer möglichſt zahlreichen Reiterſchaar geſchehe, damit Kaſchir-Aga ſelbſt von einem Verſuche zum Angriff abgehalten werde. Denn jeder Kampf erſchien gefährlich. Wie leicht konnte irgend eine tückiſche Kugel ein theures Herz treffen! Es wurde feſtgeſetzt, daß man, wenn Alles glücklich ende,

über Erzerum nach Sinope reiſen und dort einige Tage zuſammen in Ruhe und Behagen verleben wolle.

„Auch George und Johnny werden uns dahin begleiten, hoffe ich", ſagte Mr. Hywell, „ja vielleicht gibt George ſeinen Plan auf, oder er wartet wenigſtens ſo lange, bis derſelbe eine Ausſicht auf Erfolg für ſich hat!"

„Das Letztere könnte ich, das Erſtere nicht!" antwortete George, deſſen Augen noch von dem Glanz zu leuchten ſchienen, den das Anſchauen Mary's in ihnen entzündet. „Ich bleibe bei Ihnen ſo lange, als Sie es wünſchen. Denn die Tage eines ſolchen Zuſammenlebens werden mich kräftigen und neu beleben und mir ein beſtändiger Sporn ſein, die Liebe zu verdienen, die Sie mir ſchenken. Dann aber eile ich nach meiner Heimat. Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß England und Frankreich ſich an dem Kriege gegen Rußland betheiligen werden. Dann iſt die Niederlage der Ruſſen mit Beſtimmtheit vorauszuſehen. Und wäre es möglich, daß meine Stammesgenoſſen, die zahlreichen Abkömmlinge einſtiger unabhängiger Fürſten, dieſe Niederlage vorübergehen laſſen könnten, ohne den Verſuch zu machen, die Abhänge des Kaukaſus von der ruſſiſchen Herrſchaft zu befreien und dieſes ſtolze Gebirge abermals als eine Grenzmauer gegen das Vordringen der ruſſiſchen Ländergier aufzurichten?"

„So sind Sie ein Kaukasier?“ fragte Edmund Wiedenburg.

„Mein Großvater trug die Königskrone von Garika!“ antwortete George mit einem stolzen Aufblitzen des Auges. „Aber er trug sie nicht mit Ehren, nicht wie mein Vater sie getragen haben würde. Er ließ sich trotz des Widerstandes meiner Großmutter dazu bewegen, sein Scepter vor dem übermächtig scheinenden Rußland zu beugen und es endlich ganz dem Czaren zu überliefern. Mein Vater wurde verrathen, ehe er den Plan ausführen konnte, sich im Verein mit andern Fürsten gegen Rußland zn erheben. Mich schickte man mit meinen Geschwistern nach Petersburg. Wir sollten Russen werden. Und leider muß ich fürchten, daß mein ältester Bruder Daniel Herz und Geist dem neuen Regiment gebeugt hat. Doch ich will nicht an ihm verzweifeln. Wenn nur ein Tropfen von dem Blute unserer Großmutter und unserer Aeltern in ihm lebt, so wird er ihn nicht verleugnen, wenn die Stunde der Erhebung schlägt! Ich haßte die Unterdrücker, solange ich denken konnte. Obwohl man sich alle Mühe gab, schon das Kind mit dem Gedanken an die unwiderstehliche Macht und Größe Rußlands vertraut zu machen, obgleich man mich in eine russische Uniform steckte und mir täglich sagte, Rußland sei von der Vorsehung dazu ausersehen,

das mächtigſte Reich dieſer Erde zu werden und namentlich im Oſten zu herrſchen, obgleich man den Stolz eines Ruſſen in mir entzünden und mir den Gedanken einſchmeicheln wollte, es ſei etwas Großes, der Diener eines ſolchen Staates, der Sohn des gefürchteten Czaren zu ſein, blieb ich doch ſtets dem erſten Eindruck meiner Kindheit und den Worten meiner Mutter treu, die mir geſagt: „George, denke daran, daß Dein Blut ſo edel iſt wie deſſen, der über Dich herrſchen will!“ und ich beugte mich nicht; ich ſchwieg, aber ich ſann ſchon als Knabe auf die Mittel, mich dem Zwang zu entziehen, der meinen Geiſt brechen und ruſſiſch machen ſollte. Immer grübelte ich, wie ich fliehen könne. Da, eines Tages beim Baden, ſah ich ein Boot mit Männern vorüberrudern, die Fremde zu ſein ſchienen, und in engliſcher Sprache, die ich bereits zum Theil verſtand, ſagte der eine: „Wir werden guten Wind haben, Sir; in zwei Tagen können wir in Danzig ſein!“ Blitzſchnell fuhr mir etwas durch den Sinn. Ich tauchte unter, ſchwamm unter dem Waſſer, ſoweit ich vermochte, und folgte dem Boote, bis es durch eine Biegung dem Geſichtskreis der Schwimmſchule entzogen war. Dann ließ ich meinen Hülferuf ertönen; man hörte mich ſogleich und nahm mich auf. Da warf ich mich nackt, wie ich war, Mr. Hywell zu Füßen, denn er befand ſich

in dem Boot, und beſchwor ihn, mich mit ſich zu nehmen, denn Rußland ſei nicht mein Vaterland und ich wolle es für immer verlaſſen. Meine Bitten, meine Thränen, meine haſtige, verworrene Erzählung rührten das Herz des Mannes, in welchem die Liebe der Freiheit tief wurzelte. Er verſprach, mich ſo lange bei ſich zu behalten, bis er erfahren, daß ich die Wahrheit geſagt; man reichte mir eine Decke, und eine halbe Stunde ſpäter war ich auf Mr. Hywell's Schiff, und eine Stunde ſpäter ſah ich von dieſem Petersburg, von dem ich nichts mit mir genommen als mein Leben, nur noch ein fernes, bleiches Bild. Und ein ſolches trübes, bleiches Bild iſt es mir geblieben. In leuchtenden, hellen Farben ſteht nur das Vaterland vor mir, das mich mahnt an die Thaten meiner Ahnen und mir zürnt, daß ich mich fern halte, der ich durch meine Geburt dazu berufen bin, meinem Volke das Banner vorzutragen. Die Zeit iſt da, und ich will handeln!"

Mit ernſter Theilnahme ſchaute Edmund Wiedenburg in das glühende Antlitz des jungen Mannes, das von hoher Begeiſterung ſtrahlte. Ihm war nichts fremd und fern, was ein Männerherz bewegen konnte. Seine Bildung war nicht die einſeitige, beſchränkte des bloßen Kaufmanns, ſie war eine umfaſſende und geläuterte. Der wahre Kaufmann hat zu allen Zeiten auf der Höhe

der Bildung seiner Zeit gestanden, und überdies schlug das Herz Edmund Wiedenburg's für alles Große und Schöne, also auch für die Freiheit und Unabhängigkeit eines Volkes. Die politischen Ereignisse, an denen er als Jüngling in seiner Heimat Wien Theil genommen, waren es gewesen, die ihn veranlaßt, in die weite Ferne zu gehen. Die Begeisterung George's hallte deshalb in seinem Herzen wieder. Aber Wiedenburg konnte sich eines traurigen Gedankens nicht erwehren. Er sah die Verhältnisse ruhiger, nüchterner, weil sie eine Angelegenheit betrafen, die ihm ferner lag, die mehr seinen Verstand als sein Herz berührte. Würde es gelingen, Rußland zu demüthigen? Und wenn es geschah, würden diese zerstreuten Völkerschaften des Kaukasus, die von Rußland mit so vieler Schlauheit zerstückelt und unterjocht worden, die Kraft haben, eine günstige Gelegenheit zu benutzen, um die traurigen Folgen der alten Uneinigkeit durch eine einmüthige Erhebung zu vernichten? Er wollte es hoffen, aber glauben konnte er nicht, wie George.

„Ich wünsche Ihnen alles Glück!" sagte er hastig, als Mr. Hywell und der ältere Wiedenburg bedenklich schwiegen. „Aber haben Sie Verbindungen angeknüpft? Auf wessen Hülfe dürfen Sie zählen?"

„Ich habe meinem Bruder einen leisen Mahnruf zugehen lassen", antwortete George. „Ich denke, das

wird genügen, ihn aus seinen Träumen zu erwecken und die alte Zeit in seinem Geiste aufleben zu lassen. Ein Garika kann nicht feig und seinem Vaterlande abtrünnig sein. Und das Volk hängt an uns, der alten Königsfamilie, unter deren Scepter es mild und sorglich regiert worden. Ein Brand hineingeworfen in diese geheime Gährung, ein Bündniß mit den Tscherkessen und Tschetschenzen, die Nachricht von einer russischen Niederlage, und ganz Kaukasien steht in Flammen, und schwer soll es den Russen werden, die zum zweiten Male zu überlisten, die durch den ersten Betrug und die erste Niederlage belehrt worden!"

„Sie müßten sich jedenfalls mit den türkischen Heerführern und mit Schamyl in Verbindung setzen", sagte Wiedenburg. „Jede Bewegung, auch die gerechteste und scheinbar sicherste, will geleitet sein. Handeln Sie energisch, aber handeln Sie auch vorsichtig. Denn Sie zahlen mit Ihrem Leben!"

„Das weiß ich, und deshalb wage ich das Aeußerste!" rief George. „Aber ich werde auch vorsichtig sein. Der Feind ist mächtig und, schlimmer als das, er ist listig und ränkevoll. Zuerst muß ich wissen, ob ich meinem Bruder trauen kann. Dann ist der Sieg gesichert. Er ist der Aeltere; sein Einfluß ist vielleicht mächtiger als der meine. Doch selbst ihm werde ich entgegentreten, wenn

es nicht anders möglich iſt. Der größte Troſt aber und die größte Ermuthigung würde es mir ſein, wenn Mr. Hywell, mein theurer Pflegevater, er, dem ich mehr als das Leben, dem ich eine freie menſchliche Erziehung, die Ausbildung zu einem nützlichen Gliede der Menſchheit verdanke, wenn er meinen Plan billigte, und wenn ich wüßte, daß er in meiner Abweſenheit mit Liebe und mit guten Wünſchen an mich zurückdenkt."

„George, mein Kind, denn ich bin längſt gewöhnt, Dich ſo zu nennen, meiner treuen Liebe und meines herzinnigen Antheils biſt Du ſicher!" ſagte Mr. Hywell bewegt. „Aber ich verhehle mir nicht, daß Du einen Kampf heraufbeſchwören willſt, der Dein Leben koſten kann und der, wenn er mißlingt, den Reſt Deines Daſeins vergiften wird. Doch mahne ich nicht ab. In ſo hohen und heiligen Angelegenheiten muß das Herz dem Antriebe des Innern folgen. Verſprich mir nur, nicht tollkühn zu ſein, nichts zu wagen, wo Dir nicht wenigſtens ein Schimmer des Erfolgs leuchtet. Dann bin ich zufrieden. Daß Dir meine Unterſtützung nicht fehlen wird, weißt Du. Mein Herz hat ſich gewöhnt, Dich als meinen Sohn zu betrachten, und es wird ſeine Geſinnung nie ändern!"

Er reichte George die Hand, die dieſer erregt an ſein Herz drückte.

„Noch bleibt Dir Zeit genug, zu beobachten und zu prüfen", fuhr der Engländer dann fort. „Von Sinope aus können wir Erkundigungen einziehen. Vor dem Frühjahr wird der Kampf von keiner Seite aufgenommen werden. Bis dahin muß die Situation ſich geklärt haben. Dürfen die Türken auf den Beiſtand Englands und Frankreichs, und, was für Deine Zwecke vielleicht noch wichtiger iſt, auf den Beiſtand Schamyl's rechnen, ſo ſcheint mir das Gelingen Deines Plans möglich, wenn auch nicht geſichert. Jetzt, meine theuren Freunde, laßt uns ruhen, damit wir uns morgen mit friſchen Kräften erheben. Noch ſind die Tage der Gefahr nicht vorüber; unſere Gedanken müſſen ſich mit dem Nächſtliegenden beſchäftigen. Sicher und vollkommen ruhig werden wir erſt in Sinope ſein!"

Die Männer trennten ſich in ernſter Stimmung. George ging mit Mr. Hywell, Edmund mit ſeinem Verwandten. Sie mochten wohl in ihren Zimmern noch lange wachen und überlegen. Aber am nächſten Morgen waren ſie bereits wieder verſammelt bei dem Gebet, ſich grüßend mit freudigen Mienen. Nur Mary war ſehr bleich, und es ruhte ein eigenthümlicher Ausdruck auf ihrem Geſicht, der nicht nur ihren Vater, ſondern auch George und Edmund zwang, ſie oft und beſorgt anzublicken. Sie zitterte zuweilen, wie von einem Schauer

ergriffen, und wechſelte die Farbe. Sollten die Ereigniſſe der letzten Monate ihrer Geſundheit verderblich geweſen ſein? Ließ die Anſpannung, in der ſich ihr Geiſt bis dahin befunden, nach und begann die Schwäche der zarten Natur ihr Recht geltend zu machen?

Die Unterhandlungen mit Tanlik-Aga führten in kurzer Zeit zu einem günſtigen Reſultat. Der Häuptling entſchloß ſich, die Reiſenden mit einer Schaar von ungefähr zweihundert Kurden bis Erzerum und, wenn es nöthig ſcheine, noch weiter zu geleiten. Die Entſchädigung, die er dafür beanſpruchte, war nicht unbedeutend, aber ſie wurde ihm mit Freuden zugeſichert. Doch ſollte er ſie erſt in Erzerum erhalten. Edmund und Mr. Hywell kannten jetzt die Kurden gut genug, um ihre Beuteluſt nicht durch den Anblick zahlreicher Goldſtücke zu reizen. Schon am nächſten Morgen ſollte der Zug nach Erzerum aufbrechen.

Den Tag über blieb Mary in ihrem Zimmer, nur zuweilen von ihrem Vater beſucht, der mit trüber Miene ſeinen Freunden mittheilte, daß ihm der Zuſtand Mary's ernſte Bedenken einflöße. Leider konnte Niemand einen Rath geben. Der einzige Ausweg blieb immer, ſobald als möglich eine Stadt zu erreichen, in welcher Ruhe und im Nothfall ärztliche Hülfe für Mary zu finden war.

Von Kaſchir-Aga ſah man nichts. Doch meldeten

die ausgeſchickten Spione am Abend, daß er ſich in einem hochgelegenen Dorfe jenſeits der Schlucht verborgen halte und daß ſich ſeine Schaar um ungefähr zwanzig Reiter verſtärkt habe.

So verließen denn die Reiſenden am folgenden Morgen die Burg, inmitten eines ſtattlichen Zugs von zweihundert gut bewaffneten Kurden, die von Tanlik-Aga und ſeinem Sohne geführt wurden. Der Abſchied, den Wiedenburg von der Schwäbin nahm, war ernſt. Die Frau ſchien zu fühlen, daß dieſe erſte Erinnerung an ihr Vaterland wohl auch die letzte ſein werde. Wiedenburg hatte ihr ſeinen Namen und ſeinen Wohnort auf ein Blatt Pergament geſchrieben.

„Ich ſende Euch vielleicht einmal meinen Sohn", ſagte ſie. „Weshalb ſoll er nicht die Welt ſehen? Es kann ihm und denen Nutzen bringen, die er einſt beherrſchen wird. Ihr werdet ihn gütig aufnehmen?"

Edmund drückte ihr mit dem wärmſten Verſprechen die Hand und ſchwang ſich auf ſein Roß. Der Zug bewegte ſich den Abhang hinunter durch das Dorf. Als Wiedenburg noch einmal zurückblickte, ſah er die Schwäbin einſam an einem Fenſter. Sie ſtreckte zum letzten Gruße den Arm aus und trat dann zurück.

Der Zug bewegte ſich in der Art, daß einzelne Kurden gleichſam als Wachen auf beiden Seiten ritten und

die Reisenden nebst dem Kurdenhäuptling und seinem Sohne sich in der Mitte befanden. Mary schien sich an diesem Morgen wohler zu befinden. Sie lächelte heiter und plauderte mit ihren Freunden, die ihr zur Seite ritten. Mr. Hywell schien beruhigt. Von Kaschir-Aga sah man nichts. Edmund Wiedenburg aber hatte die innere Ueberzeugung, daß er nicht ausbleiben, daß er Mary nicht ohne einen letzten Kampf aufgeben würde, und er beschloß, nicht von Mary's Seite zu weichen.

Der Zug bewegte sich den Vormittag durch ein meilenweites Thal und gelangte um die Mittagszeit auf die gegenüberliegende Hochebene. Nach kurzer Rast setzte man in schnellerer Bewegung den Marsch auf der Hochebene fort. Von Kaschir-Aga war noch immer nichts zu sehen. Am Spätnachmittage erreichte man einen tiefliegenden Bergrücken mit einem Walde uralter Eichen, die ihr Laub auch während des Winters behalten. Hier ließ Wiedenburg den Häuptling darauf aufmerksam machen, daß ein Ueberfall sehr leicht möglich sei und daß man gut thun werde, in möglichst geschlossenen Reihen zu reiten. Taulik-Aga gab ihm Recht, und die Schaar zog sich zusammen. Zuweilen führte der Weg durch Felsenschluchten, bis zu deren Rand die Eichen vortraten; die Wurzeln ragten oft über die Felsen fort bis in den Hohlweg hinein. Die Gegend war wie geschaffen zu einem

Hinterhalt. Wiedenburg ritt ruhig neben Mary, aber ſein Auge war überall. Auch Mr. Hywell ſchien beſorgt und vorſichtig; nur George plauderte arglos mit Mary von dem Landhauſe Mr. Hywell's in Brighton und von den ſchönen Tagen, die ſie dort verlebt.

Da fiel ein Schuß. Das Pferd, das den Palankin Mary's trug, ſchwankte und ſtürzte. Ein Ruf der Ueberraſchung flog durch die Schaar. Noch einige Schüſſe fielen von dem Rande der Schlucht.

„Achten Sie auf Miß Mary!" rief Edmund Mr. Hywell zu. „Sie iſt nicht verletzt!"

Und mit bleichem, ruhigem Antlitz nahm er die Büchſe von der Schulter. Sein Blick glitt langſam über den Rand der Schlucht. Er war der einzige Unbewegliche inmitten der Schaar, die ſich wild in dem Hohlweg drängte. Einzelne Kurden ſchoſſen aufs Gerathewohl zwiſchen die Eichen. Edmund Wiedenburg begriff, daß dieſer Ort ganz dazu geeignet ſei, um eine zehnfache Uebermacht in Schrecken und Verwirrung zu ſetzen. Er würde niemals einen ſolchen Weg gewählt haben, wenn er der Führer geweſen wäre und die Gegend gekannt hätte. George war ſehr bleich, nicht aus Furcht, denn auch ſein Auge ſuchte den bis jetzt unſichtbaren Feind, ſondern weil die Erwartung des bevorſtehenden Kampfes und namentlich des erſten ſtets das Blut aus den Wangen treibt.

Die Schüſſe wiederholten ſich. Sie waren vorzugsweiſe auf die Mitte des Zugs gerichtet, dorthin, wo ſich die Häuptlinge der Kurden und die Reiſenden befanden. Ein Glück, daß die Kurden ſo ſchlecht ſchoſſen oder ſo ſchlechte Flinten hatten; bis jetzt war keiner von den Führern und den Reiſenden getroffen worden. Mr. Hywell war beſchäftigt, Mary aufzurichten.

„Ich bitte Euch, erhebt jetzt Eure Büchſen und ſchießt blind hinein in den Wald!“ rief jetzt plötzlich Edmund. „Ich habe mein Ziel gefunden. Schnell, damit man nicht ſieht, daß ich allein ziele!“

George und der ältere Wiedenburg, denen dieſe Worte galten, erhoben mechaniſch ihre Büchſen. Einige Kurden folgten dem Beiſpiel. Man zielte, ſchoß und ſchrie. Größer wurde der Lärm, die Verwirrung. Inzwiſchen zielte Edmund Wiedenburg ruhig und ſehr lange. Dann ſetzte er die Büchſe ab. Plötzlich aber erhob er ſie und ſchoß.

„Genug!“ rief er laut. „Nur vorwärts! Der Kampf iſt aus!“

Und es war, als ſollten dieſe räthſelhaften Worte ſich bewahrheiten. Es fiel kein Schuß mehr vom Rande der Schlucht. Wohl aber hörte man dort viele Stimmen ſchreien und rufen. Edmund Wiedenburg drängte vorwärts. Die engliſchen Diener, die von den Pferden

geſprungen waren, trugen Mary in ihrem Palankin. So gelangte der Knäuel an das Ende der Schlucht, und die Schaar breitete ſich auf einer freien Fläche aus. Die Kurden ſchrieen und ſchwangen ihre Büchſen und Lanzen. Viele von ihnen und unter dieſen der Sohn Tanlik-Aga's ſprengten voll Kampfbegier in den Wald, den Feind zu ſuchen. Edmund Wiedenburg hielt ſehr ernſt und noch immer bleich auf ſeinem Pferde.

„Nun, wie gefällt Ihnen dieſes Vorſpiel zu Ihrem künftigen Berufe?“ fragte er dann George.

„Nicht übel“, antwortete dieſer, „aber es iſt doch eine alberne Geſchichte, in einem Hohlweg eingeklemmt zu ſein und die Feinde nicht einmal zu ſehen. Ich fühle, daß das einen verwirrt machen kann!“

„Sie müſſen nur ruhig Blut behalten!“ ſagte Edmund und zwang ſich zu einem Lächeln. „Wenn man nur kaltblütig, langſam und ſicher den Rand muſtert, ſo ſieht man ſchon ſeinen Feind; denn irgendwo muß er doch ſitzen. Sie waren noch zu unruhig und blickten überall hin.“

George war dabei, ſeine Büchſe zu laden. Mr. Hywell kam von Mary.

„Sie iſt nicht verwundet“, ſagte er. „Aber ich fürchte, ich fürchte, die Aufregung — ſie iſt leichenblaß, und dann, ſollte dieſer Kampf vorüber ſein? Wes-

halb bleiben wir hier? Warum eilen wir nicht vorwärts?"

„Ich glaube, man wird uns nicht mehr verfolgen!" ſagte Wiedenburg. „Und hier auf der Ebene ſind wir ſtark genug, es mit den Hakkari aufzunehmen."

In dieſem Augenblick kam der Sohn Tanlik-Aga's mit den Kurden, die ihn in den Wald begleitet, unter wildem Jubelgeſchrei zurückgeſprengt. Man hörte deutlich, wie ſie den Namen Kaſchir-Aga riefen; der Armenier, deſſen Geſicht noch immer die Spuren des letzten Schreckens trug, ſchien plötzlich neu aufzuleben.

„Kaſchir-Aga iſt todt oder wenigſtens ſchwer verwundet!" rief er. „Die andern Kurden ziehen ſich zurück, ihn auf einem Pferde mit ſich führend. Nun ſind wir gerettet! Gelobt ſei Gott!"

„Wie? Wer hat das gethan?" rief Mr. Hywell und warf einen fragenden Blick auf Edmund. „Sie, Wiedenburg, waren der Einzige, ſoviel ich bemerkte, der nach einem beſtimmten Ziele ſchoß."

„Still, ſtill!" ſagte Wiedenburg leiſe und ein Fröſteln ſchien ihn zu durchfliegen. „Ja, ich bin gezwungen geweſen, einen Menſchen zu tödten, und gebe Gott, daß es der erſte und letzte geweſen ſei. Ich erkannte dieſen Mann hinter einem Eichenſtamm. Er ſchien bald auf mich, bald auf Sie, bald auf Miß Mary zielen zu wol-

len. Gewiß hatte er den erſten Schuß gethan, der Miß Mary's Pferd niederſtreckte. Da begriff ich, daß es ſich hier um Leben gegen Leben handle. Der nächſte Augenblick konnte einem von uns den Tod bringen; ich handelte in gerechter Nothwehr. Ich bat meine Freunde, zu ſchießen, damit ſeine Aufmerkſamkeit von mir abgelenkt werde. Aber er ſah dennoch, wie ich zielte, und veränderte ſeine Stellung. Mein Auge fand ihn jedoch ſogleich wieder und ich zögerte nicht länger. Gott verzeihe mir! Von dieſem Feinde ſind wir befreit, und die Hakkari, die jetzt nicht mehr durch ſeine Leidenſchaft aufgeſtachelt werden, haben wir nicht zu fürchten. Aber ſprechen Sie nicht laut davon, Mr. Hywell. Es iſt fürwahr ein eigenes Gefühl, zu wiſſen — doch genug davon! Er wollte es, der wilde, zügelloſe, verblendete Menſch!"

„Dank, Wiedenburg!" ſagte Mr. Hywell leiſe. „Sie haben Mary zum zweiten Male gerettet. Ich fürchtete Alles für ſie. Nun aber weiter, weiter! Mein Kind kann dieſe Scenen voll Blut nicht länger ertragen. Wir konnten ſie den Menſchen entreißen, aber wir können ſie Gott nicht vorenthalten, wenn er ſie mir nehmen will!"

Es währte eine Zeit lang, ehe der Zug ſich wieder ordnete. Tanlik-Aga hatte inzwiſchen erfahren, daß Wiedenburg den Hakkari-Häuptling getödtet oder wenigſtens kampfunfähig gemacht, und ließ ihm durch den Ar-

menier ſeinen Dank ausſprechen. Dann ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Die Diener trugen Mary's Palankin.

Mr. Hywell wich nicht von der Seite ſeiner Tochter. Sein Geſicht wurde ernſter und ernſter. Oft ſchlug er die Vorhänge des Palankins zurück und ſchaute lange in das Innere deſſelben. Endlich rief er Edmund und George.

„Rathen Sie mir, um Gotteswillen, was ſoll ich thun?“ ſagte er leiſe. „Sehen Sie dieſes Antlitz!“

Und er ſchlug mit zitternder Hand den Vorhang zurück. Edmund Wiedenburg und George erblickten Mary, die im Fieberkrampf ſich an die Pfoſten des Palankins klammerte. Der Vater ließ den Vorhang fallen.

„Hier iſt Hülfe nöthig, ſchnelle Hülfe!“ ſagte Mr. Hywell tonlos. „Das Schlimmſte iſt eingetreten. Das iſt keine Schwäche, keine Aufregung mehr, das iſt Krankheit, ſchwere Krankheit, Fieber, vielleicht ein tödtliches, vielleicht Nervenfieber!“

Wiedenburg ließ den Zug halten. Der Armenier mußte zwiſchen ihm und Tanlik-Aga verhandeln. Bajazid, die einzige Stadt, in welcher Hülfe möglich war, lag noch Tagereiſen entfernt. Und wer konnte wiſſen, ob dort nicht ſchon wieder der Kampf entbrannt war,

ob man nicht mitten in das Getümmel der Schlacht gerieth!

„Die Franken müſſen nach Urmiah“, ließ Tanlik-Aga antworten. „Dort ſind fränkiſche Chriſten aus fernen Landen, geſchickte Heckhims. Urmiah iſt nicht weiter entfernt als Bajazid. Wenn die fränkiſche Jungfrau irgendwo Hülfe finden kann, ſo findet ſie ſie dort. Zögert nicht, wir wollen Euch geleiten!“

Es folgte eine kurze Verhandlung mit Mr. Hywell und dem ältern Wiedenburg. Der letztere ſtimmte Tanlik-Aga bei. Er meinte, im ganzen Orient ſei kein Arzt zu finden, dem man in ſolchem Falle vertrauen könne. Dagegen habe er gehört, daß ſich unter den nordamerikaniſchen Miſſionären in Urmiah ſehr geſchickte Aerzte befänden. In Mr. Hywell leuchtete noch einmal die alte Ungeduld auf, denn der Weg nach Urmiah war eine Rückkehr; er entfernte die Reiſenden von ihrem Ziele. Aber ein ernſter Blick aus Edmund's aufrichtigem Auge ſchien den Engländer daran zu erinnern, daß ſeine Ungeduld und ſein Eigenſinn ſchon einmal der Tochter Gefahr gebracht, und er willigte ein. Es wurde beſchloſſen, ſogleich nach Urmiah aufzubrechen und dort die Heilung Mary's zu erwarten. Von den Zeit- und Kriegsumſtänden hing es dann ab, ob man den Weg durch das ruſſiſche oder türkiſche Gebiet einſchlagen und

über Sinope oder Odeſſa nach Europa zurückkehren werde. George ſollte ſich dort entſcheiden, in welcher Weiſe er glaube, in Zukunft am beſten ſeinen Plan ausführen zu können.

So verließ denn der Zug die nördliche Richtung und wandte ſich nach Oſten. Noch einmal, faſt am erſehnten Ende ſo vieler Mühſeligkeiten, ſchien das Schickſal der Reiſenden und vor allen Mary's in trauriges Dunkel gehüllt.

Ende des erſten Bandes.

Der Held von Garika.

Roman aus den Ländern des Kaukasus

von

Adolf Mützelburg.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Digitized by Google

I.

Das Rendezvous.

Es war Mai geworden und die herrliche Landſchaft am Karaſſu prangte im üppigſten Grün des Sommers; die Sonne ſchwellte bereits die grünen Trauben der Reben; ein Meer von heißem Duft ruhte auf den leuchtenden Blumen und Blüten, und wer dieſe duft- und gluterfüllte Luft athmete, fühlte, auch ohne den Blick auf die fernen weißen Spitzen des Kaukaſus zu richten, daß er ſich ſüdlich von dieſer gigantiſchen Mauer befand, welche die Natur zwiſchen Europa und Aſien aufgerichtet; er fühlte, daß eine Region ihn umgab, in welcher die Sonne das Blut heißer und die Muskeln träger macht.

Es war Nachmittag, und Sophia Brazow ſaß in jener von der Natur gebildeten Laube, in welcher Paul Ombrazowitſch damals vor ihren und Daniel's Augen jenes Schauſpiel mit der Schlange aufgeführt. Sie war allein; ihr Hut lag auf ihrem Schooße, und unter dem

Hut hatten sich ihre Hände über einander gelegt. Ihre Stellung und der Ausdruck ihres Gesichts verkündeten, daß sie in Betrachtungen versunken war.

Wer kennt die Seele eines solchen Weibes und mag schildern, was in ihr vorgeht? Wir vermögen vielleicht zu errathen, von welchen Gefühlen und Gedanken ein reines, unschuldiges Mädchenherz bewegt wird, denn es ist uns ja vergönnt, auch Gott zu ahnen, der sich in einem solchen frommen Herzen widerspiegelt; wir vermögen vielleicht, wenn auch schwerer, zu enträthseln, wovon das Innere einer tief Gesunkenen erfüllt ist, denn aus der Ahnung des Guten errathen wir vielleicht auch den Gegensatz, das Laster. Aber wer vermag einzudringen in das Herz eines jener Wesen, die, wie Sophia Brazow, zu den Räthseln der Natur gehören, jener Wesen, die bewegt und hingerissen werden von dem Wind des Augenblicks, die ihre Entschlüsse in Minuten wechseln, deren Herrin die Laune ist und die selbst nicht wissen, was sie wollen, weil ihnen jene geheime göttliche Richtschnur fehlt, die kein Verstand ersetzen kann, die Tiefe des Gemüths? Sophia war das echte Musterbild jener weiblichen Wesen, wie man sie oft in Rußland und auch in Frankreich findet, wo eine oberflächliche Erziehung, ein frivoler Umgangston und leichte Literatur allmälig den angeborenen Seelenadel verwischen, das

natürliche Sittlichkeitsgefühl schwächen und an die Stelle wahrer, aufrichtiger und starker Empfindung jene Gefallsucht setzen, die sich begnügt, mit äußerer Liebenswürdigkeit und glänzendem Witz die Männer zu täuschen und anzulocken, die nichts als erobern und das Eroberte eine Zeit lang genießen will und dann nach neuen Siegen hinausflattert. Auch in diesen Frauen ruht der göttliche Urgrund der weiblichen Natur. Aber er ist überwuchert von jenen glänzenden Schlingpflanzen der gesellschaftlichen Koketterie; die Schmarotzergewächse ersticken den ursprünglichen Stamm. Es würde eines ganzen und echten Mannes und seiner festen Liebe bedürfen, um den trügerischen, gleißnerischen Schmuck der angelernten Erziehung herabzureißen und ein solches Weib zurückzuführen auf ihre wahre, ursprüngliche Reinheit. Aber wohl selten fesselt die Kokette einen Mann, der eine solche Herculesarbeit beginnen und die Geliebte sich selbst zurückgeben möchte. Den Mann von echtem Gemüth und starker Empfindung führt sein sicherer Blick gewöhnlich glücklich vorüber an jenen glänzenden Halbheiten, und naht er sich ihnen, so wendet er sich bald ab und sucht ein reines Herz, denn wer kann wissen, ob das Gemüth der Kokette nicht bis in die Wurzel hinein vergiftet, ob eine Heilung noch möglich ist?

In Sophia's Umgebung befand sich kein solcher

Hercules. Suchte ſie ihn? Zuweilen ja, aber nur ahnend, denn ſie wußte ja ſelbſt nicht, was ſie von den Beſſern ihres Geſchlechts unterſchied, von denen ſie nur wenige kennen gelernt. Zuweilen dämmerte ihr eine Ahnung auf, daß weder Paul noch Daniel die wahren Männer ſeien, deren ihr Herz bedürfe. Aber ſie war zu wenig daran gewöhnt, in die Tiefen des Gefühls und Gedankens hinabzuſteigen, um den wahren Grund zu finden, weshalb weder Paul noch Daniel ihr genügten. Sie ſchalt ſich dann ſelbſt eine Närrin, die in Petersburg verwöhnt worden ſei. Und darin hatte ſie nach ihrer Art Recht. Sie war dort von Offizieren und Herren des Hofs umſchwärmt und gefeiert worden wegen ihres Witzes, ihrer leichten Plaudereien, ihrer vertraulichen Art, ſich zu bewegen; umſchwärmt und gefeiert, weiter nichts, denn von einer Heirath, einer ernſten Verbindung hatte Niemand geſprochen; die Brazows waren nicht reich, ſonſt würde ja auch ſchon der Bruder nicht Nina Garika geheirathet haben, die freilich blendend ſchön, aber nichts weniger als geiſtreich und höchſtens leidlich gutmüthig war. So wog und wog ſie hin und her. Daniel liebte ſie, daran konnte ſie nicht zweifeln. Aber ihn heirathen, den langweiligen Schwächling? Auch Paul Ombrazowitſch liebte ſie, ſie mußte es wenigſtens glauben. Aber für ihn, den armen Major, war ſelbſt eine Gräfin Brazow

mit ihrem nicht bedeutenden Vermögen noch eine glänzende Partie. War der Major aufrichtig? Sie konnte ihm nicht unbedingt trauen. Aber er war interessant, energisch, er verstand es, sie zu meistern, und das gefiel ihr. Er ließ zuweilen durchblicken, daß er des Schmachtens müde sei; er hatte davon gesprochen, sich versetzen zu lassen, und der Krieg bot Gelegenheit genug dazu. Sophia fühlte, daß es ihr auf der Stelle weh that, wo das Herz sitzt, wenn sie daran dachte, Paul Ombrazowitsch könne fortgehen, und sie war geneigt zu glauben, daß auch sie ihn liebe. Aber klar und bestimmt konnte sie es sich selber nicht sagen. Gab es doch Momente, in denen auch Daniel Garika ihr etwas entlockte, was der Sympathie ähnlich war.

Sie wußte, daß die Stunde herannahte, in der sie sich entscheiden mußte, und das machte sie so nachdenklich. Langweiliges Dari, wo man solchen Grübeleien nicht dadurch entfliehen konnte, daß man auf einen Ball oder in eine Oper ging! Sie wußte, daß ihr Bruder vor kurzem einen Brief von Daniel Garika erhalten, und ahnte den Inhalt desselben. Auch geboten die Umstände entscheidendes Handeln. Ganz Georgien war in der größten Aufregung. Von Südwesten her näherten sich die türkischen Truppen. Von Norden her stieg Schamyl mit seinen Reitern die Berge herab; jeder Tag

konnte den Krieg bis in die nächste Nähe von Dari und Garika tragen. Michael Brazow, Commandeur einer Abtheilung Milizen, übte seine Truppen; Daniel, der selbstständig eine Abtheilung Milizen zu führen hatte, da sein Commandeur erkrankt war, beschäftigte sich ebenfalls mit der Einübung seiner Schaar. Noch war von einer Gährung unter den einheimischen Truppen, von einem russenfeindlichen Geist nichts bemerkt worden, aber ein einziger bedeutender Sieg Schamyl's im Norden oder der Türken im Süden konnte Imerethien, Mingrelien und einen Theil Georgiens zur offenen Empörung treiben. Die Zahl der rein russischen Truppen, und zu diesen gehörte die Dragonerschwadron des Majors, war nicht bedeutend. Genug, der sonst so ruhige Boden schien vulkanisch geworden zu sein; Gefahren, die man längst für beseitigt gehalten, waren wieder nahe gerückt. Jedermann wußte, daß die Franzosen und Engländer offene Verbündete der Türken geworden, und selbst unter den Eingeborenen war die Macht jener westlichen Staaten bekannt, und manche Hoffnung auf eine so gewaltige Hülfe mochte rege werden. Michael Brazow hatte seine Frau und Kinder und auch Sophia nach Tiflis schicken wollen, aber Nina war nicht zu bewegen gewesen, sich von ihrem Gatten zu trennen, und deshalb war auch Sophia geblieben. Im Uebrigen konnte man sich nicht

erinnern, daß die Tſcherkeſſen und Tſchetſchenzen es gewagt hätten, bis zum Karaſſu vorzudringen und ihn zu überſchreiten. Deshalb ließ ſich hoffen, daß die Gegend von Garika auch diesmal von dem Lärm und den Greueln des Kriegs verſchont bleiben würde.

Ein leichtes Räuspern ließ Sophia aufblicken. In der Nähe des Eingangs zu der Rotunde, welche die Bäume mit ihren Schlingpflanzen bildeten, ſtand ein Mann in der Tracht der Landbewohner, den Sophia ſogleich als einen Eingeborenen aus Kureli erkannte, deſſen ſich der Major zuweilen zu Sendungen bediente. Die Gräfin winkte ihn näher, und der Bote überreichte ihr ein kleines zierliches Billet. Sophia kannte die Landesſprache genügend, um ihn zu fragen, ob er ſie bereits im Schloſſe geſucht habe. Der Bote antwortete, er ſei dort geweſen um dem Grafen ein größeres Schreiben des Majors zu überbringen, und habe erfahren, daß die Comteſſe ſich im Park befinde.

Sophia öffnete das Billet. Es war nicht das erſte geheime, das ſie von dem Major empfing. Sie konnte dieſe kleinen Intriguen nicht entbehren, doch hütete ſie ſich, darin weiter zu gehen, als ſie für gut hielt, und ſie geſtattete dem Major keine größern Rechte, wenn ſie auch zuweilen ein heimliches Billet von ihm annahm, in welchem er einen zärtlichen, aber discreten Seufzer

ausſprach und vielleicht andeutete, daß er an dieſem oder jenem Tage nach Dari kommen werde und ſie zu finden hoffe. Das Billet, das ſie heute empfing, enthielt mehr.

„Theure Comteſſe“, ſchrieb der Major, „mit dieſen Zeilen zugleich erhält Ihr Bruder die Nachricht, daß wir den Feind zu erwarten haben. Ich weiß nicht, wie lange ich noch in Kureli bleibe, vielleicht kaum noch vierundzwanzig Stunden. Ich komme heute nach Dari hinüber; ich muß es, denn es iſt durchaus nothwendig, daß ich Sie ſpreche, und zwar allein. Zürnen Sie mir nicht, aber es muß ſein, und ich überlaſſe es Ihnen ſelbſt, mir die Gelegenheit anzudeuten, ſobald wir uns geſehen haben werden. Die gefährliche Lage, in der wir alle uns befinden, wird mich bei Ihrem Bruder entſchuldigen, wenn ich erſt ſpät am Abend nach Dari komme; um ſo leichter wird es ſein, hoffe ich, zehn Minuten mit Ihnen allein zu ſprechen. Ueberlegen Sie, wie ſich das thun läßt, und bedenken Sie, daß ich einen ſo großen Wunſch nicht ausſprechen würde, wenn ich dieſe Unterredung nicht für durchaus nothwendig hielte, mehr in Ihrem als in meinem Intereſſe. Ich halte die Terraſſe für den geeignetſten Ort und werde zu jeder Zeit, die Sie beſtimmen, dort ſein. Geben Sie mir Ihre Mittheilung ſchriftlich, falls es etwa nicht möglich wäre, daß wir uns allein ſprechen könnten. In Tod und Leben der Ihrige! Paul O.“

Es war ein Ausdruck des Erſtaunens, gemiſcht mit Unwillen, der ſich in den Zügen Sophia's zeigte, als ſie das Billet las. Dieſe Forderung trat zu keck, zu entſchieden an ſie heran, als daß ſich ihr weiblicher Stolz oder richtiger vielleicht ihr weiblicher Widerſpruchsgeiſt nicht hätte regen ſollen. Der Major verlangte eine geheime, wahrſcheinlich nächtliche Unterredung. Das war anmaßend, aber es war auch kühn, und ſchon nach wenigen Minuten Ueberlegung verzieh ihm Sophia um ſeiner Kühnheit willen. Was ſie am Manne vor allem liebte, war Energie, und der Major zeigte ſie, ähnlich wie Daniel Garika ſie damals gezeigt hatte, als er Rechenſchaft und eine beſtimmte Antwort von ihr forderte, damals, als eine Ahnung in ihr aufgedämmert war, daß in dieſem Nachkömmling von Königen nicht alle Thatkraft erſtorben ſei. Der Major forderte; gut, es lag in Sophia's Hand, zu gewähren oder zurückzuweiſen. Sie wollte den Beſuch Paul's erwarten und dann einen Beſchluß faſſen. Daß ihr der Major wirklich Mittheilungen von Bedeutung zu machen habe, daran konnte ſie kaum zweifeln. Sie wußte, daß er die Intrigue liebte, und daß er nicht gezögert haben würde, irgend einen Vorwand zu erfinden, um einen beſtimmten Zweck zu erreichen. Aber ſo wie die Verhältniſſe jetzt lagen, mußte ſie annehmen, daß er die Wahrheit ſpreche.

Schon überlegte sie, fast ohne sich dessen bewußt zu werden, welcher Ort am geeignetsten für eine geheime Unterredung sei, als ein Diener ihres Bruders erschien und sie bat, zu dem Grafen zu kommen, der sie in seinem Zimmer erwarte. Sie glaubte, daß diese Aufforderung mit den Nachrichten in Zusammenhang stehe, die Michael Brazow wahrscheinlich von dem Major erhalten, und kehrte durch den Park nach dem Schlosse zurück. In dem Augenblicke jedoch, in welchem sie das Schloß betrat, hörte sie den Hufschlag eines Pferdes, das den Hof verließ. Sie trat an ein Fenster und fragte einen Diener, wer so eben fortgeritten. Die Antwort lautete: „Prinz Daniel."

„So war Daniel hier, ohne den Versuch gemacht zu haben, mich zu sprechen?" fragte sie sich mit Befremden. Er ließ doch sonst, wenn er auch in der letzten Zeit scheuer und zurückhaltender geworden, keine Gelegenheit vorübergehen, in ihrer Nähe zu sein. Sollte die Aufforderung ihres Bruders mit dem Besuche Daniel's zusammenhängen? Langsamer, aber mit gesteigerter Erwartung ging sie nach dem Zimmer ihres Bruders.

Michael Brazow, der vor seinem Schreibtisch sitzend seine Schwester empfing, war einer jener Männer, die man in der Gesellschaft als vortreffliche Menschen

bezeichnet, weil Sie Niemand hindern, durch nichts auffallen, durch nichts Eiferſucht erregen. Von ſchöner Geſtalt, regelmäßigem Antlitz, im beſten Mannesalter, erſchien er ſchon auf den erſten Blick als einer jener Soldaten oder Gutsbeſitzer, die nicht überreich mit Geiſtesgaben geſegnet ſind, aber durch ihre Gefälligkeit, ihren cordialen Umgangston, ihre oberflächliche Gutmüthigkeit ſich vortrefflich zu Geſellſchaftern eignen und nirgendwo ein Spiel verderben. Er war, ehe er Nina geheirathet, Offizier geweſen und commandirte, wie erwähnt, auch jetzt noch die Miliz der Landſchaft, in welcher Dari lag. Ein gutes Glas Wein, eine echte Cigarre, ein harmloſes Geplauder über das frühere Leben als Soldat und die ſich immer gleichen Thorheiten der Jugend waren das Höchſte, was er zu erſehnen vermochte. Im Uebrigen war er ein guter Oekonom, und Dari hob ſich unter ſeiner Verwaltung von Jahr zu Jahr. Er nahm ſeine Frau, wie ſie war; es lag nicht in ſeiner Natur, große geiſtige Anſprüche zu machen, und da ſie ſchön und jung war, ſo hätte er nicht gewußt, was etwa an ihr auszuſetzen wäre. Gegen Sophia war er vorſichtig; er fürchtete ihren überlegenen Geiſt und ihren Spott und behandelte ſie mit großer Zuvorkommenheit, vermied jedoch gern ihre Geſellſchaft, in der er ſich gedrückt fühlte. Er wußte, daß ſie ihren eigenen Willen hatte,

und miſchte ſich deshalb höchſt ſelten in ihre Angelegenheiten. Genug, Michael Brazow war von erträglichem Mittelgut. In jenen Gegenden jedoch, in welchen Unwiſſenheit, gewaltthätiger Sinn, Hinterliſt und rohe Genußſucht noch ſo häufig unter der Ariſtokratie zu finden ſind, hätte man ihm ohne Bedenken die Bezeichnung eines der beſſern Glieder ſeines Standes geben müſſen.

Der Graf hatte einige Briefe vor ſich liegen, in denen er las, erhob ſich aber ſogleich, als Sophia eintrat, und höflich, wie er ſtets gegen ſeine Schweſter war, reichte er ihr einen Seſſel und bat ſie, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Seine Miene, für gewöhnlich ſorglos und ohne einen beſtimmten Ausdruck, zeigte eine gewiſſe Unruhe, ja ſelbſt Verlegenheit. Er fragte, wie das Wetter ſei, wie Sophia ſich befinde, genug, er ſchien nicht zu wiſſen, was er beginnen ſollte. Sophia glaubte ihm zu Hülfe kommen zu müſſen und fragte ruhig:

„Du haſt mich rufen laſſen, Michael; ich vermuthe, Du haſt mir etwas Beſonderes zu ſagen!“

„Jawohl, Sophia. Zuerſt, daß ich einen Brief von dem Major erhalten, in welchem er meldet, daß Schamyl, dieſer unruhige Geiſt, ſich gegen die Militärſtraße gewendet hat und, wie es ſcheint, gegen Tiflis

vorgehen will. Wir werden alſo in den nächſten Tagen Ordre zu erwarten haben, uns marſchfertig zu halten. Munition iſt, wie Du weißt, ſchon vor einigen Tagen in reichlichem Maße eingetroffen. Ich denke ernſtlich daran, Dich, Nina und die Kinder nach Tiflis zu ſenden."

„Ich denke, Michael, wir ſind hier ſicherer als dort", antwortete die Comteſſe. „Ich glaube nicht, daß Schamyl's Reiter ſich bis zu uns vorwagen werden. Ich halte es für beſſer, wir bleiben hier, ſo lange wenigſtens, als Du nicht Ordre erhältſt, in eine andere Gegend zu marſchiren."

„Dann dürfte es zu ſpät ſein", ſagte Michael. „Indeſſen, ich füge mich Eurem Wunſche. Ich halte es ſelbſt für wahrſcheinlich, daß die Tſchetſchenzen erſt nach dem Falle von Tiflis bis hierher vordringen werden, und bis dahin hat es noch gute Wege. Es iſt eine ſchlimme Zeit. Ein Bekannter ſchreibt mir aus Tiflis, daß man dort nicht ohne Beſorgniß um den Ausgang des Kampfes ſei, den der Czar in dem Glauben unternommen, die Türkei würde iſolirt bleiben und ihm keinen Widerſtand leiſten können. Odeſſa iſt bombardirt worden, die engliſche Flotte ſegelt auf Kronſtadt. Wir wiſſen kaum noch, wohin wir unſere Truppen ſchicken ſollen."

„Das hat mir der Major vor einigen Tagen

ausführlich auseinandergeſetzt", ſagte Sophia gleichmüthig.

„Jawohl, ja, er weiß das Alles beſſer als ich", erwiderte Michael Brazow. „Ich wollte nur andeuten, daß wir uns auch hier in einer ſchlimmen Lage befinden. Die Türken im Süden, Schamyl im Norden, die engliſche und franzöſiſche Flotte an der Küſte von Kolchis — es fehlt uns nur noch ein Aufſtand im Lande ſelbſt, und der Brei iſt fertig."

„Bah, wer denkt daran!" ſagte Sophia ſorglos. „Hier iſt Alles ruhig!"

„Du ſagſt das ſo!" rief der Bruder. „Im Allgemeinen iſt das Volk ruhig. Aber die Türken ſchicken verkleidete Emiſſäre in das Land; man ſoll hier und da ſolche Burſchen aufgegriffen haben. Fürs erſte beſorge ich nichts, aber wenn Schamyl Tiflis nimmt, und wenn etwa gar unſere Truppen im Süden eine Schlappe erleiden —"

„Ich muß geſtehen, Deine Beſorgniß ſetzt mich in Erſtaunen!" unterbrach ihn Sophia. „Ich ſehe wohl, die Männer verlieren leichter den Kopf, als ich dachte."

„Mein Gott, Sophia, weil wir die Gefahr beſſer kennen als Ihr!" antwortete Michael lebhaft. „Und weil wir beſſer als Ihr wiſſen, was auf dem Spiele ſteht!"

„Nun, es mag ſein!“ erwiderte Sophia mit einem leichten Lächeln, das nicht ohne Beimiſchung von Spott war. „Aber ich vermuthe, Du hatteſt noch andere Gründe, mich rufen zu laſſen.“

„Ja, Sophia, allerdings. Es iſt eine Angelegenheit von — Wichtigkeit, eine unangenehme Angelegenheit — ich weiß eigentlich nicht, wie Daniel dazu kommt, mich damit zu beauftragen. Er kennt Dich doch und weiß, daß Du Dir keine Vorſchriften machen läßt!“

„Ich verſtehe Dich nicht!“ ſagte Sophia aufmerkſam. „Handelt es ſich um Daniel Garika?“

„Nun ja“, antwortete Michael. „Er war heute hier, ſo eben, und ſprach mit mir. Sophia“, fügte er dann hinzu, ſich ſammelnd, „ich habe ein ernſtes Wort mit Dir zu ſprechen.“

„Sprich nur, Michael, ich bin bereit zu hören“, ſagte Sophia mit der größten Ruhe.

„Du weißt“, begann der Bruder, „daß Daniel Dich liebt. Wenigſtens behauptet er, es Dir nicht nur auf alle Weiſe gezeigt, ſondern auch in klaren Worten geſagt zu haben. Er fügt hinzu, daß er, wie es ſich von ſelbſt verſtehe, um Deine Hand gebeten, daß Du ihn aber mit ausweichenden Worten hingehalten. Heute nun bat er mich, Dir zu ſagen, daß er wünſche, eine beſtimmte Erklärung von Dir zu erhalten.“

Michael ſah ſeine Schweſter fragend an. Sophia antwortete ihm durch einen gleichen Blick. Es entſtand eine Pauſe.

„Ich fragte ihn, warum er ſich nicht abermals an Dich ſelbſt wende“, fuhr Michael dann fort, „aber er erwiderte mir, es ſei beſſer, wenn ich mit Dir ſpräche, Du würdeſt vielleicht zu mir offener ſein. Nun, Sophia, ſiehſt Du, Nina und ich, wir wiſſen lange, daß Daniel Dich liebt, und wir glauben beide, daß Du eine gute Partie machen würdeſt, wenn Du ihn heiratheteſt. Er iſt nicht ohne Vermögen, und ſeine Güter, wenn er erſt Aufmerkſamkeit darauf verwendet, werden ihm mehr als das Doppelte deſſen eintragen, was mir die meinigen bringen. Er iſt ein junger Mann, gewiß nicht häßlich, ohne Fehler im Charakter. Ich habe mich alſo eigentlich ſchon lange gewundert, weshalb Du Dich nicht entſcheiden kannſt, ſein Anerbieten anzunehmen.“

„Lieber Bruder“, antwortete Sophia, „die Antwort iſt ſehr einfach: weil ich nicht weiß, ob ich ihn liebe, ja, weil mir zuweilen ſcheint, als ob ich ihn nicht liebe!“

„Die Liebe, ja, die Liebe ſpielt bei Euch Frauen doch eine Hauptrolle!“ ſagte Michael verlegen und faſt ſeufzend. „Bedenke, daß es auch für Dich Zeit wird, Deine Zukunft zu ordnen. Du haſt ſo viel, um allein leben zu können, aber es würde doch ein trauriges Leben

ſein. Ueberlege es Dir, Sophia. Daniel wird morgen wiederkommen, um meine oder eigentlich Deine Antwor zu hören."

„Morgen? Iſt er nicht recht geſcheidt?" rief Sophia lachend. „So ſchnell ſoll ich mich entſcheiden?"

„Ja, er drang darauf, mit einer Entſchiedenheit und Beſtimmtheit, die ich bis jetzt noch nie bei ihm wahrgenommen. Er ſchien ſehr erregt und forderte eine Antwort, eine ganz beſtimmte Antwort — Ja oder Nein! Du mußt ihn entſchuldigen mit der Lage, in der wir uns befinden. Man kann nicht wiſſen, was der nächſte Tag bringt."

„Eben deshalb ſollte ich meinen, wäre es jetzt eine ſehr unpaſſende Zeit, auf eine derartige Antwort zu dringen", ſagte Sophia faſt zürnend. „Ich begreife es, wenn ein Soldat ſeine Braut heirathet, ehe er in den Krieg zieht, aber ich begreife nicht, wie man eine Dame, von deren Gegenliebe man nicht feſt überzeugt iſt, gerade deshalb zur Erklärung zwingen will, weil man in den Krieg zieht und ſie vielleicht nie wiederſieht. Gerade die jetzige Lage, Michael, zwingt mich, mit meiner Entſcheidung zu zögern. Ich bin mir unklar über das, was ich für Daniel empfinde; ich glaube, daß es Zuneigung, aber ich zweifle, daß es Liebe iſt. Ich mag mir alſo mein Wort nicht abdringen laſſen. Ich ginge ohne Noth-

wendigkeit eine Verpflichtung ein, deren Folgen ich noch gar nicht vorausſehen kann. Geſetzt, der Krieg zöge ſich in die Länge, ſo wäre ich während dieſer ganzen Zeit meiner Freiheit beraubt, und das wäre traurig für mich, da ich ja, wie Du weißt, Daniel nicht ſchwärmeriſch liebe. Wozu ſoll ich mich jetzt ſchon binden, da die Noth mich nicht dazu drängt?"

„Was ſoll ich alſo Daniel antworten?" fragte Michael immer noch verlegen.

„Daſſelbe, was ich ihm ſchon einmal geſagt habe", erwiderte Sophia, „daß er nämlich warten möge."

„Aber, liebe Schweſter", begann Michael nach einer Pauſe, „er wartet, wie er mir ſagte, ſchon lange, ſchon ſo lange, als Du bei uns biſt. Und er würde vielleicht recht gern noch einmal ſo lange warten, wenn er nur wüßte, daß am Ende ſein Wunſch in Erfüllung ginge. Aber er meint, ſo wenigſtens ſagte er zu mir, Du hielteſt ihn hin, weil Du ihn nicht liebteſt, und weil Du, ehe Du ihn zurückwieſeſt, erſt Gewißheit haben wollteſt, ob ein Anderer Dich liebe; mit einem Worte, Du wollteſt ihn erſt dann heirathen, wenn Du keinen Andern fändeſt!"

„Wie, iſt Daniel Garika ſo klug, an eine ſolche Möglichkeit zu denken?" fragte Sophia ſpöttiſch. „Das hätte ich ihm kaum zugetraut. Nun, lieber Michael, ich

denke, das ſind meine eigenen Herzensangelegenheiten, in die ſich Daniel Garika nicht zu miſchen hat. Wenn ich ſeine Bewerbung annehme und ihm mein Jawort gebe, ſo kann er überzeugt ſein, daß ich es aufrichtig thue. Bis dahin laſſe ich ihn bitten, keine Vermuthungen aufzuſtellen."

„Er iſt eiferſüchtig auf den Major", fuhr Michael fort. „Er ſagt, er würde Dir verzeihen, wenn Du ihm einen Andern vorzögeſt, aber er ſei es müde, der Nebenbuhler eines Mannes zu ſein, der Dir nichts zu bieten habe als ſeine Majorsgage, und eine dunkle Abkunft!"

„Lieber Bruder", erwiderte Sophia ſcharf, „aus dieſen Worten höre ich den ganzen Hochmuth Daniel's. Er vergißt, daß die Ehre, ruſſiſcher Offizier zu ſein, Rang und Vermögen aufwiegt. Du warſt ſelbſt Offizier, Du biſt es noch und wirſt mir beiſtimmen."

„Nun ja", ſagte Michael aufrichtig, „Du haſt Recht. Ein ruſſiſcher Offizier iſt jedem Fürſten ebenbürtig. Aber Daniel iſt ja auch Offizier, und wenn ich Dir offen meine Anſicht ſagen ſoll, ſo würde ich Daniel Garika lieber meinen Schwager nennen als den Major. Ich glaube, Daniel meint es aufrichtiger; Paul Ombrazowitſch verfolgt vielleicht eigennützige Abſichten, indem er ſich um Dich bewirbt."

„Aus dieſen Worten höre ich wieder Daniel ſpre-

chen", entgegnete Sophia kalt und ruhig. „Nun, ich hoffe, lieber Bruder, mein Gatte wird Dir willkommen ſein, mag ich ihn wählen, wo ich wolle. War das Alles, was Du mir zu ſagen hatteſt? Meine Antwort bleibt dieſelbe: ich kann mich noch nicht entſcheiden!"

Michael rückte ungeduldig mit ſeinem Stuhl. Es ſchien ihm entſetzlich ſauer zu werden, weiter zu ſprechen, aber ſichtlich hatte er noch nicht Alles geſagt.

„Du haſt die Nacht zum Ueberlegen", begann er nochmals. „Ueberdenke es reiflich. Ich glaube kaum, daß Dir in dieſer Gegend eine beſſere Partie geboten werden wird. Ich gebe gern zu, daß Du einen Mann verdienſt, der Dir mehr zu bieten vermag, aber Du könnteſt ihn nur in Petersburg finden, und Dich dort längere Zeit aufzuhalten erlauben Dir Deine Vermögensverhältniſſe nicht, ſelbſt wenn auch ich Opfer bringen wollte. Außerdem würden politiſche Gründe Deine Verbindung mit Daniel höchſt wünſchenswerth machen!"

„Politiſche Gründe?" fragte Sophia, und zum erſten Male zeigte ihr Geſicht eine ernſte und beſorgte Aufmerkſamkeit.

„Ja, liebe Schweſter, das Wort iſt heraus!" ſagte Michael, ſichtlich erleichtert. „Ich wollte nicht gern davon ſprechen, da ich hoffte, Du würdeſt in eine Verbindung mit Daniel willigen, auch ohne daß ich zu jenen

politiſchen Gründen meine Zuflucht nähme. Aber ich muß es nun wohl thun. Ich habe zwei Briefe aus Tiflis erhalten, den einen vor ungefähr vier Wochen, den andern geſtern. In dem erſten fragte mich ein hochgeſtellter Offizier — ich darf Dir den Namen nicht nennen, da die Angelegenheit als eine vertrauliche behandelt werden ſoll — ich ſage, in dem erſten fragte man an, weshalb die Verbindung zwiſchen Dir und Daniel Garika ſich verzögere, da man doch wiſſe, daß er Dich liebe und daß Du ihm geneigt ſeieſt."

„Das ſchrieb man?" fragte Sophia haſtig. „Iſt das wahr?"

„Sophia, auf mein Wort!" erwiderte Michael. „Ich antwortete darauf, daß, ſoviel ich wiſſe, eine Erklärung zwiſchen Euch beiden nicht ſtattgefunden habe, daß ich für meinen Theil aber Eure Verbindung wünſche. In dem geſtrigen Briefe, der in weit beſtimmtern Ausdrücken abgefaßt iſt, ſpricht derſelbe hochgeſtellte Offizier ſein Erſtaunen aus, daß immer noch nichts in dieſer Angelegenheit erfolgt ſei. Ich will Dir die betreffende kurze Stelle ſelbſt vorleſen, Sophia!"

Und er zog einen Brief aus einem kleinen Fach des Schreibtiſches, ſuchte und las:

„Die Angelegenheit iſt von Wichtigkeit, mein lieber Graf. Der Krieg nimmt eine drohende Geſtalt

an, und es iſt für uns von der größten Bedeutung, daß Se. Majeſtät auf die unbedingte Treue ſeiner Unterthanen zählen kann. Bis jetzt iſt Transkaukaſien ruhig und wird es bleiben. Aber man muß auch das Seinige thun, um dieſe Ruhe zu erhalten. Daniel Garika repräſentirt ein Geſchlecht, das einſt mächtig war. Man muß Alles vermeiden, was ihn reizen könnte. Die Verbindung mit einer Ruſſin, die ihn vor Thorheiten ſchützt, wird das ſicherſte Mittel ſein, einen ſo jungen und möglicherweiſe ehrgeizigen Plänen noch zugänglichen Mann an uns zu feſſeln. Alſo zögern Sie nicht, ſich ein Verdienſt um die Ruhe unſerer Provinz zu erwerben, das Ihnen der Czar nicht vergeſſen wird. Ich glaube, die Angelegenheit liegt in Ihrer Hand, da ja, wie ich wiederhole, die jungen Leute einander geneigt ſein ſollen. Laſſen Sie mir, angeſichts der drohenden Lage, in der wir uns befinden, bald, recht bald die ſichere Nachricht zukommen, daß Daniel Garika durch ein Band an uns gekettet iſt, das ſo leicht nicht zerreißen kann, wenn ſeine zukünftige Gattin, an deren Treue gegen das Vaterland Niemand zweifelt, ihren Einfluß und ihren bekannten Scharfſinn zu benutzen weiß."

Sophia war leiſe aufgeſtanden und hinter den leſenden Bruder getreten.

„Das iſt ja die Handſchrift —"

„Still!" unterbrach Michael erſchreckt die Sprecherin und warf den Brief wieder in das geheime Fach. „Mag es ſein, weſſen Handſchrift es wolle, Du weißt jetzt, daß man ſich mit Dir beſchäftigt!"

Sophia war bleich geworden. Offenbar hatte ſie einen ſolchen Einfluß nicht erwartet. Selbſt Michael bemerkte die Verwirrung und Beſtürzung, die ſich deutlich in ihren Zügen ausprägte.

„Es thut mir leid, liebe Sophia", ſagte er brüderlich theilnehmend, „daß man Dir auf dieſe Weiſe einen Theil der Freiheit Deines Entſchluſſes rauben will, aber ich kann nach meiner Weiſung nicht anders handeln, als ich thue. Ich muß fürchten, daß man mir die Schuld zuſchreibt, wenn dieſe Verbindung mit Daniel Garika nicht geſchloſſen wird. Im Uebrigen, ich ſagte es Dir ſchon vorher, ſehe ich kein Unglück für Dich dabei. Du weißt, daß auch ich Nina aus politiſchen Rückſichten geheirathet, und ich habe mich nicht ſchlecht dabei befunden."

„Glaubſt Du, daß Daniel Garika vielleicht ſelbſt eine ſolche Einmiſchung herbeigeführt?" fragte Sophia, und das leiſe Zittern ihrer Stimme verrieth, daß ſie heftig bewegt ſei.

„Wo denkſt Du hin?" rief Michael erſtaunt. „Das liegt nicht in ſeinem Charakter. Nein, ich könnte mein Wort darauf geben, glaube ich, daß er mit dieſer Ein-

miſchung nichts zu thun hat. Die Sache iſt ganz einfach. Schon als ich im Januar in Tiflis war, ſprach — nun, ſprach Jemand mit mir von Deiner bevorſtehenden Verbindung mit Daniel, und ich antwortete, wie ich es auch aufrichtig glaubte, daß Deiner Verbindung mit Daniel nichts im Wege ſtehe. Mein Schwager ſelbſt liebt die ruſſiſche Regierung bis jetzt wohl noch zu wenig, um ſie zu ſeinem Brautwerber zu machen!"

Er lachte gutmüthig über ſeinen eigenen Einfall, ſtand auf und nahm nicht ohne Herzlichkeit Sophiens Hand.

„Ueberlege es Dir, liebe Schweſter", ſagte er. „Es würde mir ſehr leid thun, wenn Du Dir Zwang anthun ſollteſt. Aber bis jetzt habe ich in Deinem Verhältniß zu dem Major noch nichts bemerkt, was mich darauf ſchließen laſſen könnte, daß Du ihn Daniel vorzögeſt. Ich bleibe dabei, Daniel iſt eine beſſere Partie für Dich. Und man betrachtet in Tiflis die Verhältniſſe ganz richtig. Das haben mir Daniel's Reden nicht erſt ſeit heute gezeigt. Es geht etwas in ihm vor; es ſind, wie es ſcheint, alte ehrgeizige Ideen in ihm aufgetaucht. Vielleicht hat man ihn gereizt. Er ſprach von der Verachtung, mit welcher die Ruſſen auf die Eingeborenen blickten, die doch ein edleres Geſchlecht und die eigentlichen Herrſcher ſeien; er betonte mehrmals, daß, wenn

Du ihn zurückwieſeſt, ihn nichts an uns feſſeln, nichts ihm Rückſichten auferlegen werde. Ich hatte Mühe, ruhig zu bleiben, denn es dämmerte auch in mir die Ahnung auf, daß er jung ſei und daß er ſeinen Vater und ſeine Ahnen nicht vergeſſen. Er iſt im Stande, wenn Du Dich hartnäckig zeigſt, eine traurige Thorheit zu begehen, die ihn verderben, und mich, vergiß das nicht! arg compromittiren würde. Sei vernünftig, liebe Schweſter! Du haſt ja ſelbſt geſagt, Du ſeieſt ihm nicht abgeneigt. Nimm ſeine Bewerbung an; dann kannſt Du wenigſtens überzeugt ſein, daß Dein zukünftiger Gatte Dich liebt. Und wie wenige Frauen können das von ihren Gatten behaupten! Oder willſt Du darauf ſchwören, der Major liebe Dich aufrichtiger? Du haſt Zeit bis morgen früh. Und lehnſt Du ab, liebe Schweſter, dann nenne wenigſtens um Deinet- und meinetwillen Gründe, die eine Ablehnung erklärlich und vernünftig machen!"

Er drückte ihr die Hand. Sophia ſtand eine Zeit lang ſchweigend.

„Gut!" ſagte ſie dann. „Morgen früh um neun Uhr ſollſt Du meine Antwort haben!"

Und ſie verließ das Zimmer, noch immer bleicher als ſonſt und mit einem Ausdruck, den Michael, der ihr ernſt nachſchaute, nicht zu enträthſeln vermochte.

Bis Sonnenuntergang blieb Sophia allein auf ihrem Zimmer. Zum erſten Male in ihrem Leben fühlte ſie, daß eine gewaltige Hand ſich nach ihr ausſtreckte, ihr Schickſal in eine beſtimmte Richtung drängen wollte, und mit der ganzen Widerſtandskraft ihres Geiſtes lehnte ſie ſich dagegen auf. Bisher war ſie frei geweſen, und dieſe Freiheit hatte ihrem Daſein, das ſonſt in der letzten Zeit wenig Veränderung bot, Reiz und Abwechſelung verliehen. Das Spiel der Koketterie, mit welchem ſie bald den Major, bald Daniel an ſich zog und abſtieß, war ihr einziges Vergnügen geweſen und hatte ihrem Charakter ſo ſehr entſprochen, daß dieſer plötzliche Zwang ſie faſt niederwarf und ihren Geiſt für einige Zeit lähmte.

Ja, es war eine gewaltige Macht, die ſich in ihr Schickſal hineindrängte, das verbarg ſich Sophia keinen Augenblick. Der Wunſch der Regierung, faſt gleichbedeutend mit Befehl, duldete kaum einen Widerſpruch. Der Wortlaut jenes Briefes, den einer der erſten Männer des Reichs an den Bruder geſchrieben, ließ keine doppelte Auslegung übrig, er verlangte aus politiſchen Gründen die Heirath Sophia's mit Daniel. Was konnte ſie dagegen thun? Ihr Geiſt lehnte ſich auf, bäumte ſich, wollte die Feſſel abwerfen, aber die Vernunft, ſobald ihre bleichen Strahlen durch die Wolken des Zorns

und der schreckensvollen Bestürzung brachen, die ihre Seele verdüsterten, zeigte ihr immer wieder, daß ein Kampf mit jenem allmächtigen Willen eine Thorheit sei. Wie vernichtet saß sie in ihrem Sessel; die Stunden vergingen, ohne daß sie eine Ahnung von ihrem Schwinden hatte.

Sie mußte sich jetzt klar zu werden suchen, sie mußte in die Tiefe ihres eigenen Herzens blicken, und sie fand, daß sie den Major liebe, nicht Daniel. Wäre es der Wunsch der Regierung gewesen, daß sie die Gattin des Majors werde, so würde sie, ihrer Natur gemäß, ebenfalls über ein solches Eingreifen in ihre Freiheit erbittert gewesen sein, aber es wäre ihr leichter gewesen, sich zu fügen. Jetzt fühlte sie, daß der Major ihr theuer war und daß sie Daniel haßte. Ja, sie haßte ihn von dem Augenblick an, in welchem das herbe Geschick ihr keine andere Wahl mehr ließ. Ein Wirbelwind von Gedanken tobte durch ihren Kopf. Sollte sie sich auflehnen? Sollte sie fliehen? War sie der Liebe des Majors sicher? Würde dieser es wagen, der Ungnade der Regierung zu trotzen, denn diese Ungnade mußte ihn treffen, wenn er es wagte, sich um eine Hand zu bewerben, über welche die Regierung verfügt hatte. Mit brennendem Schmerze fühlte sie, daß sie dem Major nicht vertrauen könne. Und was dann? Der einzige

Grund, welchen ſie ihrem Bruder entgegenſtellen konnte, wäre derjenige geweſen, daß ſie bereits mit Paul Ombrazowitſch verſprochen ſei. Und wie konnte ſie das? O bittere Qual, den Schmerz, der uns ſo ſüß dünkt, wenn wir ihn Andern anthun, auf uns ſelbſt zurückfallen zu ſehen! Wenn der Major mit ihr geſpielt, wie ſie mit Daniel, und jetzt mit der ihm eigenen Gewandtheit einen Vorwand gebrauchte, um ſich zurückzuziehen? Ihre Lippen preßten ſich zuſammen bei dieſem Gedanken, und in ihrem Innern ſchwur ſie dann beiden Rache, Daniel und dem Major. Endlich aber wurde ſie etwas ruhiger. Ihr Stolz ſiegte. Sie wollte dem Major mittheilen, was ihr drohte, aber nichts ſollte verrathen, was ſie für ihn empfinde. Zog er ſich zurück — gut, ſo wurde ſie Daniel's Gattin. Sie war ja nicht die erſte, die ein ſolches Opfer brachte. Sie ſchrieb einige Worte auf ein kleines Stück Papier: „Auf der Terraſſe — unter meinem Fenſter!“

Eine Dienerin kam, um ihr zu melden, daß ſervirt ſei. Sie warf einen Blick in den Spiegel, erſchrak über ihr finſteres, drohendes Geſicht und brach dann in ein leichtes Lachen aus.

„Du wirſt Dich nicht freuen, Daniel, wenn ich Deine Frau werde!“ flüſterte ſie vor ſich hin und ging dann gefaßt nach dem Eßſaal. Dort traf ſie ihren Bru-

der und den Major, der ſo eben angekommen war. Sie begrüßte ihn kälter als gewöhnlich. Es war ihr eigenthümlich, als ſie ihn ſah. Sie glaubte, ſie würde auch ihn haſſen können, tödtlich haſſen, wenn ſie wüßte, daß ſie von ihm betrogen worden, daß ſeine Worte nur leere Schmeicheleien geweſen. Der Major bemerkte ihre Kälte und ſchien verlegen. Sophia fragte nach Nina, die ſie auf ihrem gewöhnlichen Platze vermißte.

„Meine Frau läßt ſich entſchuldigen", ſagte Brazow. „Ich weiß nicht, was ihr iſt. Sie war den Nachmittag über ſehr unruhig und aufgeregt und will, wie ſie mir ſagte, früh zu Bett gehen. Ich denke, es iſt nur ein leichtes Unwohlſein, die Folge einer Erkältung. Doch ſenden Sie mir morgen den Arzt aus Kureli, Major, ich bitte Sie darum "

Die Unterhaltung wandte ſich dann ſogleich den Ereigniſſen der letzten Tage zu. Der Major erzählte faſt allein. Sophia war ſtill, ihr Bruder nachdenklich. Daß die nächſten Tage, oder jedenfalls die nächſten Wochen die Nachricht von heftigen Kämpfen auf allen Seiten bringen würden, unterlag keinem Zweifel. Michael tadelte es, daß man die Feſtungen an der Küſte des Schwarzen Meeres ohne Kampf aufgegeben; er meinte, das würde die Bergvölker zu einem Angriff ermuthigen. Paul Ombrazowitſch vertheidigte die Maßregel des Commandirenden, der ſehr gut wiſſe, daß die leichtgebauten Feſtun-

gen den Kanonen der engliſchen und franzöſiſchen Schiffe nicht widerſtehen könnten, und durch ein freiwilliges Aufgeben dieſelben vor der Zerſtörung retten wolle, da Hoffnung vorhanden ſei, ſie ſpäter wiederzuerhalten. Eine Stunde verſtrich über dieſem Geſpräch. Der Major verſuchte zuweilen in Sophia's Augen zu leſen, aber ihre Blicke blieben ruhig und kalt. Einmal erhob ſich Michael, um einen Diener zu rufen und ihn zu ſeiner Frau zu ſchicken, um ſich nach dem Befinden derſelben zu erkundigen. Sophia benutzte den Moment und ließ das Stückchen Papier neben der Hand des Majors niederfallen. Er nahm es haſtig und es zuckte über ſein Geſicht. Noch ſprach Michael mit dem Diener; der Major konnte einen Blick auf das Papier werfen.

„Tauſend Dank!“ flüſterte er, und blitzſchnell Sophia's Hand ergreifend, führte er ſie an ſeine Lippen. Aber Sophia blieb auch jetzt kalt und zog ihre Hand ſchnell zurück. Befremdet blickte der Major ſie an, ſetzte dann aber ſogleich ruhig das Geſpräch fort, als Michael wieder zu ihnen trat.

Bald darauf kam auch der Diener und meldete, daß die Frau Gräfin ſich, nachdem ſie ſich niedergelegt, ruhiger fühle und zu ſchlafen hoffe. Michael ſchickte den Diener abermals fort, um ſeiner Gattin ſagen zu laſſen, daß er dafür ſorgen werde, daß Niemand ſie ſtöre. Er

ſelbſt werde noch eine Zeit lang in ſeinem Zimmer Briefe ſchreiben und ſich nur dann perſönlich in der Nacht nach ihrem Befinden erkundigen, wenn ſie ihn zu ſehen wünſche.

Es war zwiſchen neun und zehn Uhr. Sophia erhob ſich, über Kopfweh klagend. Der Major nahm Abſchied und verſprach dem Grafen auf deſſen Bitte, ihm ſchleunigſt jede wichtige Nachricht mitzutheilen, die er aus Tiflis oder von Kutais und Oſuregethi her erhalte. Die letztere Stadt, im Süden von Gurien, hart an der türkiſchen Grenze gelegen, war ſchon ſeit einigen Wochen im Beſitz der Türken, die von dort aus Kutais, die Hauptſtadt Imerethiens, bedrohten.

Eine halbe Stunde darauf herrſchte tiefe Ruhe im Schloſſe. Hier irgendwelche Vorſichts- oder gar Vertheidigungsmaßregeln zu treffen, daran hatte Niemand gedacht. Im Nothfall war Dari eine natürliche, wenn auch ſchwache Feſtung, und eine tapfere Beſatzung konnte es vor einem Handſtreich ſchützen. Man lebte hier wie mitten im tiefſten Frieden. Diebe kannte man nicht, deshalb wurden auch keine Wächter aufgeſtellt. Der Berg und das Schloß Dari ſowie das Städtchen unten am Karaſſu waren um zehn Uhr vom tiefſten Dunkel und vom tiefſten Schweigen eingehüllt.

Der Major hatte, ungefähr zehn Minuten von dem

Schloſſe entfernt, ſein Pferd an einen Baum gebunden und kehrte jetzt durch den Wald nach dem Schloſſe zurück. Der Mond ſchien nicht; die Sterne ſtanden klar am Himmel, aber ihr mattes Licht drang nicht durch die dichtbelaubten Kronen der Eichen und Buchen und durch die dichten Teppiche der Schlingpflanzen. Oft ſah der Major den Himmel gar nicht und ſchritt in vollſtändiger Dunkelheit dahin, mit ausgeſtreckten Händen, langſam und vorſichtig, nur leiſe auftretend. Schon war er bis in die Nähe der niedrigen Mauer gelangt, welche die Fruchtgärten von dem Parke trennte, als er plötzlich ſtehen blieb, denn es war ihm, als höre er einen Schritt und das Athmen eines Menſchen. Die Bäume ſtanden hier weniger dicht, und es ſchien dem Major, als ſehe er dicht vor ſich auf dem dunklen Hintergrund den noch ſchwärzern Umriß einer menſchlichen Geſtalt ſich abzeichnen. Er hielt den Athem an und lauſchte. Aber auch der Andere, wenn es ein Anderer war, ſchien aufmerkſam geworden zu ſein. Der Major vernahm nichts mehr. Aber trotzdem ſchien es ein Menſch zu ſein; das ſcharfe Auge des Majors erkannte ſogar bereits, daß es ein Mann von hoher ſchlanker Geſtalt ſei. Blitzſchnell durchfuhr es ihn, doch nicht Daniel?

Was war zu thun? Wer zuerſt ſprach, verrieth ſich zuerſt, und andererſeits mußte Paul Gewißheit haben.

Er hätte keinen Schritt weiter thun können, wenn jener Andere wirklich Daniel war. Aber konnte es denn Daniel ſein? Hatte der Prinz Nachricht von der Abſicht des Majors? Unmöglich! Der Major wußte, daß Daniel am Nachmittag in Dari geweſen, der Graf hatte es ihm gelegentlich geſagt. Aber ohne einen Verrath Sophia's konnte er nichts von dieſem Rendezvous wiſſen, und an einen ſolchen Verrath war nicht zu denken. Oder waren Daniel und Sophia einig und wollte letztere erſterem den Genuß verſchaffen, einen andern Liebhaber ſchmachten zu ſehen? Nein, das zu glauben wäre Wahnſinn geweſen! Indeſſen der Intriguant ſieht oft Geſpenſter und zittert mehr als der Offene und Aufrichtige vor dem Wenn und Aber. Hundert argwöhniſche Vermuthungen durchfuhren den Major, aber die Ueberlegung ſagte ihm doch wieder und immer wieder, daß es nicht Daniel Garika ſein könne.

Der Fremde bewegte ſich ein wenig, als wollte er einen Schritt zur Seite thun.

„Wer iſt da?“ rief der Major laut und feſt, denn er ertrug die Ungewißheit nicht länger.

Er hatte die Frage auf Ruſſiſch gethan und wiederholte ſie dann in der Landesſprache.

„Und wer ſeid Ihr?“ lautete die Antwort, ebenfalls in der Landesſprache.

Der Major athmete auf. Das war nicht Daniel's Stimme; dieſe Stimme hatte für ihn etwas Fremdartiges, das er bisher auf Dari nicht gehört. Seine Sicherheit kehrte zurück.

„Die erſte Frage verdient auch die erſte Antwort", ſagte er kurz und beſtimmt. „Redet!"

„Ich bin auf guten Wegen, vielleicht auf beſſern, als Ihr ſeid!" lautete die Antwort. „Wohin wollt Ihr?"

„Ich will Antwort, Mann!" rief der Major und er zog ein Taſchenpiſtol aus der Bruſttaſche und ſpannte knackend den Hahn.

In dieſem Augenblick begann der Nachtwind in den Zweigen der Bäume zu rauſchen, und zugleich war es dem Major, als höre er noch ein anderes Geräuſch und als ſehe er den Schatten verſchwinden. Er trat vor; ſeitwärts hörte er jetzt deutlich ein Rauſchen und die Schritte eines ſich Entfernenden, ja, faſt ſchien es ihm, als ſeien es die Schritte zweier Perſonen. Doch konnte er ſich irren. Dann war Alles ſtill.

Der Major blieb ſtehen, ſetzte den Hahn des Piſtols in Ruhe und überlegte. Wer konnte das geweſen ſein? Weder Daniel Garika, noch Michael Brazow — das ſtand feſt! Jeder Andere war ihm gleichgültig. Er dachte an ein Liebesabenteuer. Vielleicht beſuchte irgend Jemand aus der Nachbarſchaft ſein Liebchen auf dem

Schloſſe. Sollte er ſich durch dieſe Begegnung abhalten laſſen, weiter zu gehen? Nimmermehr. Wahrſcheinlich erwartete ihn Sophia bereits. Sein Plan war gefaßt. Entdeckte man ihn, traf er auf ein Hinderniß, ſo wollte er berichten, daß er verdächtigen Perſonen begegnet und nach dem Schloſſe zurückgekehrt ſei, um den Grafen zu benachrichtigen. Paul Ombrazowitſch war eine verwegene Natur, ein Hinderniß ſchreckte ihn nicht ſo leicht.

Vorſichtig ging er weiter, zuweilen plötzlich ſtillſtehend und lauſchend, ob ihm nicht Jemand folge. Aber er hörte nichts mehr. Jener Fremde mochte vielleicht einen Lauſcher noch mehr ſcheuen als er ſelbſt. Er ging durch den Fruchtgarten und ſtieg die Terraſſen hinan. In zwei Fenſtern ſah er Licht — das mußte das Zimmer Sophia's ſein. Entſchloſſen ſtieg er auf die oberſte Terraſſe. Er ſah einen Schatten am Fenſter, dann wurde der Lichtſchein ſchwächer, eine Thür bewegte ſich. Dem Major klopfte das Herz. Er ſollte Sophia ſehen — allein!

Die Zimmer der Comteſſe lagen nach der innern Seite des Schloſſes, doch ſtand ihr ein ganzer Flügel zur Dispoſition und in dieſem einige Zimmer, die nach dem Park hinausgingen und in welchen die Dienerinnen ſchliefen. Jenes erleuchtete Zimmer war ein Vorzimmer, das durch ein unbewohntes Kabinet in Verbindung mit

dem Wohnzimmer der Comteſſe ſtand. Sie konnte es erreichen, ohne von den Dienerinnen bemerkt zu werden. Dieſe ſämmtlichen Zimmer lagen in einem hohen Erdgeſchoß; nach dem Garten zu war daſſelbe von einer hölzernen Gallerie umgeben, von welcher eine Treppe nach der oberſten Terraſſe niederführte. Eine Thür ſchloß die Treppe von der Gallerie ab, und dieſe Thür war es, die Sophia jetzt öffnete, um zu dem Major hinabzuſteigen.

Ombrazowitſch ging ihr einige Stufen entgegen und ſagte mit bewegter Stimme: „Meine theure Comteſſe, ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie wiſſen nicht, welche Seligkeit Sie mir gewähren!“

Und vielleicht unwillkürlich ſtreckte er ſeine Hand aus, um die ihrige zu ergreifen.

Sophia mußte trotz der Dunkelheit dieſe Bewegung bemerkt haben, denn ſie zog ihre Hand, die auf dem Geländer der Treppe ruhte, ſogleich zurück.

„Herr Major“, ſagte ſie, „ich darf vorausſetzen, daß Sie keinen Augenblick vergeſſen werden, daß nur die dringende Sprache Ihres Briefes mich bewogen, ja faſt gezwungen hat, hierher zu kommen. Ein einziges Wort, das mich daran erinnern könnte, daß ich leichtſinnig geweſen — und ich kehre nach meinem Zimmer zurück.“

Der kalte, eiſige, bis zur höchſten Förmlichkeit ge-

meſſene Ton ihrer Worte mochte den Major daran mahnen, wem er ſich gegenüber befinde und daß ſüße Worte hier vergebens ſeien.

„Ich bitte um Verzeihung, obwohl ich bis jetzt nichts gethan, was der Verzeihung bedürfte", ſagte er; „denn meine Einladung, das einzige Verwegene, das ich gethan, entſprang nur aus dem Wunſche, Ihnen einen Dienſt zu erweiſen. Indeſſen, Comteſſe, iſt es nicht möglich, in das Haus zu treten?"

Und er berichtete ſchnell von der Begegnung im Park und deutete die Möglichkeit an, daß Jemand ſie belauſchen könne. Sophia wies dieſe Möglichkeit zurück und erklärte, auf der Treppe bleiben zu wollen. So ſtanden ſie in der Dunkelheit nahe bei einander, der Major einige Stufen tiefer als Sophia.

„Nun, bitte, was haben Sie mir zu ſagen?" fragte die Comteſſe kurz und feſt.

Der Major begann damit, daß er in einfachen Worten mittheilte, er habe außer militäriſchen Berichten im Laufe des Tages auch einen Brief von einem Freunde in Tiflis erhalten, der mit Bezug auf die hier und dort ſich bemerkbar machende unruhige Stimmung des Landes davon geſprochen, daß man die Abſicht habe, den Prinzen Daniel Garika mit der Comteſſe Sophia Brazow zu verbinden, um ihn dadurch enger an Rußland zu ketten.

„Comteſſe“, fuhr er dann fort, „Sie können errathen, was in mir vorging, als ich dieſen Brief las. Sie verlangen, ich ſoll ruhig ſprechen — gut, ich will es. Aber Sie können mich nicht verhindern, zu ſagen, was ich Ihnen, ſo oft wir uns ſahen, durch Wort und Blick offenbart: daß ich Sie liebe! Welches Schickſal ſteht mir nun bevor? Der Einfluß, der ſich zu Gunſten Daniel's geltend macht, iſt ein mächtiger, ich weiß es. Werden Sie die Bewerbung des Prinzen annehmen, wenn ſie von Tiflis aus unterſtützt wird?“

„Mein Bruder ſprach mir heute von derſelben Angelegenheit“, antwortete Sophia. „Ich werde überlegen. Glauben Sie, daß Prinz Daniel den Einfluß der Regierung gewünſcht hat?“

Paul Ombrazowitſch ſchien ſogleich antworten zu wollen und wahrſcheinlich verneinend, aber er war zu ſehr Diplomat, um einen möglichen Vortheil zu vernachläſſigen, und antwortete zögernd, daß er das nicht wiſſen könne, daß er es aber nicht glaube. Dann wiederholte er ſeine Frage, ob Sophia die Bewerbung annehmen werde.

„Ja, ich werde ſie annehmen“, antwortete dieſe, jedes Wort betonend. „Ein Widerſpruch gegen die Wünſche der Regierung iſt nur dann möglich, wenn ich, wie mein Bruder ganz richtig geſagt, einen weſentlichen Grund für

meine Weigerung anführen kann. Außerdem liebt mich Daniel wirklich!"

„Und ich liebe Sie nicht?" rief der Major ſtürmiſch und bitter.

„Soll ich der Regierung etwa antworten laſſen, daß ich Daniel nicht heirathen könne, weil der Major Ombrazowitſch es nicht gern ſehen würde?" erwiderte Sophia mit herbem Ausdruck der Stimme.

„Comteſſe!" rief der Major, und diesmal ſchien eine wirkliche Bewegung ſeine Stimme zu erſticken, „Comteſſe, es handelt ſich nur darum, ob Sie den Prinzen lieben. Iſt das nicht der Fall, ſo will ich eher der Regierung offen den Krieg erklären, als Sie ſeine Gattin werden laſſen. Aber, Comteſſe, meine Stellung iſt eine ſchwierige. Bei der leiſeſten Ahnung davon, daß ich vielleicht die Urſache Ihrer Weigerung ſein könnte, wird man mich entfernen, wird man uns trennen. Das will ich vermeiden, wenn es möglich iſt, und es iſt möglich, wenn Sie meinen Rath hören wollen und — wenn Sie mich lieben!"

„Major", antwortete Sophia, „ſprechen Sie weniger von Liebe, mehr von Vernunft. Betrachten Sie die Angelegenheit ruhig wie ich. Geſetzt, ich liebte weder Sie noch Daniel und wollte es vermeiden, der Regierung eine offene Weigerung entgegenzuſetzen, was würden Sie mir rathen, zu thun?"

„Comteſſe, Sie quälen mich! Ich würde Ihnen rathen, Ihrem Bruder zu ſagen, daß eine Verpflichtung, eine ältere Verbindung, von Petersburg oder Moskau her, es Ihnen zum Gebot mache, nicht ſogleich zu antworten, daß Sie genöthigt ſeien, vorher jenen Herrn zu benachrichtigen, um ihn zu fragen, ob er ſein Wort einlöſen wolle oder nicht. Es iſt ein trauriger Ausweg, Comteſſe, aber Zeit gewinnen heißt hier Alles gewinnen."

„Ich danke Ihnen, Major", antwortete Sophia eiſig kalt. „Nein, was hülfe mir eine ſolche Ausflucht, deren Unwahrheit man leicht entdecken könnte? Wenn ich Daniel's Bewerbung ſpäter doch annehmen müßte, warum ſoll ich ſie nicht morgen annehmen?"

„Dann lieben Sie mich nicht, Comteſſe!" rief der Major.

„Ich erinnere mich nicht, das je behauptet zu haben", antwortete Sophia. „Gute Nacht, Herr Major! Wenn ich vorher den Gegenſtand Ihrer Mittheilung gekannt hätte, ſo würde ich Ihnen und mir die Mühe dieſer Unterredung erſpart haben, indem ich Ihnen angedeutet hätte, daß mir die Wünſche der Regierung bereits bekannt ſeien."

Sie wandte ſich zum Gehen. Diesmal aber ergriff der Major ihre Hand und hielt ſie feſt.

„Comteſſe! Sie dürfen nicht gehen!“ rief er. „Sie lieben Daniel nicht, Sie lieben mich! Was wollen Sie? Ich bin ein einfacher, ein armer Major. Soll ich der Regierung offen entgegentreten? Man ſchickt mich in eine Garniſon nach Sibirien. Laſſen Sie uns im Einverſtändniß handeln, und wir können Alles erreichen. Wenn der Prinz Ihr Wort nicht erhält, ſo wird er eine Thorheit begehen, wird ſich compromittiren, offen den Unzufriedenen ſpielen. Dann iſt eine Verbindung zwiſchen Ihnen beiden unmöglich. Oder ſagen Sie mir, was ich thun ſoll. Ich will meinen Abſchied nehmen, meine Carrière in Rußland aufgeben, in fremde Dienſte treten, ſobald Sie mir das Verſprechen geben, mir treu zu bleiben, und mir die Hoffnung auf Ihre Hand erhalten. Aber es wäre eine Thorheit! Ich kann hier eine glänzende Carrière machen, kann in wenig Monaten General ſein! Seien Sie barmherzig, Comteſſe! Erfinden Sie einen Grund, zögern Sie, und Alles wird gut werden!“

„Ich kann nicht“, antwortete Sophia kalt. „Laſſen Sie meine Hand frei, Major; ich muß zurückkehren. Nina könnte kränker geworden ſein und nach mir geſchickt haben.“

„Comteſſe, Sie machen mich raſend!“ rief der Major, ihre Hand ſo ſtark preſſend, daß Sophia zuſammen-

zuckte. Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, und ich nehme den Abſchied!"

In dieſem Moment tönte von einem andern Flügel her ein lauter Ruf in der Landesſprache:

„Diebe! Räuber! Zu Hülfe!"

„Um Gotteswillen!" rief Sophia. „Laſſen Sie meine Hand!"

„Nein!" rief Ombrazowitſch. „Ihr Wort, daß Sie mich lieben, oder ich bleibe!"

„Major, Sie ſind wahnſinnig! Laſſen Sie mich!" rief die Comteſſe.

„Nein, Sie treiben mich zum Aeußerſten!" rief er und faßte ihre Hand mit ſeinen beiden Händen. „Sie lieben mich, ich weiß es, aber Sie ſollen es auch ſagen!"

„Unverſchämter! rief ſie, aber das Wort erſtarb ihr auf den Lippen, denn in demſelben Moment rief eine Stimme ganz in der Nähe:

„Hierher! Hier ſind die Diebe!"

Der Major ließ die Hand Sophia's fahren und ſprang mit einem Ruf der Verwünſchung die Treppe hinab. In demſelben Augenblick aber fühlte er ſich von zwei Armen umſpannt, ſo kräftig, ſo gewaltig, ſo mächtig, daß ihm faſt der Athem ſchwand.

„Unſeliger, ich bin kein Dieb!" rief er ſich ermannend und mit den Zähnen knirſchend.

„Nun, wer denn?“ fragte eine Stimme in der Landesſprache, und dieſelben Arme hielten den Major wie eine eiſerne Klammer umſpannt.

„Wer iſt das? Wer biſt Du? Laß mich los!“ rief der Major und verſuchte ſich loszureißen.

Da ward es hell. Ein Diener, mit einer Säbelklinge in der einen, einem brennenden Scheit Holz in der andern Hand, kam herbei. Ombrazowitſch rang wie ein Verzweifelnder mit dem ſtarken Manne, der ihn umfaßt hielt. Er erkannte das weiße Haar deſſelben.

„David, Du biſt es! Laß mich los! Ich bin der Major!“ rief er.

„Der Major, das kann Jeder ſagen; ich erkenne Euch noch nicht!“ antwortete der Alte. Noch andere Diener näherten ſich. Die Stimme des Grafen tönte in der Nähe.

Paul Ombrazowitſch ſtieß einen Schrei aus wie ein gefeſſelter Panther. Der Alte ließ ihn los. Der Major wollte fliehen, aber es war zu ſpät. Michael Brazow war um eine Ecke gebogen und ſtand kaum zehn Schritt von dem Major und David entfernt, die hell von dem brennenden Scheit beleuchtet waren.

Das Geſicht des Majors flammte für einen Augenblick in wildem Grimme auf, dann wurde es bleich und kalt. Er trat auf den Grafen zu und in franzöſiſcher

Sprache ſagte er zu dem erſtaunten Herrn des Schloſſes: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf, wegen der Störung. Ich bin natürlich kein Dieb; das iſt ein Mißverſtändniß. Ich komme von der Comteſſe Sophia.“

II.

Die Brüder.

Um die vorhergehende Scene zu verſtehen, iſt es nöthig, einen Blick auf die Schickſale und Pläne George's zu werfen und zu erfahren, daß es kein Zufall, kein Mißverſtändniß war, das David dem Major entgegenführte.

George verließ die geneſende Miß Mary, ihren Vater und Wiedenburg im Monat April. Ob er gern ging, ob er, der Leidenſchaftliche und oft Eiferſüchtige, deſſen Zuneigung zu Mary noch gewachſen war, als er ihren Tod befürchten mußte, ob er ſie gern in der Nähe Wiedenburg's zurückließ, das wußte er wohl nur allein zu ſagen. Denn er mußte ſeine Liebe in ſein Inneres verſchließen. Es gab für ihn während der Krankheit Mary's begreiflicherweiſe weder eine Gelegenheit, noch auch ſpäter während ihrer Geneſung eine Anregung, dieſe Liebe zu offenbaren. Auch mochte er in der Nähe des ruhigen, beſonnenen und mehr gereiften Wiedenburg

fühlen, daß er noch zu wenig gethan habe, zu wenig Mann sei, um den Versuch machen zu dürfen, einen so kostbaren Schatz zu erringen. Jedenfalls war es keine Zeit zur Liebeswerbung. Ihn rief die Pflicht, für ihn die heiligste, die Pflicht, sein Vaterland zu befreien. In Urmiah, der Stadt, in welcher die Flüchtlinge mit ihrer Kranken eine gastliche Aufnahme gefunden, waren die amerikanischen Missionäre ziemlich genau von Allem unterrichtet, was in der Nähe und Ferne vorging. Man kannte die Bewegungen der Truppen; man berechnete, wie gefährlich der Krieg für Rußland werden könne, wenn England und Frankreich sich ernstlich an demselben betheiligten und alle alten Feinde des Czarenreichs sich erhöben. George schwelgte in Hoffnungen und Träumen, und da die Genesung Mary's nur sehr langsam vor sich ging und Mr. Hywell über den Weg, den er später einzuschlagen hätte, noch nicht mit sich einig war, so hielt es George für unvereinbar mit seiner Pflicht, noch länger in Urmiah zu weilen. Wieder von Johnny begleitet, mit Allem, was er bedurfte, auch mit baarem Geld gut versehen, brach er nach dem Norden auf.

Vielleicht schlummerte in seinem Herzen die Hoffnung, daß er in wenigen Wochen, wenn Mary mit ihren Begleitern die Rückreise antrat, bereits an der Spitze eines Volksstammes stehen, von ihm als Herrscher

anerkannt ſein werde, und daß er ſich Mary in dem vollen Glanze ſeiner neuen oder vielmehr der alten, neu auflebenden Herrlichkeit werde zeigen können. Es war nicht Eitelkeit, die ihn ſo denken ließ. Die Liebe hebt jede edle Natur über ſich hinaus; man möchte ſich der Geliebten ſo groß, ſo edel, ſo glänzend zeigen als nur möglich. Wie viele der beſten Herzen zu allen Zeiten glühten zugleich von Vaterlandsliebe und von der flammenden Sehnſucht, der Geliebten die Kränze eines glorreichen Siegs zu Füßen zu legen!

George ritt zuerſt in das türkiſche Lager an der ruſſiſchen Grenze und beſprach ſich mit einigen Führern. Man war dort infolge einiger kleinen Siege faſt trunken von Siegeshoffnung, und George's Begeiſterung entflammte ſich zum Rauſch, als er die zahlreichen Kriegsſchaaren ſah und die kühnen Verſprechungen der Führer vernahm. Schwierig erſchien es nur, das Vaterland ſelbſt zu betreten. Eine Truppenſchaar wollte man ihm nicht anvertrauen, und Garika lag auch zu tief im Innern, als daß man hätte hoffen können, es ohne heiße Kämpfe zu erreichen. Ueber Daniel Garika wußte man nichts, als daß er ſich bis jetzt unempfänglich für die einzelnen Lockungen gezeigt habe, die man ihm zugeſendet. Es wäre alſo ein verzweifeltes Wagſtück von ſeiten George's geweſen, ſich ſeinem Bruder ohne weiteres anzu-

vertrauen. Er konnte ſelbſt im beſten Fall erwarten, mit einem gewiſſen Mißtrauen empfangen zu werden; freilich zweifelte er mit ſeinem ſtürmiſchen Muthe nicht daran, daß er bald alle Hinderniſſe beſiegen, alle Herzen mit ſich fortreißen werde.

Doch fand ſich bald ein Mittel, in die frühere Landſchaft von Garika zu gelangen. Einer der türkiſchen Führer, der es unternommen, geheime Verbindungen mit den früher unabhängigen Völkerſchaften des ſüdlichen Kaukaſus anzuknüpfen, kannte den Aufenthalt eines Mannes, deſſen Herz noch jetzt von tiefem Haſſe gegen Rußland entflammt war und der den Vermittler zwiſchen den Türken und einzelnen Völkerſchaften Georgiens ſpielte. Sobald der Name deſſelben, Alia Waſſi, genannt wurde, erinnerte ſich George, daß er dieſen Namen noch als Kind gehört, und es ſtellte ſich auf ſeine Fragen heraus, daß Alia Waſſi einer der vornehmern Diener des entthronten Herrſchers von Garika geweſen, der mit dem Vater George's in die Verbannung gegangen und dann in die Gegend von Garika zurückgekehrt war, wo er einſam in einem kleinen Dorfe lebte, ungefähr zwiſchen Dari und Garika. Wenn es irgend eine Perſon gab, bei welcher George Sympathie für ſeine Pläne erwarten durfte, ſo war es dieſe. Ein georgiſcher Führer war bald gefunden, denn es gab

genug Leute im türkiſchen Heere, welche die Ruſſen haßten und die aus den nahen Ländern herübergekommen waren, um gegen die Soldaten des Czaren zu fechten oder wenigſtens als Führer und Spione zu dienen. Mit dieſem und Johnny brach George an einem der letzten Tage des April auf, nach Nordoſten, der Heimath zu.

Was der junge Mann fühlte, als der georgiſche Führer ſich nach mehrtägigem, vorſichtigem Ritt zu ihm wandte und ihm ſagte: „Dies iſt die alte Grenze von Garika! Dieſer Wald erſtreckt ſich bis nach Kureli, nach Dari und noch darüber hinaus! Dieſer Bach fließt in den Karaſſu!“ wer vermag es in ſeiner ganzen Heftigkeit zu ſchildern? Erbleichend und erglühend vor innerer Bewegung warf er ſich vom Pferde auf die Erde, umfaßte den Boden und küßte ihn mit Thränen in den Augen. Dann umarmte er Johnny und ſagte dem erſtaunten, gutmüthigen Manne vielmals: „Das iſt meine Heimat, Johnny! Hier bin ich geboren! Hier lebten meine Vorfahren und waren Könige!“ Und Johnny drückte ſeinem jungen Herrn ſtumm die Hand und ſchien eine größere Ehrerbietung für denſelben zu fühlen. Der nachdenkliche Zug auf ſeinem Geſicht war vielleicht nur durch die plötzlichen Zweifel hervorgerufen, ob er Mr. George von jetzt ab nicht wenigſtens Mylord nennen müſſe.

Von nun an ging der Ritt viel langſamer. George

ſchien Alles ſehen, Alles durch das Auge in ſein Herz aufnehmen zu wollen. Die Landſchaft in ihrer paradieſiſchen Schönheit erſchien ihm in der That wie der Garten Eden; die Männer, die ihnen begegneten, betrachtete er mit aufmerkſamen und innigen Blicken, denn ſie erſchienen ihm wie alte Bekannte. Der Führer mußte Vorſicht empfehlen. George beſaß zwar für ſich und Johnny einen engliſchen Paß, aber nach der Kriegserklärung Englands war auch dieſer eine ſehr gefährliche Legitimation, und das Mindeſte, was George zu erwarten gehabt hätte, falls er auf einen mißtrauiſchen ruſſiſchen Beamten geſtoßen wäre, würde ſeine zwangsweiſe Zurückſendung oder ſeine Abführung nach Tiflis geweſen ſein. Sie ritten deshalb nur auf geheimen Waldwegen, welche der Führer kannte. Es war faſt Abend, als ſie eine Lichtung erreichten, an deren Rande einige Hütten lagen. George und Johnny mußten im Walde warten; der Führer ritt voran, um zu hören, ob Alia Waſſi in ſeiner Wohnung ſei.

Nicht lange darauf kehrte er zurück mit einem alten Manne in der einfachen Kleidung der Landleute, mit langem weißen Haar und mit Augen, die trotz des hohen Alters noch ſcharf und klug leuchteten. George ſtieg vom Pferde und ging dem Alten entgegen. Dieſer ſtand ſtill, beobachtete George aufmerkſam, nahm dann ſeine

Mütze ab und ſagte: „Jener Mann hat mir berichtet, daß Du ein Sohn Daniel Garika's, meines gnädigen Herrn, ſeieſt, und jetzt, da ich Dich ſehe, glaube ich ihm. Du kannſt kein Anderer als Giorgi ſein, den wir dort in der Stadt des Czaren ertrunken glaubten."

„Und Du biſt Alia Waſſi!" rief George, der die Sprache des Alten, wenn auch mit einiger Mühe, verſtand. „Du warſt ſein Begleiter, als ihn unſere Feinde nach Sibirien ſchickten, Du ſahſt ihn ſterben, damals, als ich noch ein Kind war."

„Ich ſah es und ich gelobte ihm, ſein Gedächtniß in Ehren zu halten, und mehr als das!" antwortete der Alte.

George war ſo bewegt, daß er ſich kaum zu faſſen vermochte. Der große, der einzige Gedanke ſeines Lebens, ſolange er denken konnte, jetzt war er erfüllt. Er ſtand auf vaterländiſchem Boden, er ſprach mit einem Manne, der ſeinen Vater gekannt! Er ergriff die Hände des Alten. Der Greis küßte die Hand des jungen Mannes.

„Nicht ſo, Alia!" ſagte George, ſeine Bewegung bemeiſternd. „Ich komme nicht hierher als der Enkel eines Königs, dem man ſeine Krone geraubt, als der Sohn eines Fürſten, deſſen kühne Pläne im Entſtehen ſcheiterten. Ich komme als ein Kind dieſes Landes, um

den Verſuch zu wagen, das Volk von Garika an alte Zeiten zu erinnern und es zum Kriege zu führen gegen den alten Feind. In dem Lande der Freiheit, in dem ich bis jetzt gelebt, kennt man die blinde Unterwürfigkeit des Volkes nicht. Wenn ich auch Dein Herrſcher würde, Alia, durch Recht und Geburt, ſo würde ich doch in einem ſo treuen Diener, wie Du es biſt, nur den Freund, nicht den Untergebenen ſehen. Betrachte mich als Deinen Sohn, als Deinen Schützling und laß mich Dich als meinen Freund betrachten."

„Ich verſtehe nur ſchwer Deine Worte und ſchwer den Sinn Deiner Rede", ſagte der Alte, deſſen Blicke mit der größten Aufmerkſamkeit auf George ruhten und deſſen Augen mehr und mehr zu glänzen begannen, „aber ich ſehe, daß Du mit dem Herzen ſprichſt und daß das Blut Deines Vaters und Deiner Mutter und Deiner Großmutter in Dir fließt."

„Ich bin glücklich, daß Du mich überhaupt verſtehſt", antwortete George. „Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, als ich aus Petersburg entfloh. Und wie lange hatte ich ſchon damals die Sprache meines Landes nicht mehr ſprechen hören! Ich habe ſie mit Mühe in meinem Gedächtniß feſtzuhalten verſucht, und ſie wird neu in mir aufleben, wenn ich einige Tage bei Euch weile. Kannſt Du mir ein Obdach gewähren, Alia?"

„Was ich habe, iſt Dein, Giorgi Garika!“ antwortete der Alte. „Gott ſei gelobt! Ich habe in meinen alten Tagen noch die Freude, zu ſehen, daß mein Herr und Fürſt einen Sohn beſitzt, der ſeiner würdig iſt! Komm mit mir. Dieſe Hütten ſind ſicher. Bis hierher kommt ſelten ein Ruſſe, und wenn er kommt, ſo werde ich Dich zu verbergen wiſſen, bis die Zeit da iſt, in der wir nicht mehr gezwungen ſind, Dich zu verbergen.“

Sie gingen nach der Wohnung Alia Waſſi's. Die einzelnen Hütten gehörten ihm; er wohnte in der einen, ganz allein, denn er beſaß weder Frau noch Kind; in den andern wohnten Landleute, die ihm die Aecker bewirthſchafteten, denn er beſaß noch immer einen beträchtlichen Theil des umliegenden Landes. Seine Wohnung zeigte manche Erinnerung verſchwundener Tage, Bücher, Geräthe, Schmuckſachen. An der Wand hing ein ſchlecht gemaltes Bild, das einen Mann in reicher georgiſcher Tracht darſtellte. George fühlte ſein Herz klopfen, als er es erblickte.

„Mein Vater?“ ſtammelte er.

„Dein Vater!“ antwortete Alia. „Wenn Du zu Deinem Bruder Daniel kommſt, ſo wirſt Du beſſere Bilder von Deinem Vater ſehen. Aber — doch ſtill davon! Hier iſt noch etwas für Dich!“

Und er holte aus einem Schranke ein kleines Medaillon und öffnete es. George ſah das Portrait einer ſchönen Frau mit entſchloſſenen, edlen Zügen.

„Das iſt Deine Mutter, meine Herrin!“ ſagte der Alte leiſe. „Dein Vater gab es mir. Aber es iſt Dein wie Alles, was Du ſiehſt!“

George ſetzte ſich in eine Ecke, mit dem Medaillon in der Hand, dem Bilde des Vaters gegenüber. Dort ſaß er bis in die Dämmerung hinein. Tiefe Wehmuth erfüllte ſein Herz, und ohne daß er es wußte, floſſen ihm die Thränen ſchwer und langſam über die Wangen. Seine ganze Seele ruhte in der Vergangenheit; für die Hoffnungen der Zukunft hatte ſie in dieſer Stunde keinen Raum. Erſt allmälig erhob ſich aus dem Gram über die ſo früh ihm geraubten Aeltern die flammende Idee der Rache gegen diejenigen, die das Leben ſeiner Aeltern verkürzt. Dieſer Gedanke führte ihn in die Wirklichkeit zurück und erinnerte ihn, wo er war. Er rief nach Alia und der Alte kam.

Es begann nun, während Alia das Beſte, was er beſaß, Brod und Fleiſch und einen Wein von unvergleichlicher Güte, ſeinem jungen Freunde auftrug, ein Geſpräch, das ſich bis tief in die Nacht hineinzog. George machte den Zuhörer und unterbrach den Alten nur zuweilen mit Fragen. Alia ſchilderte die Verhältniſſe des

Landes in den letzten fünfzig Jahren, die Gegenwart, die Stärke und die Schwächen der Ruſſen, die Abſichten der Tſchetſchenzen, die Ausſichten für den gegenwärtigen Kampf. Dann ſprach er von Nina und Daniel. Letztern ſchilderte er als einen Schwächling, dem die ruſſiſchen Epauletten lieber ſeien als eine Fürſtenkrone. Er kannte die Neigung Daniel's für Sophia und ſchilderte ſie genau. Er wußte auch, daß Sophia dem Major Ombrazowitſch den Vorzug gab. George wollte das Alles ausführlich wiſſen. Es waren ja die erſten Nachrichten über ſeinen Bruder. Alia ſagte, er habe dem Prinzen einige Schriftſtücke, die von den Türken ausgegangen und an die Georgier gerichtet, zukommen laſſen, ohne daß Daniel wiſſe, von wem ſie gekommen; man ſei auch in Tiflis der Anſicht, als dürfe man Daniel nicht ganz trauen. Aber er ſelbſt hoffe nichts von ihm. Eine einzige Möglichkeit ſei vorhanden, ihn zum Haſſe gegen die Ruſſen und zur Thatkraft aufzureizen, wenn nämlich Sophia ſich offen gegen ihn erkläre. Aber das laſſe ſich nicht erwarten; jedenfalls werde Brazow bei der jetzigen Lage ſeiner Schweſter Vorſicht predigen.

„So glaubſt Du, daß es jetzt gefährlich wäre, mich meinem Bruder zu offenbaren?“ fragte George.

„Ja!“ antwortete Alia. „Daniel iſt ſchwach, und

ein ſchwacher Menſch kann leicht ein ſchlechter werden. Du bleibſt bei mir, bis die Lage der Dinge eine klare geworden iſt. Eher könnteſt Du Nina ſehen, wenn Du es wünſcheſt. Sie iſt gutmüthig und wahrſcheinlich Frau genug, um ein Geheimniß zu verbergen. Doch iſt es ſicherer, Du bleibſt auch ihr jetzt fern. Sie liebt ohne Zweifel ihren Gatten mehr als einen Bruder, deſſen ſie ſich nicht erinnern kann und den ſie längſt geſtorben glaubte. Bedenke, daß Alles, was für uns gut wäre, dem Grafen Brazow Verderben bringen müßte."

Er ſchilderte dann den Charakter und die augenblickliche Stimmung der Garikaner und der benachbarten Völkerſchaften. Die Schilderung fiel ungünſtiger aus, als George erwartet hatte. Die Garikaner, einſt ein tapferer Volksſtamm, waren durch einen langen Frieden, durch die von Rußland ausgehende ſyſtematiſche Fernhaltung vom Waffendienſt erſchlafft. Viele hatten ſich daran gewöhnt, die Ruſſen als die bleibenden Herren des Landes zu betrachten. Die Söhne mancher reichern Familien waren dem Beiſpiel Daniel's gefolgt und hatten die ruſſiſche Uniform angelegt. Die Landleute verhielten ſich in träger Gleichgültigkeit, bauten ihre Aecker und bezahlten ihre Steuern. Von den Aelteren, welche den Vater George's und Daniel's gekannt hatten, lebten nur noch wenige. Dennoch glaubte Alia

Waſſi, daß man die Befreiung von der ruſſiſchen Herrſchaft mit Freuden begrüßen werde, denn ſchon hatten die Aushebungen zum Militär, mit denen Rußland auch hier in neuerer Zeit ſtrenger verfahren war, Mißmuth hervorgerufen. Auch unterhielten die Kämpfe des tapfern Schamyl eine gewiſſe Gährung im Volke. Wenn alſo die Türken ſiegreich vorgingen, wenn Schamyl Siege errang, ſo war es wohl möglich, daß ein Theil der Garikaner ſich erhob und ſich um die Enkel ſeiner frühern Könige ſchaarte; noch lebten hier und dort Erinnerungen an die frühere Größe und Blüte des Reichs. Aber Alia verbarg dem jungen Manne die Schwierigkeiten der Lage nicht. Es bedurfte eines mächtigen Anſtoßes, um die trägen Gemüther zu entflammen. Ob das Erſcheinen George's allein hinreichen werde, dieſe Wirkung zu üben, ſchien zweifelhaft.

Bewegt und erregt ſuchten die Männer in ſpäter Nacht ihr Lager. Johnny ſchlief bereits ſo tief, als ob er ſicher im Schutze Englands ruhe. Aber George ſah den Morgen dämmern, ehe er die Augen ſchloß. Es war ja die erſte Nacht in der Heimat!

Die erſten Tage vergingen ruhig. Alia Waſſi war viel außer dem Hauſe; er durchwanderte die Gegend, um Erkundigungen einzuziehen, die Nachricht von dem Vorrücken der Türken zu verbreiten und die Einzelnen,

denen er vertrauen konnte, davon zu unterrichten, daß große Dinge im Werke seien. Zuweilen begleitete ihn George in einfacher Tracht. So sah er Garika und Dari, einst die Stammsitze der Herrscherfamilie, der er entsproſſen. War er allein zu Hause, so hatte er freilich Muße genug, über seine Lage nachzudenken, und es erging ihm wie allen heißblütigen, jugendlichen Männern, er mußte sich gestehen, daß die Schwierigkeiten, in der Nähe betrachtet, größer seien, als er in der Ferne geglaubt. Wohl war er in der Heimat, aber diese Heimat war ihm fremd geworden. Zuweilen beschlich ihn das Gefühl, als ob eigentlich England sein Vaterland sei. Er sprach viel mit Johnny, der ebenfalls seine Tracht hatte ändern müssen, um nicht, wenn er zufällig erblickt werde, Aufsehen zu erregen, und der sich wahrscheinlich herzlich langweilte, es aber seinem Herrn zu Liebe nicht verrieth. Johnny hörte geduldig Alles, was ihm George über das Land und seine Hoffnungen erzählte.

„Ein Regiment Hochländer, Sir!" war seine gewöhnliche Bemerkung, begleitet von einem leichten Achselzucken. „Ein Regiment Hochländer, ein paar Kanonen — dann ließe sich Alles machen. Und die werden schon kommen!"

Und dann legte er gewöhnlich eine so gründliche Verachtung der Russen an den Tag, daß selbst George

es für nöthig hielt, ihn an die ruſſiſchen Kriegsſchiffe vor Sinope zu erinnern und darauf aufmerkſam zu machen, daß die Ruſſen denn doch nicht ſo verächtliche Gegner ſeien.

Eines Tages, als Alia Waſſi nach Hauſe zurückkehrte, begleitete ihn ein alter Mann mit weißem Haar, aber von faſt rieſigen Körperformen. Es war David, ein jüngerer Bruder Waſſi's, der noch im Dienſte Nina's auf Dari ſtand, da er der ſterbenden Fürſtin Garika verſprochen, ihr Töchterlein nicht zu verlaſſen. David war ruhiger als Alia, aber ebenfalls der Familie Garika treu zugethan und ein Feind der Ruſſen. Alia hatte ihm deshalb ohne Beſorgniß das Geheimniß George's oder Giorgi's, wie er hier genannt wurde, mittheilen können. David beſtätigte Alles, was Alia über Daniel und ſein unmännliches Verhältniß zu Sophia Brazow geſagt. Auch er hielt es für durchaus nothwendig, daß Daniel durch eine Abweiſung Sophia's gereizt werden müſſe, wenn er ſich entſchließen ſolle, gegen Rußland aufzutreten. Aber die beiden Männer, obgleich in Herzensangelegenheiten und Frauenintriguen wenig erfahren, durchſchauten dennoch den Charakter Sophia's gut genug, um zu befürchten, daß dieſe noch lange ihr Spiel mit Daniel treiben werde, wenn nicht ein plötzlicher Zwiſchenfall irgend eine Entſcheidung herbeiführe.

Als darauf George den Wunſch äußerte, ſeine Schweſter zu ſehen, beriethen die beiden Männer ſehr lange, ob das möglich und räthlich ſei. Ihre Berathungen und Beſchlüſſe waren folgende. George ſollte zuerſt einen Brief an Nina und ſpäter an Daniel ſchreiben, worin er ſie benachrichtigte, wie es ihm ergangen und daß er, von Sehnſucht, ſein Vaterland wiederzuſehen, getrieben, nach Garika gekommen ſei. Er ſollte hinzufügen, daß er der Pflegeſohn eines reichen Mannes und in guten Verhältniſſen ſei. Denn die alten Männer, genau mit dem Charakter der betheiligten Perſonen bekannt, fürchteten, daß Daniel, Nina und Brazow, wenn ſie die Rückkehr George's erfuhren, an die Möglichkeit denken könnten, er wolle ihnen einen Theil ihres Beſitzthums entziehen. George ſollte in dieſem Briefe ſchreiben, daß er es nicht gewagt, ſich öffentlich zu zeigen, weil er fürchte, von der ruſſiſchen Regierung wegen ſeiner Flucht beſtraft zu werden; auch ſollte er ſeinen Aufenthalt nicht nennen und ſie bitten, gegen Jedermann zu ſchweigen, da er nur einen engliſchen Paß habe und England mit Rußland im Kriege ſei. Er ſollte die Bitte um eine Unterredung hinzufügen. Dann wollte man ſehen, welchen Eindruck die Briefe auf Nina und Daniel machen würden. Letzterem ſollte der Brief erſt dann übergeben werden, wenn Nina bereits in eine Unterredung eingewilligt, damit

er nicht im entgegengeſetzten Sinne auf ſie wirken könne. Eine Unterredung zwiſchen Nina und Daniel über dieſen Gegenſtand ſollte dadurch vereitelt werden, daß David es übernahm, die Gräfin noch an demſelben Tage, an welchem ſie den Brief erhielt, für die Unterredung mit George zu gewinnen. Man nahm an, daß Daniel an dieſem Tage wohl nicht nach Dari kommen werde; geſchah es, ſo wollte David verſuchen, Nina zu überreden, nicht mit Daniel, der dann ſeinen Brief noch nicht erhalten, über George zu ſprechen, weil die Ueberraſchung des letztern von dem Grafen bemerkt werden und auffallen könnte.

Bei der Unterredung mit Nina ſollte George dann ſeine politiſchen Pläne vollkommen verbergen, zugleich aber zu erfahren ſuchen, ob ſich ihr Gatte über die Lage des Landes und Rußlands geäußert und was Nina über die Abſichten und Neigungen Sophia's erfahren. Denn darüber wußte David nicht mehr, als was er mit den Augen errathen konnte, da die Geſpräche im Schloſſe faſt ausſchließlich franzöſiſch geführt wurden und David dieſe Sprache nicht verſtand. Wenn dann auch ſpäter Nina und Daniel das Geheimniß George's gegen Brazow verriethen, ſo waren ſie doch bereits gewiſſermaßen George's Mitſchuldige und mußten die Partei deſſelben nehmen, ihn zu ſchützen ſuchen. Inzwiſchen konnte ſich Manches

ereignen. Der Hauptgrund, der die beiden Männer veranlaßte, auf George's Plan einer Unterredung mit Nina einzugehen, war übrigens die Rückſicht auf das Gefühl George's, der nicht als ein Feind Brazow's und dadurch auch ſeiner Schweſter auftreten wollte, ohne ſie nicht vorher einmal geſehen und ihr gezeigt zu haben, daß er ſie liebe. Zwangen ihn dann ſpäter auch die Verhältniſſe zu einem feindlichen Auftreten, ſo lag doch in der Erinnerung an dieſe erſte, rein verwandtſchaftliche Unterredung etwas Verſöhnendes für Bruder und Schweſter.

George ſchrieb die Briefe in franzöſiſcher Sprache, einfach, aber mit der Wärme des Gefühls, die ihm eigen war. Alia übergab ſie David, der es übernahm, der Gräfin den Brief an dem Tage zu übergeben, der ihm geeignet ſchien, und etwas ſpäter den andern an Daniel zu ſenden. George ſollte ſich dann bereit halten, ſeine Schweſter zu beſuchen.

Dies war die Lage der Verhältniſſe an dem Tage, an welchem Paul Ombrazowitſch die Comteſſe Sophia um jene heimliche Unterredung gebeten hatte. An demſelben Tage, am Vormittag, hatte David ſeiner Herrin den Brief George's gegeben. Sobald ſie ihn geleſen, hatte ſie ſich, erſchüttert und erregt, in ihr Kabinet zurückgezogen und jenes Unwohlſein vorgeſchützt, um allein zu ſein.

Nur David hatte Zutritt zu ihr erhalten, was nicht auffiel, da er ihr älteſter und treueſter Diener war.

Nina in ihrer Gutmüthigkeit dachte nicht einen Augenblick daran, die Wahrheit deſſen in Zweifel zu ziehen, was ihr George ſchrieb, oder ſeine Scheu vor Entdeckung einem andern Grunde zuzuſchreiben, als der Furcht vor der mächtigen und gefürchteten ruſſiſchen Regierung. Sie ſehnte ſich danach, George zu ſehen, und überließ im vollkommenſten Vertrauen David die Anordnung der Zuſammenkunft. Als Daniel am Nachmittag kam, ließ ſie auch ihm ſich krank melden, da ſie den Grund David's, daß die Ueberraſchung Daniel's bei einer ſo ſeltſamen Nachricht Aufſehen erregen könne, ganz natürlich fand. Im Uebrigen hatte ihr ja David geſagt, daß Daniel ebenfalls im Laufe des Tages einen Brief von George erhalten werde, und daß ſie dann ſpäter mit ihm darüber ſprechen könne, wie dieſe Nachricht am beſten ihrem Gemahl mitzutheilen und was überhaupt zu thun ſei. David ſollte am Abend George zu ihr führen. Alle Vorbereitungen waren getroffen, daß Michael nicht plötzlich bei ihr eintreten könne. Im ſchlimmſten Falle erſchien ihr auch eine ſolche Ueberraſchung nicht als ein Unglück, da ja der Gräfin jeder Gedanke an politiſche Rückſichten fern lag und Michael,

wie ſie annahm, ſich mit ihr freuen mußte, den todtgeglaubten Bruder wiederzuſehen.

George und Alia Waſſi erhielten am Nachmittag die Nachricht, daß Nina gegen zehn Uhr abends bereit ſein werde, George zu ſehen. Die Wohnung Alia's war ungefähr drei Stunden von Dari entfernt. Die Männer brachen alſo, von einem Diener begleitet, bei guter Zeit auf und waren vor neun Uhr an der verabredeten Stelle. Bald darauf erſchien David, um mitzutheilen, daß Alles in Ordnung ſei, und George nach Dari zu führen. Alia blieb mit dem Diener zurück.

Auf dem Wege dorthin, in der Nähe des Schloſſes war es, wo ſie das Geräuſch der Schritte des Majors hörten.

„Ich kann nicht ahnen, wer das iſt", flüſterte David. „Fragt man uns, ſo antworte Du, damit man meine Stimme nicht erkennt. Es wird vielleicht ein Diener ſein, der zu ſeinem Liebchen ſchleicht. Sowie ich Deinen Arm drücke, Giorgi, hörſt Du auf zu antworten und folgſt mir."

Wir wiſſen, wie die Begegnung ſtattfand und wie es den Beiden gelang, ſich zu entfernen, ohne daß der Major ahnen konnte, wer mit ihm geſprochen. Anders war es mit David.

„Seltſam!" flüſterte er, als ſie in der Nähe des

Schloſſes waren. „Die Stimme kenne ich. Es geht etwas vor. Daniel war am Nachmittag auf dem Schloſſe, der Graf ſprach mit ſeiner Schweſter, der Major iſt hier im Dunkeln, vielleicht hören wir noch mehr. Giorgi, was auch geſchehen möge, Du bleibſt ruhig bei Deiner Schweſter. Da biſt Du ſicher. Niemand kommt zu ihr, und ich hole Dich, ſobald ich es für Zeit halte."

„Aber was kann denn geſchehen?" fragte George. „Wenn Du einen Verrath fürchteſt —"

„Keinen Verrath — nur ſtill!" unterbrach ihn David. „Ich glaube, ich faſſe heute den Fuchs. Aber rühre Dich nicht, was Du auch hören mögeſt. Du wirſt Alles erfahren, wenn ich erſt ſelbſt weiß, was ich ahne."

Sie gingen noch vorſichtiger als vorher, bis ſie das Schloß erreichten. David führte den jungen Mann durch eine ſonſt verſchloſſene Thür in das Kabinet ſeiner Schweſter und entfernte ſich, als ſich George und Nina noch in der Verwirrung des erſten Anblicks gegegenüberſtanden, mit der Entſchuldigung, daß er ſehen wolle, ob Alles ſicher ſei.

Der ſchlaue Alte ſchlich vorſichtig wie eine Katze nach dem Flügel, in welchem Sophia wohnte. Er ahnte die Wahrheit. In dem Moment, in welchem Paul Ombrazowitſch der Comteſſe auf der Treppe ent-

gegenging, langte David auf der Terraſſe an. Er lauſchte eine Minute lang, dann ſchlich er zurück in das Schloß, um einem Diener, der in der großen Küche die Wache hatte, zu ſagen, daß nicht Alles in Ordnung ſei und daß er ein Scheit Holz anzünden, ſeinen Säbel nehmen und unter dem großen Thor warten möge.

Darauf ſchlich er zurück. Er verſtand nichts von der franzöſiſch geführten Unterhaltung, aber er fürchtete, ſie werde nicht lange währen. Deshalb eilte er zurück und rief zuerſt unter dem Fenſter Michael Brazow's: „Diebe! Licht! Hülfe!“ Was weiter geſchah, haben wir in dem letzten Abſchnitt geſchildert.

Sobald Paul Ombrazowitſch die Worte geſprochen: „Ich komme von der Gräfin Sophia!“ wandte ſich Michael Brazow zu den Dienern und ſagte kalt:

„Was ſteht Ihr hier? Macht, daß Ihr wegkommt! Wie könnt Ihr ſolche Eſel ſein und den Herrn Major anfallen, der nach Hauſe zurückkehren will? Fort!“

Die Diener gingen. David entfernte ſich ſcheinbar tief beſchämt und eine Entſchuldigung murmelnd.

„Der gnädige Herr befehlen, daß ich zur Herrin gehe und ihr mittheile, daß es nichts geweſen?“ fragte er demüthig.

„Jawohl, thue das und ſage nichts als: es ſei ein blinder Lärm geweſen. Hörſt Du? Weiter nichts!“ rief Michael.

David entfernte ſich ehrerbietig und trieb die Diener und Dienerinnen, die ſich ſcheu und neugierig am großen Thor verſammelt hatten, mit ſtrengen Worten in das Schloß zurück. Dann eilte er nach dem Kabinet Nina's.

„Es iſt nichts!“ rief er den Beiden zu, die in banger Erwartung mitten im Zimmer ſtanden. „Es war ein blinder Lärm. Alles iſt ruhig. In ſpäteſtens einer halben Stunde hole ich Dich, Giorgi.“

Inzwiſchen gingen Michael Brazow und der Major ſchweigend neben einander nach dem Arbeitszimmer des Grafen. Für den letztern war dieſe Scene ſo unerwartet, ſo plötzlich gekommen, daß er in der That nicht zu ſprechen vermocht hätte, ſelbſt wenn er gewollt hätte. Der Major ſah bleich, aber ruhig aus, als er in das Zimmer des Grafen trat. Sein Plan war gefaßt. Es handelte ſich nur darum, wie Sophia ihn aufnehmen werde. Wußte ſie, daß er nicht entkommen? Hatte ſie gehört, was vorgegangen? Er vermuthete es.

Der Graf deutete auf einen Seſſel; Ombrazowitſch ſetzte ſich aber nicht. Der Graf ging langſam und nachdenklich im Zimmer auf und ab. Er überlegte, was er in einem ſo außerordentlichen Fall zu thun habe.

„Sie haben mir die Wahrheit geſagt?“ fragte er dann den Major.

„Ja wohl, Herr Graf!“

„Und Sie würden in Gegenwart meiner Schweſter Ihre Ausſage wiederholen?“ fragte Brazow.

Gewiß, Herr Graf!“ antwortete der Major, und dann als er ſah, daß Brazow nach dem Klingelzug griff und klingelte, fügte er hinzu: „Wäre es nicht beſſer, Herr Graf, wenn wir in dieſer Angelegenheit ſo wenig Aufſehen als möglich machten?“

„Gewiß!“ antwortete der Graf. „Ich will auch nur meine Schweſter ſprechen!“

Es erſchien ein Diener. Der Schloßherr ſagte ihm, er möge zu der Comteſſe gehen, eine ihrer Dienerinnen wecken und der Comteſſe ſagen laſſen, daß er, ihr Bruder, ſie in einer ſehr dringenden Angelegenheit ſogleich zu ſprechen wünſche. Wenn es ihr irgend möglich ſei, ſo möge ſie kommen.

Als der Diener gegangen war, begann Michael Brazow wieder ſeine langſame Promenade durch das Zimmer. Paul Ombrazowitſch ſtand bleich, auf den Seſſel geſtützt. Wie würde Sophia ſeine Kühnheit aufnehmen? Er kannte ſolche Naturen; ſie waren unberechenbar. Möglicherweiſe imponirte ihr ſeine Keckheit und ſie geſtand, daß ſie ihn liebe. Möglicherweiſe fühlte ſie ſich beleidigt und gab dieſer Angelegenheit eine Wendung zu ihren Gunſten, trennte ſich für immer von ihm.

Es waren entſcheidende Minuten, denen der Major entgegenſah.

Faſt eine Viertelſtunde verging. Sollte Sophia nichts geſehen haben, nichts ahnen? Würde ſie ſagen, daß ſie ſich ſchon in ihrem Schlafzimmer befunden, daß ſie ſich erſt habe ankleiden müſſen? Endlich erſchien ſie.

Sie war in einen weiten Nachtmantel gehüllt, deſſen Kapuze faſt ihr Geſicht verbarg. In der Thür blieb ſie ſtehen, wie es ſchien, überraſcht davon, daß ſie ihren Bruder nicht allein finde. Dann trat ſie näher. Der Graf ging ihr entgegen und reichte ihr einen Seſſel. Sie lehnte ihn mit einer Handbewegung ab.

„Was iſt denn geſchehen, Michael? Weshalb läßt Du mich ſo ſpät rufen? Und Du biſt nicht allein?“ fragte ſie.

„Es thut mir leid, daß ich Dich habe ſtören müſſen“, ſagte der Graf, „aber ich mußte es thun, um eine ſeltſame Angelegenheit ſogleich aufzuklären. Ich hörte nach Dieben rufen, eilte hinaus und fand auf der Terraſſe, unter den Fenſtern Deines Flügels, David mit dem Herrn Major ringend, der mir ſagte, er käme von Dir!“

„Von mir?“ antwortete Sophia, ihren Blick düſter auf den Major richtend.

„Es iſt die Wahrheit, Comteſſe!“ ſagte dieſer und

ſeine Blicke ſchienen in ihrer Seele leſen zu wollen. „Ich hätte gern jedes Opfer gebracht, ich rang wie ein Verzweifelter mit dieſem Narren, dieſem David; aber als Ihr Herr Bruder dazu kam, blieb mir keine andere Wahl, als die Wahrheit zu ſagen oder wie ein Dieb behandelt zu werden."

„Keine andere Wahl?" fragte Sophia mit demſelben düſtern Blick. „Das will mir eigenthümlich ſcheinen. Sie hätten ſagen können, daß Sie von Jemand anders kämen."

„Nein, nein, Sophia, es iſt beſſer ſo, daß ich Alles weiß!" rief der Graf bitter.

„Alles?" wiederholte die Comteſſe. „Wir werden hören! Herr Major, Sie haben meinem Bruder geſagt, daß Sie von mir kämen. Haben Sie ihm nichts, nichts weiter geſagt?"

Was ging in ihrer Seele vor? Ja, wenn Ombrazowitſch es gewußt hätte! Er mußte ſeine Antwort danach formen. Was dachte, was fühlte, was beabſichtigte Sophia? Ihre Miene war ſo kalt, ſo ſtreng, ſo drohend, ohne einen Funken von Theilnahme, von Aufmunterung oder auch nur von Schwanken. Hatte er ſich geirrt? Liebte ſie ihn nicht? Führte ſein verzweifelter Entſchluß zum Gegentheil deſſen, was er beabſichtigt? War Sophia verletzt, beleidigt durch ſein Ge-

ſtändniß? In der That, er hätte eine leichte Antwort geben können. Es gab hübſche Mädchen unter den Dienerinnen auf dem Schloſſe. Der Graf würde gelächelt haben, wenn ihm der Major ein kleines Geſtändniß in dieſer Beziehung gemacht, David hätte geſchwiegen; er war ja ſonſt ein verſtändiger Diener. Aber Ombrazowitſch hatte die Wahrheit ſagen wollen, um Sophia zu einer Entſcheidung zu zwingen. Und wie fiel dieſe Entſcheidung aus?

„Comteſſe“, antwortete er, „ich fühlte mich nicht berufen, mehr zu ſagen, als was ich geſagt. Es hängt von Ihnen ab, welche Mittheilung Sie Ihrem Bruder über dasjenige machen wollen, was vorgefallen. Ich beklage es aufs Tiefſte. Es iſt wahr, ich hätte eine Ausrede erſinnen können, aber ich war verwirrt, vollkommen kopflos.“

„Sie ſind es ſonſt ſelten!“ ſagte Sophia kalt, als er zögerte. „Nun, Michael, meine Antwort iſt ſehr einfach. Hier iſt der Brief, in welchem der Herr Major mich um eine Unterredung bat. Du ſiehſt, daß es die erſte war, höchſt wahrſcheinlich iſt es auch die letzte. Ich ging darauf ein, weil ich es für möglich hielt, daß der Herr Major mir irgend etwas Außergewöhnliches zu ſagen haben könne. Er iſt ein Freund unſerer Familie, ein alter Bekannter von mir; ich glaubte, ſeine Bitte,

wenn ſie auch ſeltſam war, nicht abſchlagen zu dürfen, und traute mir Kraft und dem Herrn Major Takt genug zu, um eine ſolche Unterredung ohne einen Nachtheil für meine Ehre überſtehen zu können. Dies iſt der Brief!"

Michael nahm das Billet und durchflog es. Seine Miene war ruhiger geworden. Es lag in dem ganzen Weſen Sophia's eine ſo entſchiedene Ablehnung jedes zärtlichen Verhältniſſes, daß Michael nicht daran zweifeln konnte, Sophia habe ſich ihre vollkommene Freiheit bewahrt und werde ſie ſich bewahren.

„Nun, und darf ich fragen, was der Herr Major Dir ſo Wichtiges zu ſagen hatte?"

„Er theilte mir mit, was Du mir am Nachmittag über die Pläne der Regierung geſagt", antwortete Sophia.

Michael Brazow fühlte, daß er nicht weiter gehen könne. Die Angelegenheit nahm einen ganz andern Ausgang, als er erwartet, einen Ausgang, mit dem er zufrieden ſein konnte.

„Ich bitte Dich nochmals um Verzeihung, liebe Schweſter, daß ich Dich in ſo ſpäter Stunde hierher bemüht", ſagte er, „aber Du begreifſt, daß ich in dieſer Angelegenheit klar ſehen mußte!"

„Vollkommen!" antwortete Sophia. „Wiſſen die Diener, was der Herr Major geſagt?"

„Möglicherweiſe David“, antwortete Michael. „Und ich werde dafür ſorgen, daß er, wenn er es nicht weiß, es nicht ahnen kann, und wenn er es weiß, es nicht weiter ſagt. Es wird nichts übrig bleiben, als einen Ausweg zu erſinnen; der Herr Major wird ſich dazu bequemen müſſen, denn hoffentlich wird er nicht aller Welt den wahren Zuſammenhang oder gar die Thatſache der Unterredung ohne Zuſammenhang mittheilen wollen.“

„Ich bin zu jeder Sühne bereit“, ſagte der Major, der mit aufeinandergepreßten Lippen und faſt höhniſch vor ſich nieder ſah. „Man kann die Leute glauben laſſen, ich ſei von einer Dienerin gekommen. Es thut mir leid, daß dieſe Angelegenheit ſo traurig geendet hat. David kann natürlich nichts ahnen. Wie hätte er mich ſonſt für einen Dieb halten können?“

Es lag etwas Mißtrauiſches in dieſen Worten. Stieg der Gedanke abermals in ihm auf, daß man ihm eine Falle hatte legen wollen? Doch das war unmöglich. Sophia hatte wahrlich keinen Grund, mit ihm entdeckt zu werden, ſonſt hätte ſie jetzt nicht mit ſolcher Härte jedes innigere Einverſtändniß mit ihm in Abrede geſtellt. Oder wollte ſie ſich ſeiner entledigen? Nein, dazu hätte ſie einfachere Wege einſchlagen können. Er fühlte, daß er ſich mit thörichtem Argwohn quäle. Aber eins ſtand feſt, Sophia hatte ihn zurückgewieſen. Das

Haus des Grafen war ihm in Zukunft verſchloſſen. Er hätte raſen mögen über die ſchwankende Laune dieſes Weibes, die jede Berechnung zu Schanden machte. Verſpielt war dieſes Spiel, für heute wenigſtens, für einige Zeit, aber nicht für immer! So leicht wollte er den Kampf nicht aufgeben. Ja, es flammte eine dämoniſche Luſt in ihm auf, nun erſt recht zu ſiegen, Sophia zu demüthigen, in ſeine Feſſeln zu ſchlagen!

„Gute Nacht, Michael!“ ſagte die Comteſſe, und ohne auf den Major zu achten, der ſich verneigte, verließ ſie das Zimmer.

Es trat eine peinliche Pauſe ein. Der Graf wußte offenbar nicht, was er noch mit Ombrazowitſch ſprechen ſolle, und in dieſem kochte der ganze Zorn über die blinde Mißgunſt des Zufalls, die ihm Alles verdorben.

Ein Zwiſchenfall kam den Beiden zu Hülfe. Man hörte lautes Pochen und Rufen. Michael Brazow glaubte zu hören, daß man nach ihm verlange. Da es eine aufgeregte Zeit war und man ſtündlich neue Nachrichten und Befehle nach Tiflis zu erwarten hatte, ſo konnte das nicht auffallen.

„Ich will hören, was es gibt“, ſagte er. „Entſchuldigen Sie mich, Herr Major!“

„Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie“, erwiderte dieſer. „Vielleicht intereſſirt dieſe Nachricht auch mich!“

Brazow nahm eine Kerze und ſie ſchritten hinaus auf den Hof. Man hatte bereits einem Reiter das Thor geöffnet. Es war ein Dragoner aus Kureli mit einer Depeſche für den Grafen und einer andern für ſeinen Major. Der Mann war ſchnell in der Nacht durch den Wald geritten; ſein Geſicht war zerriſſen von den Zweigen, die ihn geſtreift.

Der Graf und der Major laſen ihre Depeſchen beim Scheine der Kerze. Sie waren faſt gleichlautend. Der Major ſollte mit ſeiner Schwadron in öſtlicher Richtung den Karaſſu hinaufziehen und theils recognosciren, theils die einzelnen Abtheilungen Miliz, die ihm genauer bezeichnet waren, an ſich ziehen und inſpiciren. An einem beſtimmten Orte ſollte er ſich mit einem größern Corps vereinigen und ſich dem Führer deſſelben unterordnen. Die Milizen Brazow's und Daniel Garika's ſollten unter der Führung des Majors ebenfalls den Karaſſu hinaufziehen. Der Marſch ſollte ſobald als möglich, ſpäteſtens innerhalb zwanzig Stunden angetreten werden.

„Gut denn, auf Wiederſehen morgen, Herr Graf!“ ſagte Paul. „Ich treffe Sie am Mittag, wenn es Ihnen recht iſt, in Garika! Freut mich, daß wir eine kleine Campagne zuſammen zu beſtehen haben! Das zerſtreut die Gedanken. Empfehlen Sie mich den Damen!“

Er grüßte militäriſch und verließ mit dem Dragoner den Hof, um ſein Pferd aufzuſuchen.

Michael Brazow ſandte einen Boten an den Ortsvorſteher nach Dari hinab, um ihn von der Ordre unterrichten zu laſſen. Dann befahl er, ihn um vier Uhr zu wecken, und ging hinüber nach ſeinem Schlafzimmer.

Jetzt erſt erinnerte er ſich ſeiner Gattin. Er klopfte an die Thür des Zimmers, in welchem die Dienerinnen ſchliefen. Man ſagte ihm, die Frau Gräfin habe nach Niemand verlangt und ſcheine zu ſchlafen. Beruhigt entfernte ſich Michael.

Nina ſchlief nicht. Wenige Minuten vorher hatte George Abſchied von ihr genommen, und ſie ſaß noch bewegt und leiſe weinend in ihrem Schlafzimmer. Welch eigenthümliches Wiederſehen! Die gutherzige Frau fühlte das Traurige dieſes geheimen Sichwiederfindens, obwohl ihr Gefühl nicht zu denen gehörte, die man fein oder ausgebildet nennen darf. Ein Bruder, ein todtgeglaubter, längſt vergeſſener Bruder, plötzlich vor ihr ſtehend, und was auf jede Frau Eindruck macht, ein ſo ſchöner Mann, von ſo feinen Sitten, ſo ſanft und doch ſo warm in ſeinem Weſen, ein Mann, aus deſſen Auge Treue und innige brüderliche Liebe ſprachen und in dem ſie eine höhere Natur ahnte, wenn ſie ſich deſſen auch nicht klar bewußt wurde, der

mit ſolcher Bewegung von den Aeltern ſprach, die ſie noch weniger gekannt als er, und, ein Fremdling in ſeiner Heimat, verſtohlen zu ihr ſchleichen mußte — wohl mußte ſie das Alles ſeltſam durchzittern! Am liebſten hätte ſie ſogleich ihren Gatten rufen laſſen, um ihm Alles zu ſagen. Aber George hatte ſie gebeten, dem Grafen gegenüber noch das tiefſte Stillſchweigen zu bewahren, ſo lange wenigſtens, bis er mit Daniel geſprochen. Es war ihr eigen zu Muthe. Sie fühlte, wie ihm ihr Herz freundſchaftlich entgegenſchlug, wie ſie ihn mehr lieben könne als Daniel, der ihr niemals mehr gezeigt hatte als eine kühle, nachläſſige Achtung, die oft Gleichgültigkeit ſchien. Und doch war ihr George ſo fremd. Sie fühlte, welcher Abſtand zwiſchen ihm und Daniel und auch dem Grafen ſei. Die einfache Frau konnte ſich nicht bewußt werden, daß dieſes Fremdartige nichts Anderes war als die höhere Bildung, der eigenthümliche Adel, den die Beſchäftigung mit geiſtigen Dingen, ein tieferes Seelenleben und ein Streben nach dem Ideal verleiht. Aber ſie empfand es als ein Fremdes, das dennoch ſchön war und das ſie mit einer ſcheuen Bewunderung erfüllte. Sie fühlte etwas wie Stolz, daß dies Bruder ſei, aber die innerliche Scheu blieb ihr doch. Dieſes Wiederſehen, dieſe Erſcheinung war ihr zu plötzlich, faſt erſchreckend gekommen.

Inzwiſchen gingen George und David durch den Wald dem Platze zu, an welchem Alia ihrer harrte. David achtete das Schweigen ſeines Begleiters oder mochte ſeinen eigenen Gedanken nachhängen, denn er unterbrach das Schweigen deſſelben nicht. Sie hörten den Major, der ſein Pferd ſuchte, und die ſchweren Hufſchläge von dem Pferde des Dragoners, und George fragte, wer das ſei. David antwortete, er werde ihm bald Auskunft geben. So gelangten ſie zu Alia.

„Nun, wie findeſt Du Nina?“ fragte der Alte. „Ich danke Gott, daß Alles gut abgelaufen; es war ein Wagſtück.“

„Meine Schweſter iſt ein gutes Weſen“, antwortete George. „Vielleicht würde ſie anders, ich will nicht ſagen, beſſer geworden ſein, wenn meine Mutter gelebt und ſie erzogen hätte, aber ſie hat ſich ein gutes Herz bewahrt. Zuerſt ſtanden wir uns befangen und fremd gegenüber, aber das war nicht anders zu erwarten. Ich ſah bald, daß es nicht Mißtrauen, ſondern nur natürliche Scheu war, die ſie von mir trennte, und meine Worte fanden bald Eingang in ihr Herz. Als ich von den Aeltern ſprach, weinte ſie; als ich aber von dem einſtigen Glanz unſerer Familie und von dem traurigen Ende der Aeltern ſprach, an welchem Rußland nicht unſchuldig ſei, ſchien ſie qualvoll berührt und verſtand mich nicht. Ich brach bald

davon ab. Ihren Gatten liebt ſie, das kann und ſoll nicht anders ſein. Ueber Daniel ſprach ſie wenig; er ſcheint ihr nicht viel ſchweſterliche Liebe abgewonnen zu haben. Politik iſt ihr fremd. Sie wiederholte mir einige Worte ihres Mannes, die darauf hindeuten, daß er einen ernſten Kampf mit Schamyl und den Türken fürchtet, aber an einen Aufſtand des Landes nicht glaubt und an einem endlichen Siege der Ruſſen nicht zweifelt. Von Sophia ſprach ſie mit kalter Achtung; ſie ſcheint ihre Schwägerin mehr zu fürchten als zu lieben. Als ich ſie fragte, was an der bevorſtehenden Verbindung Daniel's mit Sophia Wahres ſei, ſprach ſie offen aus, daß ihr Mann dieſelbe wünſche. Aber ſie glaube, Daniel werde nicht glücklich ſein, denn Sophia liebe ihn nicht; ſie ſei wetterwendiſch und werde ſtets andern Männern ſüße Augen machen; ſie trachte nach Höherem als nach einer Verbindung mit Daniel und werde ihn nur nehmen, wenn kein Beſſerer komme. Michael wünſche die Verbindung, weil ſie für ſeine Schweſter vortheilhaft ſei, und deshalb werde die Heirath doch wohl, wenn auch erſt ſpäter, zu Stande kommen. Ich verließ ſie traurig; ich empfand, daß eine Grenze zwiſchen uns ſei, daß wir nicht gemeinſam fühlen. Dennoch liebe ich ſie und es drückt mich nieder, daß ich ſie vielleicht in kurzer Zeit betrüben werde und die Ruhe ihres Familienlebens ſtören muß."

„O", ſagte Alia, „Nina Garika wird nicht betteln gehen, wenn ihre Brüder wieder Herren des Landes ſind. Habt Ihr den Schutz Rußlands annehmen müſſen, ſo kann Brazow auch wohl einmal Euren Schutz annehmen. Aber ich dächte, Du kehrteſt zurück, David. Wann ſoll ich mit Giorgi zu Daniel gehen?"

„Morgen in der Frühe!" antwortete David. „Und ich habe noch etwas zu ſagen: Daniel iſt unſer!"

Die beiden Männer ſtießen bei dieſen mit erhobener und triumphirender Stimme geſprochenen Worten einen Ruf der Ueberraſchung aus.

„Ja, Daniel iſt unſer!" fuhr David fort. „Frage ihn morgen, Alia, ob er ein Mädchen heirathen will, das mit einem Ruſſen nächtliche Zuſammenkünfte hält. Erzähle ihm, was ich Euch ſagen werde, und er wird raſend ſein. Der Mann, der uns unterwegs anredete, Giorgi, war ein ruſſiſcher Offizier, der Nebenbuhler Daniel's. Ich erkannte ihn ſogleich an der Stimme und ahnte die Wahrheit. Ich ſah, wie er heimlich mit Sophia Brazow ſprach und ihre Hand hielt. Da rief ich nach Dieben und hielt ihn feſt, als er fliehen wollte. Sagt nicht, woher Ihr das wißt. Es iſt gleichgültig. Oder Du kannſt auch ſagen Alia, Du habeſt es von mir gehört; Du hätteſt mich geſprochen, und ich hätte mir die Sache zuſammengereimt, obwohl ich den Major erſt für einen

Dieb gehalten. Sage nur zu Daniel, er möge Brazow und ſeine Schweſter und den Major offen fragen, ob es wahr ſei! Und es iſt wahr! Sie werden es nicht leugnen können! Daniel wird ſchäumen. Er haßt den Major, er wird Sophia haſſen, und Giorgi's und Deine Worte werden ein offenes Herz bei ihm finden!"

„Bei Gott, David, das iſt eine gute Nachricht!" rief Alia mit freudiger Stimme. Und er ſuchte in der Finſterniß George's Hand und ſagte: „Nun vorwärts, Giorgi! Das Schwerſte iſt gewonnen, Daniel iſt unſer. Morgen früh gehen wir zu ihm, und wenn Schamyl von den Bergen ſteigt, werden Daniel und Giorgi Garika an der Spitze der Männer dieſes Landes ſtehen und die alte Schmach und Knechtſchaft rächen! Gute Nacht, David! Dank für die Nachricht!"

Und die Männer traten durch die Nacht ihren Rückweg nach verſchiedenen Seiten an.

Es war am andern Tage kurz vor Mittag, als Daniel Garika in ſeinem Zimmer ſtand. Unter ſeinen Fenſtern zeigte ſich ein eigenthümlich bewegtes, aber trauriges Bild. Die Miliz von Garika hatte ſich verſammelt, dem Befehl, den Daniel am Abend vorher erhalten, zufolge, und Frau und Kind hatten die Männer begleitet, um den letzten Abſchied von ihnen zu nehmen. Es waren wenig über hundert Mann, aus Garika und

einzelnen Dörfern, meiſt ſchlanke Leute mit blaſſen Geſichtern und viel mehr friedlich als kriegeriſch in ihrem Aeußern. Kampfluſt ſchien ſie nicht zu beſeelen; ſie blickten trübe vor ſich hin oder auf ihre Frauen und Kinder, und der Gedanke an die Zukunft erhöhte die Bläſſe auf ihren Wangen. Die Mehrzahl trug die Landestracht; nur einzelne, wahrſcheinlich die Unteroffiziere, trugen an den Aermeln und auf der Schulter Abzeichen. Auch ihre Bewaffnung machte keinen furchterweckenden Eindruck. Wohl trugen die Meiſten Flinten und Säbel, aber die Flinten ſchienen alt zu ſein, und die Männer hielten ſie, als wüßten ſie nicht recht, was ſie damit anfangen ſollten. Einzelne waren nur mit Säbeln und alten Piſtolen bewaffnet. Genug, ſie machten den Eindruck eines Landſturms, der weder Haus und Hof, noch Frau und Kind zu vertheidigen hat, ſondern nur einem höhern Befehl folgt, und dem deshalb jene todesmuthige, ſtille Erbitterung fehlt, die ſonſt auch friedliche Landleute zu Helden machen kann, wenn es ſich um die Vertheidigung der heiligſten Güter handelt.

Ja, die Männer von Garika waren nicht mehr kriegeriſch, oder wenn ſie es noch waren, ſo hatte der Funke der Begeiſterung, der aus Knaben Helden macht, noch nicht zündend in ſie eingeſchlagen. Man wußte, daß Schamyl im Anzuge ſei, und ſein Name ging flüſternd

von Mund zu Mund. Hätte ſich der gefürchtete Tſchetſchenzenführer unmittelbar gegen Garika gewandt, ſo würden ſich viele Muthige gefunden haben, entſchloſſen, den verwegenen Räubern, die gleichſam im Fluge plünderten, Widerſtand zu leiſten und den Verſuch zu machen, ſie durch Entſchloſſenheit zu verſcheuchen. Aber es hieß, Schamyl habe ſich gegen Tiflis gewendet. Weshalb rief man alſo die Garikaner gegen ihn zu Hülfe? Waren nicht Ruſſen genug da, ihm zu widerſtehen? Noch gab es genug unter den Männern, die mehr Theilnahme für den kühnen Tſchetſchenzenführer als für die Generale des Czaren fühlten, und es ging eine unklare und unbeſtimmte Ahnung durch alle, daß ſie ſich würden niedermetzeln laſſen müſſen, ohne die Genugthuung zu haben, für irgend etwas zu kämpfen, das ſie liebten. Es fehlte die dumpfe, drohende Unruhe, die dem Nahen eines verhaßten Feindes vorhergeht, mit dem man im Verzweiflungskampfe ringen möchte, wenn man auch der Vernichtung gewiß iſt. Eine düſtere, drückende Schlaffheit prägte ſich in den Mienen und Geſtalten der Männer aus. Alle empfanden, daß ſie in einen Kampf geführt werden ſollten, der ihnen gleichgültig, ja verhaßt war, und daß ſie ſich dem lieber durch die Flucht entzogen hätten. Fehlte doch überhaupt ſchon heute ſo Mancher, den man geſtern noch friſch und geſund geſehen.

Heute lag er entweder ſcheinbar ſterbenskrank im Bett oder war in die Wälder geflohen, um ſich nachher ſo gut als möglich zu entſchuldigen. Es war eine traurige Schaar, und die Weiber, deren dumpfer Schmerz ſich nicht einmal bis zur Höhe lauten Jammers erheben konnte, vermehrten das Peinliche und Qualvolle dieſes Anblicks.

Das ſah indeſſen Daniel nicht. Er hielt den Brief George's in der Hand, den er nun ſchon wiederholt geleſen, und blickte mit finſterer Miene vor ſich hin.

Was war das? Jenes nur halbverſtandene Wort, das er für einen Betrug gehalten, als es ihm zu Ende des vergangenen Jahres der geheimnißvolle Bote überreicht, es war zur Wahrheit geworden. Sein in Petersburg ertrunkener Bruder George war in der Nähe. Sollte er das glauben? War es ein Betrug? Und weshalb kam George jetzt, nachdem er nie früher von ſich hören laſſen? Stand dieſes Wiedererſcheinen in Verbindung mit dem Kriege, mit dem Nahen der Türken? Daniel grübelte.

Sein mißtrauiſches Herz empfand keine Freude bei dem Gedanken, daß er einen Bruder würde an ſein Herz drücken können. Im Grunde ſeiner Seele ſchlummerte etwas von jener orientaliſchen Bruderliebe, die in dem Bruder nur den Nebenbuhler, den Thronprätendenten ſieht. Daniel's Seele war kalt; daher ſtammte auch ſeine Schwäche und Unentſchloſſenheit, denn nur die

warme Empfänglichkeit für das Große verleiht Kraft und Energie. Es lag in ihm der Keim zu einem orientaliſchen Despoten, der Hunderte niedermetzeln laſſen kann und zuletzt winſelnd vor dem mächtigern Feinde niederfällt. Aber es war trotzdem nicht jene in ihrer Eiſigkeit großartige Kälte eines Tamerlan und Nero; an ihm war Alles kleinlich und ſchwach, Strohfeuer, Wankelmuth und Mißtrauen.

In einigen Punkten zwar beruhigte ihn der Brief. George ſchrieb, daß er nur komme, ſeine Heimat und ſeine Verwandten zu ſehen, daß er hinreichend begütert ſei, um auch in Zukunft im Auslande zu leben, da er hoffe, daß ihn die Großmuth ſeines Pflegevaters nie verlaſſen werde. Aber es wehte ein eigener Ton durch den Brief; etwas von jener Hoheit, die Nina's Herz mit ſcheuer Bewunderung erfüllt hatte und jetzt in Daniel's Herzen etwas wie Neid erweckte. „Was will er denn hier? Die Heimat, mich und Nina ſehen, nachdem er ſo lange nicht an uns gedacht? Wenn es ihm anderswo gut geht, weshalb bleibt er nicht dort, weshalb wagt er ſich hierher, wo die Ruſſen ihn nicht freundlich begrüßen werden? Und wo wohnt er, wo hält er ſich verborgen? Das Alles ſieht aus, als wäre mehr dahinter — eine Abſicht, mich zu betrügen, vielleicht?"

So fragte er ſich. Nur ſelten blitzte etwas Edleres

in ihm auf. Dann wünſchte er, George möchte ſogleich eintreten. Ein Bruder! Es lag etwas in dem Gedanken, das Daniel durchzitterte, weil es doch noch einige zarte Saiten in ihm gab. Aber er war verbittert. Die Leidenſchaft für Sophia, ihre Kälte, der Gedanke an die Möglichkeit, ſich gegen Rußland aufzulehnen, das Alles hatte ihn in der letzten Zeit faſt krank gemacht, da er groß geworden war in Schlaffheit und nicht männlich mit großen und gewaltigen Gedanken zu kämpfen verſtand. Es verſtimmte ihn, daß er herausgeriſſen worden aus der behaglichen, gleichförmigen Bahn des Lebens. Jede geiſtige Anſtrengung war ihm zuwider. Nun kam auch noch dieſer Bruder! Weshalb quälte man ihn mit Ueberraſchungen?

Zwiſchen dieſe Gedanken drängten ſich andere. Heute ſollte er Nachricht erhalten, ob Sophia ſeine Bewerbung angenommen. Statt nach Dari hinüberzureiten, woran ihn der Befehl zum Ausmarſch hinderte, erwartete er nun Michael Brazow bei ſich ſelbſt. Der Graf konnte jeden Augenblick mit ſeiner Schaar eintreffen. Und wenn Sophia nun keine beſtimmte Antwort gegeben? Schon begann er wieder, ſie zu entſchuldigen. Es bangte ihm vor jeder Entſchiedenheit, vor jeder Gewißheit. Die Ordre zum Aufbruch war auch nach Dari gekommen; in den Vorbereitungen hatte man nicht Zeit für eine ſo

zarte Beſprechung gefunden, die plötzliche Kriegsgefahr hatte alle Gedanken auf andere Gegenſtände gelenkt; genug, ſchon entſchuldigte er ſich vor ſich ſelbſt, wenn er ſich gezwungen ſehen würde, eine zögernde Antwort Sophia's gelten zu laſſen.

Daniel war in voller Marſchuniform, den Säbel an der Seite, aber der Mißmuth, die Schlaffheit ſeiner Züge ſtand in einem leicht bemerkbaren Widerſpruche mit dieſer kriegeriſchen Rüſtung. Auch er zog nicht gern in dieſen Kampf, der ihn von Sophia und der Bequemlichkeit des gewohnten Lebens entfernte. Sich mit dieſen Milizen zu ärgern, Regen und Wind auszuhalten, und was das Unangenehmſte war, unter dem Commando des Majors und ſpäter unter dem Oberbefehl anderer ruſſiſcher Offiziere zu ſtehen, wie langweilig war dieſe Ausſicht! Die Ausſicht auf Kampf dagegen entmuthigte ihn nicht. Perſönlich war Daniel tapfer wie jeder militäriſch erzogene Mann.

So ſtand er, als ein Diener eintrat und meldete, daß Alia Waſſi mit noch einem andern Manne den Prinzen zu ſprechen wünſche. Daniel kannte den Namen gut genug, wenn er auch Alia Waſſi ſeit Jahren nur ſehr ſelten geſehen und kaum wußte, wo er wohnte. War dieſer andere George? Er gab die Erlaubniß zum Eintritt.

Gleich darauf erſchien der alte Weißkopf, an ſeiner Seite George in der Landestracht. Daniel, mitten im Zimmer ſtehend, erwartete ſie mit leichtem Herzklopfen. Die Blicke der beiden Brüder begegneten ſich, derjenige Daniel's ſcheu und mißtrauiſch, der Blick George's ſanft fragend, weich, faſt bittend. Die Aehnlichkeit erkannte Daniel im Augenblick. An der Wand hing ein Portrait des Vaters; George mit ſeinen ſchmalen, feinen Zügen glich demſelben wunderbar, mehr als Daniel, deſſen Züge breiter und ſchlaffer waren, obwohl auch die beiden Brüder ſich ſehr ähnlich ſahen.

„Daniel Garika“, ſagte der Alte vortretend, „ich führe Dir hier Deinen Bruder zu. Du kannſt, wenn Du einen Blick auf jenes Bild Deines Vaters wirfſt, nicht zweifeln, daß er es iſt. Doch davon iſt jetzt nicht die Rede. Wir kommen in einem entſcheidenden Augengenblick, Daniel! Unter Deinen Fenſtern ſtehen die Kinder Deines Landes. Du wirſt ſie mit den Ruſſen gegen Schamyl führen?“

„Ich dächte, jetzt hätte ich erſt mit dieſem Manne zu ſprechen, der ſich meinen Bruder nennt“, ſagte Daniel ablehnend, und dann fügte er auf Franzöſiſch zu George hinzu: „Ich habe Ihren Brief erhalten. Sie werden es natürlich finden, wenn er mich überraſcht hat. Darf ich Sie bitten, mir nähere Aufklärungen zu geben?“

„Jetzt nicht! rief Alia, zwiſchen die Brüder tretend, denn er verſtand den Sinn, wenn auch nicht die Worte von Daniel's Rede. „Ihr könnt ſpäter ſprechen. Jetzt drängt die Entſcheidung! Daniel, Du wirſt nicht mit den Ruſſen ziehen! Ich weiß, was Dich zu ihrem Sklaven macht: ein Weib! Aber David, den ich heute geſprochen, hat dieſes Weib geſtern Abend überraſcht, als ſie mit dem Ruſſen, dem Major in Kureli, auf der Terraſſe unter ihrem Fenſter heimlich ſprach in ſpäter nächtlicher Stunde! Willſt Du denen trauen, Dich für diejenigen opfern, die Dich verrathen?"

Daniel, der bei den erſten Worten Alia's unwillig hatte aufbrauſen wollen, fuhr zurück und erbleichte.

„Was weißt Du davon?" ſtammelte er. „Von wem ſprichſt Du?"

„Von der Gräfin Sophia, Deiner Schwägerin!" antwortete Alia, und die Blicke des Alten ſchienen in Daniel's Herz dringen zu wollen. „David hat ſie überraſcht. Und auch Michael weiß es. Willſt Du eine Fremde heirathen, die Dich mit ihren Landsleuten betrügt? Der Major und Michael werden bald bei Dir ſein. Frage ſie, verlange Antwort! Sei ein Mann! Wirſt Du mit ihnen ziehen, wenn ſie Dir die Wahrheit geſtehen von dem, was ich ſage?"

„Sophia — heimlich mit dem Major, und Michael weiß es?“ rief Daniel abgebrochen, ſtammelnd.

„Ja, geſtern Abend, während Giorgi mit Nina ſprach!“ antwortete Alia. „Aber da ſind ſie ſelbſt, nun frage ſie! Und wenn Du weißt, daß Du betrogen biſt, Daniel, ſo handle!“

In der That hörte man die Muſik der Dragoner. Der Major und Michael, die ſich unterwegs vereinigt, ritten auf den Hof, während die Milizen Brazow's und die Schwadron Dragoner ſich vor dem Schloſſe aufſtellten.

„Ich werde ſie fragen!“ rief Daniel, noch immer todtenbleich. „Und Ihr, was wollt Ihr?“

„Wir bleiben hier, wenn auch nicht bei Dir, doch im Schloß, um Zeugen zu ſein, wie ein Garika handelt, wenn man ihn betrügt!“ rief Alia. „Sorge nicht um uns! Ich kenne das Schloß ſo genau als Du und werde Giorgi für alle Fälle ſichern. Geh nur hinab!“

„Gut!“ ſagte Daniel und ſeine farbloſen Lippen zitterten. „Wenn es ſo iſt, wie Du ſagſt, dann Fluch den Ruſſen und ihrem ganzen Anhang!“

Er verließ das Gemach. Alia Waſſi und George traten an ein Fenſter.

Die Muſik der Dragoner ertönte inzwiſchen luſtig weiter. Der Major und Brazow, mitten auf dem Hof haltend, ſchienen Daniel zu erwarten. In dem Moment,

als dieſer unten aus der Thür auf den Hof trat, drängte Alia Waſſi plötzlich George zurück, öffnete das Fenſter, deutete mit der Hand nach Norden und rief mit einer Stimme, die Alles übertönte: „Schamyl! Schamyl!“

Wie auf ein gegebenes Zeichen verſtummte die Muſik. Aller Blicke wandten ſich nach Norden, und da das Schloß hoch lag und gerade nach Nordoſten, nach dem Karaſſu, der Berg ſteil abfiel, ſodaß der Blick bis weit auf die nördlichen Berge ſchweifen konnte, ſo ſah die Mehrzahl durch die reine und klare Luft etwas wie einen ſchwarzen Schatten, der ſich in Geſtalt einer ſchmalen Linie klar von einem hell von der Sonne beſchienenen Felsabhang abhob. Es gehörten freilich geübte Augen dazu, um zu errathen, daß dies eine Schaar Reiter ſei, aber unter den Verſammelten waren wenige, deren Auge nicht auf meilenweite Entfernung eine ſolche Linie zu deuten gewußt hätte.

Ein Flüſtern ging durch die Miliz; dann wurden die Reihen todtenſtill. Die Dragoner richteten ſich ſtraffer auf, und die Trompeter nahmen mit einer Disharmonie die Melodie wieder auf, wo ſie dieſelbe abgebrochen. Es lag etwas eigenthümlich Einſames und Verlaſſenes in den Klängen dieſer wenigen Trompeten, etwas wie gezwungene Luſtigkeit, wie erkünſtelter Trotz. Selbſt das ſchwache Echo ſchien keinen Muth zu haben, einzuſtimmen.

Inzwiſchen hingen alle Blicke an jenem Schattenſtreifen. Wohin er ſich richtete, das ließ ſich auf eine ſo weite Entfernung nicht beſtimmen. Aber er bewegte ſich ein wenig, das war deutlich zu ſehen, und zwar nach Süden zu.

In dieſem Moment trat Daniel Garika auf Michael und den Major zu, das Geſicht noch immer bleich. Aber es war nicht die Bläſſe der Furcht, ſondern diesmal der Entſchloſſenheit.

Die Miene, die Haltung Daniel's mußten dem Grafen und dem Major auffallen. Ihre Blicke wurden aufmerkſamer. Brazow ritt dem Prinzen einige Schritte entgegen.

„Guten Tag, Daniel!“ ſagte er und verſuchte ein Lächeln. „Der Krieg beginnt. Wer war der Mann, der aus dem Fenſter rief?“

Daniel beantwortete weder den Gruß, noch die Frage. Er ſuchte nach den Worten für eine Anrede.

„Herr Graf“, ſagte er dann, „welche Antwort bringen Sie mir von der Comteſſe?“

Michael ſtutzte und eine Wolke zog über ſein Geſicht.

„Ich glaube, mein lieber Prinz, dies iſt kaum der Augenblick, davon zu ſprechen“, antwortete er. „Wir ſind nicht allein, und außerdem zwingt uns der Augenblick, an andere Dinge zu denken.“

„Dennoch wünſche ich Ihre Antwort jetzt zu hören und zwar hier", ſagte Daniel faſt heftig. „Die Gegenwart des Herrn Majors genirt mich nicht; im Gegentheil, ich halte ſie für nothwendig."

Die Miene des Majors blieb ſcheinbar ruhig, aber Verwunderung und Neugier ſprachen aus ſeinen Blicken. Was war vorgegangen? Welche Scene ſollte ſich hier entwickeln? Er hatte Daniel nie ſo trotzig und entſchloſſen geſehen.

„Ihre Worte ſetzen mich in Erſtaunen", antwortete Michael Brazow unmuthig. „Ich muß in der That geſtehen, daß mir der Augenblick für die Erklärung, die Sie verlangen, nicht geeignet erſcheint. Sobald wir allein ſind, werden Sie meine oder vielmehr Sophia's Antwort hören."

„Es thut mir leid, auf meiner Frage beſtehen zu müſſen", ſagte Daniel. „Es iſt möglich, daß wir nicht ſo bald allein ſind, und außerdem wünſche ich, wie geſagt, daß der Herr Major zugegen ſei."

„Daniel", rief Brazow, „ich finde Ihre Hartnäckigkeit ſonderbar und faſt beleidigend. Was ich Ihnen zu ſagen habe, betrifft nicht mich und Sie allein, ſondern auch eine Dame. Ich kann nicht vor aller Welt davon ſprechen."

„Wir ſind nur unſer drei", ſagte Daniel. „Alſo Sie wollen nicht antworten, Graf?"

„Nein, hier nicht!“ erwiderte Michael entſchieden und in gereiztem Tone.

„Gut, ſo werde ich eine andere Frage an Sie richten, und ich bin überzeugt, daß Sie mir dieſe Frage gewiß beantworten werden!“ fuhr Daniel fort. „Iſt es wahr, daß die Comteſſe Sophia geſtern Abend, am Abend deſſelben Tages, an welchem ich um eine Entſcheidung bat, eine heimliche Unterredung, mit andern Worten ein nächtliches Rendezvous mit dieſem Herrn, mit dem Major Ombrazowitſch gehabt hat?“

Die Frage kam unerwartet; ſie mußte den Grafen verwirren und den Major überraſchen.

„Aber, mein lieber Daniel“, rief Brazow, „das iſt doch in der That kein Ort und keine Gelegenheit, um über derartige Dinge zu verhandeln. Noch einmal, laſſen Sie uns jetzt abbrechen. Ich werde Ihnen Alles erklären!“

„Die Erklärung beſteht in einem einzigen Wort“, ſagte Daniel. „Ja oder Nein?“

„Nun, wenn Sie denn wollen, ja, Sophia hat eine Unterredung mit dem Major gehabt, weil er ſie darum gebeten, die erſte und letzte, die einzige“, antwortete Michael unruhig. „Ich hätte es Ihnen von ſelbſt mitgetheilt, zugleich mit der Antwort Sophia's, die nicht ungünſtig iſt.“

„Nicht ungünſtig? Wirklich?“ rief Daniel höhniſch lachend. „Ich bin Ihnen ſehr dankbar, Herr Graf. Will vielleicht die Comteſſe mich wirklich heirathen und ſich auch ſpäter noch Rendezvous mit dem Herrn Major geben? Beſten Dank! Ich habe nicht Luſt, ein gefälliger Ehemann zu ſein. Die Comteſſe iſt vor meinen Bewerbungen ſicher! Ich könnte einige ſcharfe Worte über eine Dame ſprechen, die den Einen anhörte und dem Andern Rendezvous gab, aber ſie geht mich nichts mehr an!“

„Prinz“, rief Brazow heftig, „keine Beleidigung! Eine Unterredung iſt kein Rendezvous! Wie können Sie urtheilen, ohne gehört zu haben? Von wem haben Sie überhaupt die Nachricht?“

„Das iſt meine Sache!“ antwortete Daniel ſcharf und höhniſch. „Es ſcheint faſt, als hätte mir dieſer unſchuldige Zwiſchenfall verſchwiegen bleiben ſollen. Das wäre allerliebſt geweſen, ſehr aufrichtig von Ihnen, Herr Graf.“

„Prinz“, rief Brazow, „wir ſprechen uns darüber ſpäter! Sie wiſſen nicht, was Sie ſagen. Ich will jetzt nichts mehr hören. Wir ſind im Dienſt des Kaiſers und haben an andere Dinge zu denken. Geben Sie den Befehl zum Aufbruch, Herr Major. Die Truppen ſind verſammelt.“

„Sie ſtehen im Dienſt des Kaiſers, nicht ich!“ ſagte

Daniel kalt. „Ich bleibe hier, und meine Gardiner bleiben bei mir. Adieu, meine Herren!“

„Prinz“, rief jetzt der Major und verſperrte ihm mit ſeinem Pferde den Weg, „ich muß um nähere Erklärung dieſer Worte bitten, die jedenfalls auf einem Irrthum beruhen.“

„Durchaus nicht!“ antwortete Daniel. „Ich bin Milizoffizier, das iſt wahr, aber als ſolcher nicht im unmittelbaren Dienſt des Kaiſers. Soviel ich weiß, ſollen die Milizen nur zur Vertheidigung des Landes dienen. Nun gut, unſere Gegend iſt bedroht — da drüben iſt Schamyl — ich bleibe hier, und wenn Ihnen das Wohl eines Landes am Herzen läge, das Sie freilich nicht lieben können, da Sie hier nicht geboren, da Sie hier nur durch eine Heirath eingezogen, ſo würden Sie daſſelbe thun und Dari ſchützen!“

Eine Minute lang blieben der Graf und der Major ſtumm nach dieſen Worten. Es lag nicht in ihnen allein, ſondern in dem ganzen Weſen Daniel's etwas ſo Ungewöhnliches, daß ſie dieſen Gegenſatz gegen früher kaum zu begreifen vermochten. Außerdem war Paul Ombrazowitſch mit ſeinen Gedanken beſchäftigt. Daniel unterrichtet von dem Rendezvous, was hätte er Beſſeres wünſchen können? War ihm nicht in der Nacht der Gedanke gekommen, dem Prinzen heimlich den Vorfall melden zu

laſſen? Und Daniel faſt im Aufſtande gegen Rußland, ſtimmte das nicht mit ſeinem eigenen Plane überein, den er Sophia entwickelt? War das nicht ſeine einzige Hoffnung geweſen? In der That, es geſtaltete ſich Alles ſchneller und günſtiger, als er zu hoffen gewagt; er durfte wieder an die Möglichkeit denken, Sophia zu gewinnen. Nur mit Mühe verbarg er ſeine Freude und zwang ſich, befremdet, kalt und ſtreng zu erſcheinen.

„In der That, Prinz, eine ſeltſame Auslegung Ihrer Pflichten, die faſt an Inſubordination grenzt!“ ſagte er. „Ich glaube, ich muß meiner Ordre folgen, und dieſe lautet: Sie und den Herrn Grafen mit den Milizen von Garika und Dari den Karaſſu hinabzuführen. Haben Sie die Güte, mich zu begleiten, bis ich die Entſcheidung eines höhern Offiziers einholen kann.“

„Ich bleibe!“ rief Daniel. „Ich habe mich verpflichtet, das Land zu ſchützen, und das werde ich thun. Aber mein Land iſt Garika, nicht das ganze große Georgien, nicht Tiflis. Ich werde Garika ſchützen gegen jeden Feind, und noch weiß ich nicht, wo ich eigentlich den Feind zu ſuchen habe.“

„Der Doppelſinn in Ihren Worten iſt ſehr durchſichtig!“ ſagte der Major etwas ſpöttiſch. „Es ſcheint, als ob alte Erinnerungen in Ihnen erwachten, zu Ihrem Schaden — gewiß! Doch das iſt Ihre Sache.

Was meinen Sie, Graf? Soll ich die Weigerung des Prinzen als offenen Widerstand behandeln, oder soll ich den Weg der Güte versuchen?"

„Daniel", rief Brazow jetzt, wenn auch gereizt, doch fast bittend, „Sie machen sich unglücklich. Nehmen Sie Vernunft an! Sie sind erbittert — ohne Grund! Es wird sich Alles aufklären. Thuen Sie keinen voreiligen Schritt; Sie würden ihn bereuen. Kommen Sie mit uns. Es steht nicht in der Macht des Majors, Sie von Ihrer Pflicht zu dispensiren, und es ist Ihre Pflicht als Soldat, zu gehorchen. Bedenken Sie, daß wir im Kriege sind! Wir stehen unter dem Kriegsgesetz."

„Ich dispensire mich selbst und auf eigene Verantwortlichkeit", antwortete Daniel. „Genug, meine Herren, ich bleibe hier; Garika liegt mir mehr am Herzen als Tiflis, das werden Sie begreifen."

Und zu den Garikanern tretend, die diesem in der Landessprache und ziemlich laut geführten Wortwechsel mit steigender Aufmerksamkeit gelauscht hatten, rief er:

„Männer von Garika! Wir haben die Waffen genommen, um unsere Häuser, unsere Aecker zu vertheidigen, nicht um in der Ferne einen Feind zu bekämpfen, der vielleicht nicht unser Feind ist. Ihr steht unter meinem Befehl; kein Anderer hat Euch zu gebieten. Ihr bleibt hier, versammelt und bewaffnet, solange uns Ge-

fahr droht. Die Dragoner mögen mit ihrem Major ziehen; ſie ſind des Czaren Truppen. Ihr aber ſeid die meinigen und Ihr bleibt!"

Die Worte wirkten zauberhaft. Dieſelben Männer, die vorher bleich und düſter einem nicht erſehnten Kampf entgegenſahen, ſtießen einen Jubelruf aus und ſchwangen ihre Waffen, als ſeien ſie bereit, ſich auf jeden Feind zu ſtürzen. Etwas von dem alten Heldenmuth der Garikaner ſchien in ihnen aufzutauchen.

„Wir bleiben!" riefen ſie. „Es lebe der Prinz Daniel! Es lebe der Fürſt von Garika!"

Die Frauen hoben ihre Kinder empor und jubelten lauter als die Männer; die Milizen von Dari, die außerhalb des Thores bei den Dragonern aufgeſtellt waren, drangen herein und fragten, was geſchehe. Wenige Worte genügten, ſie aufzuklären, und ſie ſtimmten zum Theil mit ein in den Ruf: „Wir bleiben! Es lebe Fürſt Daniel!"

Inzwiſchen wechſelten der finſter gewordene Graf Brazow und der Major, deſſen Antlitz ſehr ruhig war und deſſen Augen zuweilen von geheimer Freude leuchteten, haſtig einige Worte.

„Der Menſch iſt raſend geworden!" flüſterte Brazow. „Sollte er es wagen zu trotzen?"

„Sie ſehen, daß er es thut; die Lorbeeren der Tür-

ken laſſen ihn nicht ſchlafen", erwiderte der Major ſpöttiſch.

„Aber er ruinirt ſich. Und er iſt mein Schwager!" flüſterte Brazow. „Was wollen Sie thun, Major?"

„Entweder nichts oder Alles!" antwortete dieſer. „Entweder wir marſchiren ab und überlaſſen ihn ſeinem Schickſal, oder ich laſſe ihn verhaften, im Nothfall mit Gewalt. Was halten Sie für das Beſſere?"

„Sie fragen mich?" rief Brazow faſt zornig. „Ich kann Ihnen nicht rathen. Natürlich wünſche ich keine Gewalt. Ohne Ihre unglückliche Unterredung mit Sophia wäre das Alles nicht geſchehen. Dieſer Narr, der David, muß geſchwatzt haben!"

„O Herr Graf, was hat eine ſolche Unterredung mit einer offenbaren Inſubordination zu thun?" fragte der Major, die Achſeln zuckend. „Hier ſehen wir, wie mir ſcheint, nur die Früchte einer längſt ausgeſtreuten Saat. Indeſſen, ich werde nicht zur Gewalt ſchreiten. Der Prinz mag bleiben. Vielleicht beſinnt er ſich eines Beſſern und folgt uns ſpäter."

Dieſe Worte waren faſt ſpöttiſch geſagt; Ombrazowitſch konnte ein Lächeln boshaften Triumphs kaum unterdrücken. Andererſeits war Brazow tief und leidenſchaftlich erregt. Sein Schwager ungehorſam, möglicherweiſe ein Feind Rußlands, im offenen Widerſtand

gegen die Regierung, welches Licht mußte das auf ihn den Gemahl Nina's werfen, den man in der letzten Zeit faſt verantwortlich gemacht hatte für die Ruhe Garikas und die Treue Daniels! Und das Alles um dieſer unſeligen Unterredung willen, die der Major erſchlichen hatte! In der That, der Graf war faſt zorniger auf den Major, den er haßte, als auf Daniel, deſſen Aufregung durch Eiferſucht und gekränkte Liebe zu entſchuldigen war.

„Prinz", rief der Major jetzt, ſich Daniel nähernd, „mein letztes Wort! Sie ſind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß Sie nicht nöthig hätten, der Ordre zu gehorchen. Ueberlegen Sie! Ich will Sie nicht zwingen, wenn ich auch könnte. Ich mag die Verantwortung für einen ſolchen Schritt nicht übernehmen, ja, ich will ſelbſt von meiner Pflicht abweichen, um einen Mann, dem ich ſo nahe geſtanden, nicht zu verletzen. Aber bedenken Sie, welche Verantwortung Sie übernehmen, nicht nur für ſich, ſondern auch für dieſe Milizen! Ich muß Sie jetzt verlaſſen. Folgen Sie mir, wenn Sie mit ruhigem Blut Alles überlegt haben. Ich werde dem, was vorgefallen, eine möglichſt gute Deutung geben."

Die Worte des Majors klangen freundſchaftlich und verſöhnend; der Spott, die Ueberlegenheit, das Hofmeiſternde in ſeiner Miene aber ſchienen darauf berechnet,

den Stolz Daniel's noch empfindlicher zu kränken. Und er erreichte seinen Zweck.

„Ich bin sehr ruhig, Herr Major!" antwortete Daniel, zitternd vor Zorn. „Sparen Sie Ihre Ermahnungen für russische Cadetten. Ich werde mich zu verantworten wissen, vorausgesetzt, daß ich das überhaupt nöthig habe!"

„Nun gut, gut!" antwortete Ombrazowitsch mit verletzender Gleichgültigkeit. „Machen Sie das mit sich und Ihrer Pflicht ab. Adieu, Prinz! Ich hätte gewünscht, Sie hätten meinen Rath angenommen!"

Er grüßte oberflächlich und sprengte zu seinen Dragonern.

Michael Brazow hielt in peinlicher Unruhe noch auf dem Hofe. Es schien ihm unmöglich, seinen Schwager so leicht aufzugeben. Er suchte nach Worten.

„Daniel, Daniel!" rief er endlich. „Kommen Sie, ich beschwöre Sie! Sie machen sich und alle unglücklich! Sie haben sich verblenden lassen. Jene Unterredung Sophia's mit dem Major war von der unschuldigsten Art. Er liebt sie, das wissen wir alle, und hatte sie um eine Unterredung beschworen, um —"

Die Fanfare, die auf den Befehl des Majors von den Trompetern angestimmt wurde, übertönte seine Worte.

„Genug, genug!“ rief Daniel laut. „So etwas erfährt man beſſer zu früh als zu ſpät. Sophia iſt vor meiner Bewerbung ſicher. Ich werde Garika und Dari ſchützen, da Sie ſelbſt dazu nicht den Willen haben!“

Brazow wollte noch ſprechen, aber die Art, wie ſich Daniel von ihm abwandte, ſchien ihn zu erbittern.

„Sie werden es bereuen!“ rief er zornig. Und er ſprengte dem Major nach.

Die Schwadron Dragoner hatte ſich geordnet und ſetzte ſich ſo eben in Marſch. Dem Major ſchien es ſehr gleichgültig, ob ihm ſonſt noch Jemand folge; er ſah nicht zurück. Brazow ſuchte ſeine Milizen mit den Blicken, aber er ſah ihrer nur noch wenige. Die meiſten hatten ſich mit den Garikanern auf dem Schloßhofe vereinigt. Andere riefen ihm zu: „Wir bleiben, Herr Graf! Wir ſchützen Dari!“ Nur wenige, unter ihnen die Ruſſen, die ſich in Dari niedergelaſſen, meiſt ehemalige Diener der Familie Brazow, ſchienen bereit, ſeinem Commando zu folgen.

Der Graf erhob ſeine Stimme, ſprengte in den Schloßhof zurück, zog den Degen, befahl, tobte, wetterte — umſonſt! Ueberall rief man ihm entgegen: „Wir bleiben!“ Er ſtellte den Widerſpenſtigen vor, daß ſie ihr Leben wagten, daß ſie unter dem Kriegsgeſetz ſtänden und unzweifelhaft wegen Meuterei füſilirt werden würden.

„Wir ſind keine Ruſſen!“ rief man ihm entgegen. „Wir bleiben und ſchützen Haus und Hof, Weib und Kind!“

Einige riefen ihm zu, er möge doch ſelbſt bleiben; aber das waren nur wenige. Andere riefen: „Sie ſind ein Ruſſe. Gehen Sie mit dem Major! Wir ſind Garikaner und bleiben!“

Der Graf war außer ſich vor Zorn, in den ſich Scham über ſeine Ohnmacht miſchte. Endlich ſchien er dieſes vergeblichen Tobens müde zu ſein. Er riß ein Blatt aus ſeiner Brieftaſche, ſchrieb einige Worte mit Bleiſtift darauf und gab es einem Manne, der es Daniel überbringen ſollte.

„Ihr werdet es bereuen!“ rief er dann. „Narren, die Ihr ſeid! Ihr werdet fühlen, wenn Ihr nicht hören wollt!“

Er ſprengte aus dem Schloßhof, ſammelte die Wenigen, die ihm treu geblieben, und zog dem Major nach, deſſen Schwadron unter den luſtigen Klängen eines Marſches den Berg hinabritt.

Daniel nahm das Papier, das der Garikaner ihm reichte. Es trug die Adreſſe Nina's.

„Dein Bruder iſt raſend geworden“, ſtand darauf. „Er verweigert den Gehorſam und bleibt in Garika. Sorge dafür, daß er ſich mit Sophia ausſpricht, dann

kann noch Alles gut werden. Ich muß weiter mit dem Major; ich kenne nur meine Pflicht. Ihr habt nichts vom Feinde zu befürchten. Ich bin bald wieder bei Euch!"

„Gut", ſagte Daniel bitter lachend, „ſie ſoll das Papier erhalten. Aber mit Sophia ſprechen, nein, das fällt mir nicht ein. Ich müßte ſie denn verhöhnen und ihr ſagen wollen, was ich über ſie denke! Komme, was komme! Ich laſſe mich von dieſem Major und von dem Grafen nicht behandeln wie ein Knabe. Das iſt vorbei! O dieſe Sophia, dieſe Schlange!"

Und er brach in jenes bittere, krampfhafte Lachen aus, das oft nichts weiter iſt als ein Schluchzen, dem die Thränen fehlen. Dann ſtieß er mit dem Fuß auf die Erde und rief:

„Nun vorwärts! Jetzt muß gehandelt werden. Endlich einmal iſt mir das Herz frei und ich habe dieſe Laſt abgeſchüttelt! O ich wünſchte, ich träfe mit dieſem Major zuſammen. Er oder ich!"

Ganz ſeiner Aufregung hingegeben, ſtand er, als ob er allein ſei, mitten auf dem Hofe, während die Menge ihn umgab. Einige beobachteten jenen dunklen Streifen, der die Reiterſchaar der Tſchetſchenzen bezeichnete und inzwiſchen ein bemerkbares Stück vorgerückt war. Es ließ ſich jetzt erkennen, daß dieſe Schaar ſich vollkommen ſüdlich, in der Richtung nach Tiflis bewegte.

Alſo hatten Garika und Dari für jetzt nichts zu befürchten. Ob dies nun den Muth der Garikaner hob oder ob wirklich ein kriegeriſcher Geiſt in ſie gefahren, ſeit ſie ſich ſelbſtſtändig und nicht mehr als Diener Rußlands fühlten, genug, ſie ſchwangen ihre Waffen, ihre Augen leuchteten und ihre Wangen glühten.

In dieſem Augenblick erſchien der weißhaarige Alia Waſſi in der Thür des Schloſſes. In der Linken trug er hoch erhoben ein rothgelbes, zerriſſenes Banner mit einem Löwen auf der Stangenſpitze, in der Rechten ein breites, etwas gekrümmtes Schwert. Stolz aufgerichtet ſchritt der Greis langſam auf Daniel zu. Als die Menge ihn bemerkte, verſtummte ſie für einen Augenblick, dann aber brach unermeßlicher Jubel aus.

„Das Banner von Garika! Das Schwert von Garika!“ jauchzte man von allen Seiten. „Da iſt er, da iſt Alia Waſſi! Er hat Banner und Schwert bewahrt! Garika iſt noch nicht todt!“

Aufmerkſam gemacht durch den wilden Jubel, wandte ſich auch Daniel dem Greiſe zu und ſchien überraſcht, als er die alten Feldzeichen erblickte. Thatſache war es, er geſtand es ſpäter ſelbſt, daß er nicht gewußt, wo dieſe alten Zeichen geblieben, daß ſie ohne ſein Wiſſen im Schloſſe verborgen geweſen, das Alia Waſſi allerdings beſſer kannte als der Herr ſelbſt. Aber ſie waren da,

die alten Zeichen, unter denen die Könige von Garika zum Siege gezogen, und ſelbſt Daniel fühlte etwas von Begeiſterung, ſcheuer Ehrfurcht und tiefer Bewegung.

Alia Waſſi war bis dicht zu Daniel herangetreten; die Menge umdrängte beide. Als man bemerkte, daß Alia ſprechen wollte, wurde es ſtill auf dem Hofe, ſo ſtill, daß man aus der Ferne noch die Trompeten der Dragoner herübertönen hörte.

„Fürſt Daniel Garika", ſagte der Greis, „Du haſt Dich als ein Mann gezeigt, würdig Deiner Ahnen, würdig der Könige von Garika. Du haſt dem Fremdling den lange erzwungenen Gehorſam verweigert, Du haſt nicht dulden wollen, daß die Männer von Garika zum Gemetzel geführt würden gegen ihre eigenen Freunde. Denn ſind das unſere Feinde, die dort drüben niederſteigen von den Bergen, um den Ruſſen Tod und Verderben zu bringen? Nein, ſie kämpfen gegen denſelben Feind, dem auch wir unterlegen ſind, hoffentlich nicht für immer. Wohl haben die Männer der Berge Recht, uns als ihre Feinde zu betrachten, denn ſie kämpften für uns, während wir dem Banner der Moskowiter folgten. Aber die Stunde iſt gekommen, in der wir unſern Irrthum erkennen und uns verbünden mit denen, die es allein gewagt haben, der Macht des Czaren zu widerſtehen. Ganz Georgien, Kolchis, Suanien, Mingrelien, die Län-

der nördlich und ſüdlich vom Kaukaſus, ſoweit man die Schneeſpitzen des Elborus und Kasbek leuchten ſieht, erheben ſich, wie der Löwe von Garika, entfalten ihre Banner, wie ich dieſes Banner entfalte, und wenden ſich gemeinſam gegen die Unterdrücker. Nur wenige Meilen von uns ſtehen die Streiter des Sultans, ſiegreich gegen die Ruſſen, und die großen Mächte des Weſtens, jede einzelne mächtiger als das Czarenreich, ſenden bereits ihre Flotten in das Schwarze Meer, und vor ihnen fliehen die Segel der Ruſſen, vor ihnen flüchten die Moskowiter aus ihren Feſtungen am Meeresufer in das Innere des Landes. Wenn Georgien will, ſo wird es frei ſein. Der Moskowiter hat die Völker im Süden des Kaukaſus unterdrücken können, als ſie uneinig waren und Niemand ihnen Hülfe ſandte, aber er wird fliehen müſſen, wenn vom kolchiſchen Strande bis zum Ufer des Kaspi-Sees die ſtreitbaren Männer ſich erheben und der Sultan und die großen fränkiſchen Mächte ihre Tauſende und aber Tauſende ihm entgegenwerfen, wenn Schamyl mit ſeinen blitzſchnellen Reitern ſie wie der Sturmwind überfällt und wenn hinter jedem Strauch und jedem Felſen ſich ein Feind gegen den langjährigen Unterdrücker erhebt. Nicht einer wird hinübergelangen über den Kaukaſus, um den Tod der Moskowiter zu melden. Es ſchwankt die Macht des Czarenreichs, und wie eine Säule,

zu hoch gethürmt, wie jener Thurm von Babel, von dem die Schrift uns meldet, wird ſie krachend zuſammenſtürzen und unter ſich alle zerſchmettern, die ſie errichtet. Wollt Ihr zurückbleiben, Männer von Garika und Dari, wenn alle gegen die Moskowiter kämpfen? Wollt Ihr allein Eure Freiheit nicht erwerben? Wollt Ihr ferner dem Fremden Eure Häuſer und Aecker überlaſſen, ihm Steuern zahlen und Euch von ihm in ferne Länder zum Kriege ſchleppen laſſen? Und Du, Daniel, älteſter Sohn der Könige von Garika, Enkel der Herren von Dari, Garika und Kureli, willſt Du zögern und Dich des Namens Deiner Väter unwerth zeigen? Willſt Du, bereits getäuſcht und betrogen von den Ruſſen, das Andenken Deines Vaters und Deiner Mutter ſchänden, indem Du ferner den Söhnen der Koſaken gehorchſt, die nicht würdig ſind, Deine Füße zu küſſen? Nein, Du wirſt es nicht. Wir haben geſehen, daß Du ein Mann ſein kannſt, wenn der Uebermuth und die Tücke der Fremdlinge Dich reizt. Du wirſt an der Spitze der Männer von Garika ſtehen, mit Dir werden die Krieger von Georgien, Mingrelien, Imerethien und Gurien, die Sieger von den Bergen, die Männer der Kabarda, die Lesghier, die Tſchetſchenzen, die Suaner und Abchaſen ſich vereinigen. Wie eine Wetterwolke werdet Ihr auf die Feinde ſtürzen und ſie verderben, und ehe der Win-

terſchnee die Vorberge des Kaukaſus einhüllt, ehe das Eis niederſteigt an den Riongletſchern, wirſt Du wieder König von Garika ſein, und die Männer, die ſich bisher im ſchweigenden Groll vor der Macht der Fremdlinge gebeugt, werden Dir huldigen als dem wahren Erben dieſes Reichs, als dem neuerſtandenen, wahren und rechtmäßigen Herrſcher dieſes Landes! Tod den Ruſſen! Es lebe der König von Garika!"

Die zitternde und doch weithin ſchallende Stimme des Greiſes, ſeine leuchtenden Augen, die Thränen, die über ſeine gefurchten Wangen rannen, das Banner, das er hoch in der Luft ſchwang, das Schwert, das er triumphirend erhob, Alles riß die ohnehin ſchon erregte Menge zu einer faſt wahnſinnigen Begeiſterung hin. Viele ſtürzten auf die Kniee vor Daniel, Andere küßten die Bannerſtange und das Schwert. Der Ruf: „Tod den Ruſſen! Es lebe der König von Garika!" gemiſcht mit Ausbrüchen des Jubels und unterbrochen vom Schluchzen der Erregung, erſchütterte den Schloßhof. Daniel ſelbſt, ein Kind und Spielball des Augenblicks, wie er war, ſtand ſprachlos und ſo heftig ergriffen, daß ihm Thränen aus den Augen ſtrömten.

„Ja!" rief er endlich und erhob die geballte Fauſt, „Tod den Feinden! Tod denen, die mich und Euch betrügen! Garika ſoll wieder ein freies und ein mächtiges

Reich ſein! Ich will Euch führen, ich bin bereit. Nicht länger ertragen wir den Uebermuth der Feinde! Sendet Boten durch das Land! Ruft Alles zum Kampf! Tod oder Sieg, ich bin entſchloſſen!"

Inzwiſchen hatte Alia Waſſi eine Bewegung nach dem Fenſter hinauf gemacht, an welchem er vorher mit George geſtanden. Jetzt überreichte er Daniel das Schwert. Er ſelbſt hielt das Banner hoch erhoben in kräftiger Fauſt.

„Der Himmel ſelbſt hat uns ein Zeichen gegeben, daß wir ſiegen werden!" rief er, und die Menge verſtummte, ſobald ſie ſeine Stimme vernahm. „Der Himmel ſelbſt will uns zeigen, daß das Haus der Könige von Garika nicht erſtorben iſt, daß es nicht nur in Daniel lebt. Ihr wißt, daß unſer Herr, den man in die kalte Ferne ſandte, damit er dort ſterbe, uns zwei Söhne hinterließ, Daniel, den erſtgeborenen, und Giorgi, den zweiten. Wir glaubten, Giorgi ſei geſtorben in der Hauptſtadt der Moskowiter. Er iſt es nicht. Er iſt zurückgekehrt, nachdem er bis jetzt im Weſten, im Lande der Freiheit gelebt; er iſt gekommen, um uns zu melden, daß viele Tauſende von Verbündeten uns nahen: er iſt gekommen, um mit Daniel zu kämpfen und zu ſiegen oder zu ſterben. Auf zwei Säulen, zwei ſtarken, kräftigen Säulen ruht das Haus der Herrſcher von Garika. Das iſt ein Zeichen des Himmels, daß es nicht untergehen

ſoll und nicht untergehen wird. Zum erſten Male iſt Giorgi Garika heute wieder in das Schloß ſeiner Väter getreten, an dem Tage, an welchem wir das Joch der Fremden abſchütteln. Das iſt ein Zeichen, daß der Geiſt des alten Löwen von Garika wieder auflebt und wieder eingezogen iſt in dieſe Burg und dieſes Land! Giorgi Garika, komm und grüße die Männer, deren Vorältern in Treue für Deine Ahnen lebten und ſtarben!"

Es herrſchte Todtenſtille. Eine tiefe, feierliche Bewegung hatte die Menge ergriffen. Die Meiſten glaubten, daß der zweite Sohn ihres frühern Herrſchers in der Hauptſtadt des Ruſſenreichs geſtorben. Seine Wiederkehr erſchien allen als ein Wunder, als ein Zeichen des Himmels. Sie hätten die Ankunft eines Engels, eines himmliſchen Sendboten nicht mit größerer Ehrfurcht erwarten können. Selbſt Daniel war erſchüttert. Große Momente werfen auch in kleine Herzen einen Funken göttlicher Begeiſterung und erheben ſie über die engen Schranken ihrer gewöhnlichen Begriffe und Gefühle. In einem ſolchen Momente der Erregung war auch ihm der Bruder ein willkommener Gaſt, gewiſſermaßen ein Unterpfand für eine glückliche Löſung. Große Ereigniſſe laſſen ſelbſt dem kalten Zweifler das Seltſame als etwas Natürliches erſcheinen.

Aller Blicke waren auf den hohen und ſchlanken jungen Mann gerichtet, der langſam über den Hof kam und, obwohl in die Tracht eines georgiſchen Landmanns gekleidet, in ſeinem Weſen, in ſeiner Haltung ſo viel Adel zeigte. Die Erregung des Augenblicks hatte alles Blut aus ſeinen Wangen getrieben und machte es ihm unmöglich, anders als langſam vorzuſchreiten. Dadurch erhielt ſeine Erſcheinung etwas ganz Eigenthümliches; er glich einem Menſchen, der ſo eben von einem ſchweren Krankenlager erſtanden, ja, der aus dem Grabe zurückgekehrt iſt. Er verneigte ſich ſanft gegen die Menge und legte die Hand aufs Herz, mit ſo viel Aufrichtigkeit und natürlicher Wahrheit, daß die Blicke der Garikaner heller aufleuchteten, zum Zeichen, wie ſehr ſeine Erſcheinung zu ihrem Herzen ſprach. Geräuſchlos theilte ſich die Menge und bildete ihm eine Gaſſe. So ſchritt er im tiefſten Schweigen bis zu Daniel.

„Mein Bruder“, ſagte er, mit ſeiner Bewegung kämpfend, „für mich haben unſere Aeltern nie aufgehört, die Könige dieſes Landes zu ſein. Ich grüße Dich als Herrſcher, als König von Garika!“

Er entblößte ſein Haupt und neigte ſich tief vor Daniel, über deſſen Antlitz ein Strahl der Befriedigung leuchtete. Die Huldigung eines Bruders vor den Augen der Menge ſchwellte das eitle Herz Daniel's mit gewal-

tigem Stolz, um ſo mehr, da dieſe Huldigung ſo einfach, natürlich und ungekünſtelt war.

„Sei mir willkommen, Giorgi!“ ſagte er. „Wir haben uns noch nicht begrüßt. Ich glaube, ich konnte Dich an keinem beſſern Orte und zu keiner beſſern Stunde wiederſehen!“

„Daniel“, ſagte Giorgi, „es gab eine Zeit, in der mein Herz traurig war, da ich hörte, Du hätteſt Deine Ahnen vergeſſen und ſeieſt ein Freund unſerer Feinde geworden. Um ſo ſtolzer und freudiger bin ich jetzt, da ich ſehe, daß ein Garika im rechten Augenblick nie ſein Blut verleugnet. Gebiete über mich! Ich bin hierher gekommen, um für die Freiheit Garikas zu ſterben. Ich wäre früher gekommen, hätte ich früher hoffen dürfen zu ſiegen. Aber wir allein wären ohnmächtig gegen einen ſo ſtarken Feind geweſen. Jetzt ſteht die Welt in Flammen gegen Rußland; wir haben nur unſer Banner zu erheben, um die Feinde fliehen zu ſehen. Laß mich mit Dir kämpfen! Stelle mich an den gefährlichſten Ort. Ihr habt mich todt geglaubt, Ihr alle“, fügte er mit erhobener Stimme zu der Menge gewandt, hinzu, während ſeine Wangen ſich rötheten, „und doch lebe ich! So habt Ihr Garika todt geglaubt, und dennoch iſt es jung und lebt und wird ſiegen. Nein, ich ſollte nicht eher ſterben, als bis ich die Männer von

Garika im ſiegreichen Kampf gegen Rußland geſehen, und wenn ich das geſehen, was liegt mir dann am Tod? Eine Stunde Sieg und Triumph iſt mir mehr werth als ein ewiges Leben in Knechtſchaft und Schmach!"

So tief war der Eindruck ſeiner Worte, denen die bewegte Stimme und der fremdartige Hauch der Sprache etwas ganz eigenthümlich Ergreifendes verliehen, daß die Menge kaum zu athmen wagte und daß alle ihn anblickten wie eine Erſcheinung aus einer andern Welt.

„Männer, Freunde, Brüder", fuhr er fort, die Stimme noch mehr erhebend, „ich komme zu Euch nicht als der zweite Sohn Garikas, nicht als einer, der mehr iſt als Ihr! Dort ſteht Euer König und Herr, es iſt Daniel! Ich bin es nicht! Ich komme als ein Freund, als ein Bote aus fernen Landen, wo ein glückliches Volk lebt, in Frieden und Freundſchaft ſeinem Herrſcher gehorchend, der in ſeinem Volke freie Männer ehrt. Ich komme, um unter unſerem Könige Daniel mit Euch gegen diejenigen zu kämpfen, die nicht nur Euch, ſondern ihre eigenen Brüder im eigenen Lande unterdrücken. Denn es ſind Sklaven, die uns beherrſchen, und wir wollen nicht die Sklaven von Sklaven ſein! Männer von Garika, wenn die Macht Rußlands gebrochen iſt, wenn dieſes goldigrothe Banner von Garika ſiegreich von den Zinnen deſer Burg hinüberleuchtet nach dem freien Kau-

kaſus, dann werdet Ihr doppelt freie Männer ſein, frei von der Bedrückung Rußlands, frei auch von den Laſten, die Euch früher beſchwert haben. In dem Lande, in welchem ich Schutz und Zuflucht fand und bis jetzt lebte, immer der Heimat gedenkend, in dieſem Lande iſt Jeder gleich und für alle nur ein Geſetz, ein Recht. So wird es in Zukunft auch in Garika ſein; mein Bruder wird Euch danken für Eure Treue und Euren Heldenmuth, indem er Alles von Euch nimmt, was Euch und Euren Aeltern ſchwer zu tragen war. Die Ruſſen haben Euch viel genommen; er wird um ſo weniger nehmen und verlangen, damit die Freude und der Wohlſtand wieder einkehre in Eure Hütten und damit Ihr Eure Herrſcher preiſt, nicht nur weil Ihr unabhängig von fremdem Joch, ſondern auch weil Ihr frei, glücklich und zufrieden ſeid. Das verſpreche ich Euch im Namen meines Bruders, an deſſen Edelmuth ich nicht zweifle. Jetzt aber heißt es kämpfen für die Freiheit und Unabhängigkeit. Deshalb, wer Waffen tragen kann, trage ſie! Wer einen Mann weiß, der noch nicht zu uns ſteht, der eile und hole ihn! Niemand darf zurückbleiben in dem heiligen Kampf, in welchem das alte Banner von Garika uns voranweht und Euer König das Schwert des großen Daniel führt, der dieſes Reich gründete. Was macht die Reiter Schamyl's, die Helden der Berge ſtark? Die Kraft ihrer Arme, die

Schärfe ihrer Schwerter, die Güte ihrer Flinten? Nimmermehr! Stark ſind ſie, weil ſie für ihre Freiheit kämpfen und weil ſie an den Sieg glauben, weil ſie wiſſen, daß die Leiche jedes Einzelnen den verhaßten Feind aufhält und ein Wall iſt für die Freiheit ihrer Berge. Wenn Ihr dieſen Glauben und dieſe Hoffnung, dieſes Vertrauen auf Euch ſelber habt, ſo werdet Ihr ſtark ſein wie die Männer der Tſchetſchenia, und der Ruſſe wird vor Euch fliehen, wie er vor den Söhnen der Berge flieht. Schamyl ſelbſt aber, der Euch bis jetzt mißachtete, weil Ihr geduldig das Joch der Knechtſchaft trugt, wird in Euch Freunde und Männer begrüßen, wenn Ihr das alte Banner erhebt und Euch mit ihm auf die Feinde werft. Dann wird es zünden wie ein Blitz durch alle Länder dieſſeits und jenſeits der Alpen des Kaukaſus. Brüder, Freunde, ich ſchwöre es Euch, ich weiß, daß Hunderttauſende von Kriegern aus den tapferſten Nationen der Welt gegen den Czaren heranziehen. Bald wird er gezwungen ſein, ſelbſt diejenigen ſeiner Streiter zu Hülfe zu rufen, die bisher den Kaukaſus bändigen ſollten. Männer, wollt Ihr dieſe Zeit vorübergehen laſſen? Wollt Ihr nicht Theil nehmen an dem allgemeinen großen Kampfe? Soll es heißen, Ihr allein wäret zurückgeblieben und verdientet weder die Freiheit noch das Leben? Nein, im Gegentheil, Ihr werdet die

Erſten ſein, damit Euer Name bis auf ewige Zeiten leuchte als das Vorbild für die Völker des Kaukaſus! Und wenn auch kein anderes Volk ſich erhoben hätte, Ihr werdet zu den Waffen greifen und Euer Beiſpiel wird Tauſende entzünden! Es lebe unſer Vaterland! Krieg den Ruſſen!"

Wohl war es möglich, daß nicht alle ihn verſtanden hatten, theils weil der Sinn ſeiner Worte ihnen nicht ganz verſtändlich war, theils weil er Redewendungen gebrauchte, die von der gewöhnlichen Landesſprache abwichen. Aber in ſolchen Momenten reißt die Sprache des Herzens alle mit fort. Und daß Giorgi Garika von Herzen ſprach, das verrieth der Klang ſeiner Stimme, das Flammen ſeiner Augen und der Ausdruck ſeiner Züge. Als er das Wort: „Krieg den Ruſſen!" rief und den Arm ausſtreckte, erhoben ſich alle Arme auf dem Schloßhof und alle Lippen wiederholten den Schrei. Wenn auch nur Hunderte riefen, ſo war es, als ob Tauſende zugegen ſeien. Viele drängten ſich um ihn und küßten ſeine Hände und die Zipfel ſeines Kleides. „Wie er ſeinem Vater ähnlich ſieht!" riefen die Aeltern. „Er ſoll unſer Führer ſein!" jubelten die Jüngern. Alia Waſſi's Blicke hingen faſt trunken an den Zügen des jungen Mannes. Nur in Daniel regte ſich bereits wieder etwas von den niedrigen Empfindungen einer kleinen

Seele. Er wußte am beſten, wie ſchwer es ihm geworden, ſich hinaufzuſchwingen zu dem Entſchluſſe, der über ſeine Zukunft entſcheiden ſollte. Nur die Begeiſterung der Menge, das Gefühl geſchmeichelten Stolzes hatten ihn beharren laſſen in der Erregung, die ſich ſeiner bemächtigt. Und nun kam dieſer Bruder, um ihm einen Theil, vielleicht den größern Theil des Triumphs zu entreißen! Und dieſer Bruder hatte bereits in ſeinem, in Daniel's Namen Verſprechungen gemacht, die Daniel freilich in dem jetzigen Augenblicke nicht ganz begriff, die aber auf Manches hindeuteten, was Daniel auch von Michael Brazow und dem Major beſprechen hören, auf Ideen der Neuzeit, Freiheit der Völker! Und der Prinz war ein Ariſtokrat, wie nur je einer in Petersburg erzogen. Was waren ihm dieſe Leute? Diener, Steuerzahlende, im Nothfall Soldaten, nichts weiter! Mißtrauen und Eiferſucht erkälteten wieder die Seele, die ſo eben von einem Strahle echt menſchlichen und brüderlichen Gefühls erwärmt worden war.

„Ich danke Euch, meine Freunde!“ ſagte George, die Männer, die ihm ihre Ehrfurcht bewieſen, ſanft von ſich drängend. „Ich ſelbſt bin Euch fremd, leider! aber ich ſehe, daß Ihr meine Aeltern geliebt habt, da Ihr ihre Kinder liebt. Laßt uns jetzt ans Werk gehen. Mein Bruder und Alia Waſſi, die genauer mit den Verhält-

niſſen bekannt ſind, werden die Befehle geben. Ich aber werde ſtets da ſein, wo die größte Gefahr iſt. Zählt auf mich, wenn es gilt!"

Als er ſo den Männern die Hände drückte, mit Thränen in den Augen, leuchtete die reinſte Seligkeit aus ſeinem Geſicht. In der That war dies einer jener Augenblicke, die ein langes Leben voll Entbehrung und Sehnſucht vergeſſen laſſen können. Er ſtand am Ziele ſeiner Wünſche. Das Volk von Garika jubelte ihm entgegen und wollte mit ihm und ſeinem Bruder den Kampf gegen den verhaßten Erbfeind beginnen. Gab es eine andere Zukunft als diejenige, die er ſah, aufſteigend im Roſenlicht des heitern Morgens? Und wenn auch eine andere kam, wenn er auch fiel, war dann nicht der Inhalt eines Menſchenlebens erfüllt, war nicht der Name Garika ehrenvoll gerächt, und ließ ſich nicht hoffen, daß eine ſpätere Zukunft das Werk vollführen und beenden werde, zu deſſen Anfang er hier beigetragen? Ja, es war ein Moment, wie er wenigen Sterblichen gegönnt iſt. Nichts Aehnliches hatte George bis dahin gekannt. Es war ein Augenblick, ſchön genug, um zu ſterben. Doch nein, noch nicht! Erſt der Sieg, dann der Tod!

Alia Waſſi ſtand zwiſchen den beiden Brüdern. Er überreichte George das Banner und begann nun ſchnell ſeine Befehle zu geben. Dieſer Greis vereinte die Er-

fahrenheit des Alters mit der Kraft der Jugend, die Schnelligkeit des Kriegers mit der Umsicht des Diplomaten. Er zog ein Bündel gleichgeformter Papiere, Karten ähnlich, aus der Tasche und gab Jedem, den er mit einem besondern Auftrag fortschickte, eins dieser Erkennungszeichen. Diese sollten für Waffen sorgen, jene für Munition. Dieser Bote sollte nach Tiflis reiten, um einem Freunde zu melden, was geschehen, jener nach Mingrelien, ein dritter nach dem Lager der Türken, ein vierter zu den Tschetschenzen; viele andere wurden nach den umliegenden Orten gesendet. Eine Abtheilung wurde beordert, Beile und andere Instrumente zu holen, damit man Holz fällen und Garika befestigen könne. Noch Andere sandte er nach seiner Wohnung, um die zahlreichen Waffen, die er dort im Laufe der Jahre angesammelt, herbeizuholen. Lautlos vernahmen die Männer die Befehle und verschwanden, sobald sie einen Auftrag erhalten. Es schien ein neuer Geist in dieses Volk gekommen; es erwachte aus einem langen Schlafe.

Endlich waren die ersten und wichtigsten Befehle ertheilt. Daniel und George, deren Aufmerksamkeit bis dahin ganz von den Anordnungen Alia's in Anspruch genommen gewesen, gingen in das Schloß. Dort, als sie sich beide allein sahen, warf sich George an das Herz des Bruders und pries, bald jubelnd, bald weinend, das

Glück dieſes Tages und des Wiederſehens. Daniel ſchien ſich Mühe geben zu müſſen, dieſe Hingebung zu erwidern. Endlich warf er ſich in einen Seſſel, mürriſch und abgeſpannt.

„Ja, ich will mich rächen an dieſer Sophia!“ rief er. „Ha, wenn wir wieder Herren des Landes ſind, ſo wird ſie vor Neid vergehen! Eine Königin hätte ſie ſein können, die Närrin! Nun mag ſie ihren Major nehmen. Und auch das nicht, der Koſak ſoll ſterben von meiner eigenen Hand!“

Was George bis jetzt von ſeinem Bruder geſehen und was er über dieſen von Alia, David und Nina gehört, ließ ihm keinen Zweifel, daß er einen kleinlichen und engherzigen Menſchen vor ſich ſehe. Aber George hatte das Bedürfniß zu lieben, er wollte ſeinen Bruder lieben. Er hoffte, daß die größere Aufgabe, die neue, ernſte Zeit, der heilige Kampf, der ihnen bevorſtand, den Bruder hinaufheben würde auf eine höhere Stufe. Vor allem lag ihm daran, das Herz des Bruders zu gewinnen, das Mißtrauen zu beſeitigen, das er aus dem Benehmen deſſelben herausfühlte. Er bat alſo Daniel, von dem zu erzählen, was ihm widerfahren, und nach Art aller Liebenden und Eiferſüchtigen war Daniel nur zu geneigt, ſein Herz zu öffnen. Er hatte ja auch nichts Wichtigeres zu berichten. Bald zornig, bald den Thränen

nahe, bald hohnlachend, bald in einer Verzweiflung, die leicht errathen ließ, daß ein einziges ſüßes Wort Sophia's ihn zurücklocken könne in das Lager der Ruſſen, erzählte er mit der ganzen Weitſchweifigkeit eines verſchmähten Liebhabers ſeine wirklichen und eingebildeten Qualen. George hörte ihm geduldig zu, ſuchte ihn zu tröſten, verwies ihn auf die Zukunft, auf den großen Kampf, vor dem alle perſönlichen Leiden ſchwinden müßten, aber er fühlte wohl heraus, daß Alia und deſſen Leute recht geſehen; nur beleidigte Eitelkeit, nur Eiferſucht und der Durſt nach perſönlicher Rache hatten Daniel's Gemüth bis zu einem ſolchen Grade erhitzen können. Der edle und ſchöne Gedanke der Freiheit und Unabhängigkeit lag ihm fern. Mit ſchwerem Herzen geſtand ſich George, daß eine Zeit kommen könne, wo er dieſen Kampf vielleicht ohne ſeinen Bruder würde führen müſſen; gegen ihn, daran wagte er noch nicht zu denken.

Alia ſchien abſichtlich dafür geſorgt zu haben, daß die Beiden nicht geſtört würden, damit ſie ſich ausſprechen könnten. Allmälig verſtummten denn auch die Klagen Daniel's und er verſank in eine düſtere Träumerei oder vielmehr Erſchlaffung. George hielt nun den Zeitpunkt für gekommen, von der Lage des Augenblicks, von den Mitteln des Kampfes, von den Möglichkeiten der Zukunft zu ſprechen. Die reine und ideale Begeiſterung

jener erſten Minute war dahin. Es begann die Arbeit, eine mühſelige Arbeit, da ſie damit anfangen mußte, dem Bruder Muth und Zuverſicht einzuflößen, ihn zum Ausharren zu zwingen.

George ſprach, wie es ihm Herz und Verſtand eingaben. Ob ihm Daniel zuhörte, wußte er nicht, denn der Bruder unterbrach ihn mit keiner Silbe. Nur einmal, als George die Worte „bürgerliche Freiheit“ ausſprach, erhob Daniel den Kopf.

„Was willſt Du damit ſagen?“ fragte er mißmuthig. „Mir fiel ſchon vorher in Deiner Rede Manches auf. Was ſoll das heißen? Ich werde der Herr dieſes Landes ſein, wie meine Ahnen es geweſen ſind.“

„Das ſollſt Du auch, und zwar in einem noch ſchönern, edlern Sinne!“ rief George eifrig. „Du ſollſt herrſchen über ein Volk, das ſich ſeiner Menſchenwürde bewußt iſt und dem gute Geſetze ſeine Freiheit ſichern. Die Welt ſoll nicht ſagen, daß wir dieſes Land frei von der ruſſiſchen Herrſchaft gemacht hätten, um hier die Tyrannei einheimiſcher Despoten einzuführen. Daniel, es iſt ein ſchönes Land und die Menſchen ſind gut und edel. Ich habe mehr von der Welt geſehen als Du, und ich ſage Dir, Du kannſt weit, weit wandern, ehe Du ſolchen Reichthum, ſolche Schönheit der Natur und ſo treue Menſchen wiederfindeſt. Dieſes Land iſt ein Garten

Gottes. Es ſoll auch der Sitz glücklicher Menſchen werden. Bildung und Freiheit ſollen herrſchen unter Deinem Scepter! Wenn die Ruſſen ihre Eroberungen in dieſem Lande vor Europa rechtfertigen wollen, ſo ſagen ſie, dieſe Völkerſchaften ſeien Barbaren; ſie eroberten dieſe Länder nur, um die Civiliſation einzuführen. Wir müſſen der Welt beweiſen, daß dies eine Lüge iſt und daß die Civiliſation, die bürgerliche Entwickelung eines Volkes nur eine Frucht der Freiheit und Unabhängigkeit ſein kann, oder daß ſie wenigſtens durch freie Männer eingeführt werden muß, nicht durch die Sklaven Rußlands. Wie, dieſe zuſammengewürfelten Schaaren, dieſe durch eine mächtige Hand zuſammengezwungenen Koſaken, Baſchkiren und Kalmücken wollen ſich als Vertreter der Bildung und der Civiliſation zeigen? Sie, die ihre übelriechenden Hütten verlaſſen und nichts mit ſich nehmen als ihre Branntweinflaſche und ihre Roheit, ſie wollen die Befreier von Ländern ſein, die ſchon vor Jahrtauſenden blühten und in denen der Keim einer neuen und herrlichen Zukunft liegt? Man vergleiche einen Tſcherkeſſen mit einem Koſaken, einen Georgier mit einem Baſchkiren; man ſehe den edlen Anſtand, den natürlichen Stolz, die Mäßigkeit, die Tapferkeit, den natürlichen Adel des einen neben der ſklaviſchen Demuth des andern, die ſich zitternd vor dem Alleinherrſcher

beugt und nur gezwungen oder betrunken oder in unermeßlicher Uebermacht den Kampf mit jenen aufzunehmen wagt; man vergleiche sie mit einander, und man wird keinen Augenblick zweifelhaft sein, auf welcher Seite die Berechtigung zur Freiheit und zu einer großen Zukunft ist. Deshalb, Daniel, ist es nothwendig, nicht nur die alte Unabhängigkeit zu erobern, sondern auch in diesen herrlichen Männern eines schönen Landes das himmlische Feuer anzufachen, das für die ganze Erde seit einem Jahrhundert neu emporlodert, nachdem es lange nur bei einzelnen Völkern unter der Asche fortgeglommen, das Feuer der Freiheit, der menschlichen, bürgerlichen Rechte. Die Herrscher von Garika sollen keine orientalischen Despoten sein! Man soll von ihnen nicht sagen, daß sie ihre Sklaven den Russen entrissen, um mit Skorpionen zu züchtigen, wo jene nur geißelten. Sie sollen die mächtigen Herrscher eines freien Volkes sein, verbunden mit den Ländern der Freiheit und Bildung, ihr Volk emporhebend auf die Stufe der Bildung, die unserm Jahrhundert geziemt. Dann wird der Thron dieser Herrscher fester wurzeln als je. Dann wird er nicht beim ersten Anstoß brechen und durch fremde Intriguen nicht erschüttert werden können. Tapferer werden die Garikaner kämpfen als die Männer der Berge, und vereint mit den muthigen Stämmen dieses Landes

werden ſie unbezwinglich daſtehen gegen Liſt und Gewalt!“

Daniel hatte mit finſterer Miene zugehört. Offenbar ahnte er den Sinn der Worte George's, wenn er auch nicht ganz verſtand, was dieſer ſprach.

„Was ſoll das heißen?“ ſagte er dann mürriſch. „Ich werde der König und Herr dieſes Landes ſein und man wird mir gehorchen!“

„Ja, Du ſollſt König und Herr, aber die Garikaner ſollen keine Sklaven ſein!“ rief George. „Recht und Geſetz ſollen walten; unparteiiſche Richter ſollen urtheilen, das ganze Volk wird Dir durch ſeine Vertreter Rath ertheilen, Du wirſt mäßig und ſparſam leben, damit der Volkswohlſtand gedeihe, gute Schulen werden Bildung verbreiten. Garika ſoll ein Vorbild werden für die tiefgeſunkenen Länder, an dem ſie ſich zu neuer Macht emporarbeiten!“

„Ich habe von ſolchen Königen gehört“, ſagte Daniel ſpöttiſch, „von Königen, die thun müſſen, was ihre Unterthanen wollen. Ich verſtehe nicht viel von Politik, ich weiß nicht, wo das iſt. Aber die Garikaner ſind gewöhnt, zu gehorchen, und ſie werden gehorchen. Und ich hoffe, Du, als der jüngere Bruder, wirſt mit gutem Beiſpiel vorangehen. Wenn Du das nicht willſt, ſo ſage ich Dir, es wäre beſſer, Du wäreſt nicht gekommen!“

Seine Stirn war finſter, ſein Blick unheimlich. George fühlte ſein Herz erkalten, aber er ſchwieg. Schon oft hatte er mit Alia Waſſi über die Reformen geſprochen, die in dieſem Lande eingeführt werden müßten, wenn es von den Ruſſen unabhängig ſei. Der kluge Greis hatte das Weſen der Abſichten George's, wenn auch nicht die Einzelnheiten, wohl erkannt und dem jungen Manne von Herzen beigeſtimmt. Es lag auch auf der Hand, wie gefährlich es ſei, die unſichere Zukunft eines Landes, das der mächtige ruſſiſche Nachbar ſtets zurückzuerobern trachten würde, einem ſo ſchwankenden, eitlen, ſich ſelbſt unklaren Manne, wie Daniel war, anzuvertrauen. Es galt alſo in Zukunft, trotz Daniel den Plan durchzuführen, nicht nur die Ruſſen zu verſcheuchen, ſondern auch dem Volke Freiheiten und Wohlthaten zu gewähren, die es in Liebe und Treue an ihre wiedergewonnenen Herrſcher ketteten. Und noch waren die Ruſſen nicht verſcheucht, noch war der Anfang, das Schwerſte nicht gethan! George, deſſen Feuergeiſt ſo gern alle Schwierigkeiten mit einem Male überflogen hätte, fühlte wie ein Adler, deſſen ſcharfe Kralle an einen Felſen gekettet iſt.

Jetzt erſchien Alia Waſſi. Daniel hätte am liebſten kein ernſtes Geſpräch mehr gehört, das zeigte ſeine verdroſſene Miene, aber er fühlte wohl, daß er den Andern

nicht Alles überlaſſen dürfe, wäre es auch nur, um ſich als Herrſcher zu zeigen und eigenmächtig darein zu ſprechen. Es handelte ſich darum, die geeigneten Anordnungen zu treffen, um einem erſten möglichen Angriff der Ruſſen zu begegnen. Denn obwohl dieſe ihre ganze Kraft gegen Schamyl und die Türken aufbieten mußten, ſo blieben ihnen doch Streitkräfte genug, um ein kleines Detachement nach Garika zu ſchicken, ſobald ſie die Vorgänge erfuhren. Aber auch dem kleinſten Detachement war man jetzt noch nicht gewachſen. Alia ſchlug deshalb vor, mit allen ſtreitbaren Männern nach Weſten, in den wildern, gebirgigen Theil des Landes zu ziehen und zu verſuchen, ſich mit den Türken in Verbindung zu ſetzen und Streitkräfte aus den Gegenden am obern Rion an ſich zu ziehen. Erſt wenn das Heer auf einige Tauſend Mann angewachſen war, konnte es ernſtlich in die kriegeriſchen Ereigniſſe eingreifen. Davon wollte Daniel nichts hören. Er wollte in Garika bleiben, es vertheidigen. Es ließ ſich Manches für dieſen Entſchluß anführen, namentlich wenn man, wie Daniel, der Hoffnung war, daß von allen Seiten Tauſende unter das Banner von Garika ſtrömen würden. Deshalb gab auch Alia ſeinen Plan auf, obwohl er der klügere war. Es wurde beſchloſſen, Garika zu befeſtigen und mit Lebensmitteln zu verſehen. Außerdem ſollte aber am Morgen des nächſten Tages ein Zug

nach Kureli unternommen werden, in welchem höchstens zwanzig Dragoner zurückgeblieben waren. Man hoffte dort Waffen und Munition zu finden und durch einen ersten gelungenen Handstreich die Unentschlossenen zu ermuthigen, sich dem Aufstande anzuschließen. Dari, der Sitz Nina's, sollte geschont und gar nicht besetzt werden.

„Wir müssen indessen heute noch hinüberreiten und Nina von dem benachrichtigen, was geschehen", sagte Daniel.

„Du willst die Schwester Brazow's wiedersehen!" entgegnete Alia Wassi fast verächtlich.

„Nun ja, ich will ihr ihre eigene Schmach ins Gesicht schleudern!" rief Daniel.

„Weshalb? Und weshalb Schmach?" fragte George sanft. „Sie ist eine Dame. Willst Du ihr zürnen, daß sie Dich nicht liebt? Hast Du mir nicht selbst gestanden, daß sie Dir niemals wirkliche Liebe gezeigt? Sie hat Dir einen Andern vorgezogen; ist das ein Verbrechen? Du siehst daraus nur, wie sehr diese übermüthigen Russen uns verachten. Sie zieht einen armen Offizier von dunkler Herkunft dem Erben der rechtmäßigen Herrscher von Garika vor. Verachte sie, kümmere Dich nicht um sie! Aber sie zu schmähen, dazu hast Du kein Recht. Du würdest damit nur Deine eigene Schwäche verrathen!"

„Schöne Redensarten!“ rief Daniel zornig. „Laßt mich in Ruhe, ich will mich nicht hofmeistern lassen. Ich thue, was mir gut scheint. Will mich Jemand nach Dari begleiten, gut! Wenn nicht, so reite ich allein!“

„Gehe mit ihm!“ sagte Alia leise, als Daniel hastig das Zimmer verließ. „Du wirst vielleicht verhindern können, daß er sich zu tief herabwürdigt!“

„Ja, ich glaube, unsere schwierigste Aufgabe wird sein, ihn von Thorheiten abzuhalten!“ sagte George seufzend.

„Und gehe hinab und zeige Dich den Männern auf dem Hof!“ sagte Alia. „Ich werde ein schönes Pferd für Dich satteln lassen; einen Anzug finden wir wohl für Dich. Daniel muß diese russische Uniform ablegen. Aber ich sage Dir, achte darauf; es wird ihm schwer werden; er ist ein Kind! Nun, wenn die Garikaner nur einen Garika lieben, so ist das genug. Und Du wirst dieser eine sein!“

George ging hinab. Er hatte in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit im Lande sich die Sprache so weit zu eigen gemacht, daß er sich vollkommen verständlich ausdrücken und auch die Sprache der Landleute verstehen konnte. Er sprach mit diesem und mit jenem, erzählte von seiner Rettung in Petersburg, von England, von den Türken, von den Kurden, von der Macht der Fran-

zoſen und Engländer. Die Niederlage Rußlands ſtellte er als ganz unzweifelhaft hin und ſchilderte das Glück, das die Garikaner in einem freien Lande genießen würden. Nicht allein, was er ſagte, ſondern wie er es ſagte, gewann ihm alle Herzen. Sein freundliches Lächeln, ſeine treuen und ſanften Augen, die leutſelige Art ſeines Weſens — das Alles waren Erſcheinungen, die man in Garika nie an einem Manne beobachtet, der den „Herren" angehörte. Lange blickte man ihm nach, wenn er zu einer andern Gruppe ging.

„Wie ſanft er iſt! Wie er lächelt! Wie ein Kind!" ſagten die Garikaner. „Dem könnte ich keine Bitte abſchlagen! Er ſpricht, als ob er nicht mehr ſei als wir. Sieht er nicht der Mutter ähnlich? Er hat etwas wie eine Frau. Ob er wohl tapfer ſein wird im Kampf? Er ſieht zart und fein aus, aber zuweilen blitzt es in ſeinem Auge!"

„Sorgt Euch nicht, Kinder!" ſagte Alia Waſſi, der gerade an ihnen vorüberging, lächelnd. „David war ein Kind, als er ſeine Schleuder warf. Und ich ſage Euch, er wird der erſte ſein, wenn es zu kämpfen gilt. Denn ihn treibt das Herz, und wo das Herz iſt, da iſt auch der Muth!"

Bald ſtanden zwei ſchöne Pferde geſattelt und gezäumt für Daniel und George auf dem Schloßhof. Man

hatte Daniel inzwiſchen darauf aufmerkſam machen müſſen, daß er jetzt nicht mehr die ruſſiſche Uniform tragen könne, und er hatte ſie erſt abgelegt, als man ihm den reichen phantaſtiſchen Anzug brachte, den er vor einigen Jahren bei einem Reiterkampfſpiel, einer ſogenannten Fantaſia, in Tiflis getragen. Für George war ein Anzug ausgewählt worden, den der Vater früher getragen und der wie für den jungen Mann gearbeitet ſchien. Stürmiſcher Jubel empfing die Beiden, als ſie ſo geſchmückt auf den Schloßhof traten. Eine kleine Reiterſchaar ſchloß ſich ihnen an. Alia Waſſi, trug überhaupt Sorge, ein Reitercorps zu organiſiren. So ritten die Brüder hinüber nach Dari, beide ſchweigſam. Daniel dachte an Sophia, und George ſann darüber nach, welche Folgen der entſcheidendſte Schritt ſeines Lebens, den er heute gethan, ihm bringen würde.

Die Nachricht von dem, was geſchehen, war ihnen nach Dari vorausgeeilt. Eine große Menge von Männern und Frauen war aus der Stadt herbeigekommen, um die Brüder jubelnd zu begrüßen und ſie hinauf nach Dari zu geleiten. Natürlich war der plötzlich wieder erſchienene George der Gegenſtand der größten Aufmerkſamkeit, und als er freundlich und hoch begeiſternd zu der Menge ſprach, antwortete ihm hingebendes Jauchzen. Daniel war zu ſehr mit den Gedanken des bevorſtehenden Wie-

derſehens Sophia's beſchäftigt, um viel darauf zu achten. Er ritt mißgeſtimmt neben George. Erſt als auf dem Schloßhof ſelbſt der Ruf: „Es lebe Daniel, der König von Garika!“ erſcholl, richtete er ſich auf. Sophia ſollte ihn in ſeinem Glanze ſehen! Er nahm ſeine ſtolzeſte Haltung an.

Indeſſen Sophia zeigte ſich noch nicht. In dem großen Empfangszimmer fanden die Brüder nur Nina, der Daniel mit einem ſpöttiſchen Lächeln die Botſchaft ihres Gatten überreichte. George dagegen verſuchte es, die junge Frau, die nicht wußte, was ſie denken und thun ſollte, zu beruhigen. Er ſtellte ihr vor, daß es Niemand einfalle, Michael vertreiben zu wollen, falls er bereit ſei, ſich ruhig den Anordnungen der Zukunft zu fügen, und ſeine ſanften, tröſtenden Worte ſchienen in der That einen lindernden Einfluß auf Nina zu üben, die freilich den Gedanken, daß man ſich gegen das Rieſenreich Rußland auflehnen könne, nicht zu faſſen vermochte.

„Wo iſt die Comteſſe?“ fragte Daniel endlich. „Iſt ſie vielleicht dem Major gefolgt?“

„Welche Frage!“ antwortete Nina. „Ich habe gehört, daß von ihr zwiſchen Dir und Michael auf dem Schloßhofe von Garika die Rede geweſen iſt. Sie mag es auch gehört haben und vielleicht kommt ſie deshalb nicht!“

Das war jedoch ein Irrthum, denn in demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür und Sophia trat ein, ruhig, ja faſt unbefangen. Ihr ſcharfes Auge flog von Daniel auf George, und faſt ſchien es, als ſei ſie bei dem Anblick des letztern, der Daniel ſo ähnlich und doch ſo unähnlich ſah, überraſcht, denn ihr Schritt zögerte ein wenig und ihr Auge ruhte länger auf ihm, als es bei dem Anblick einer unbedeutenden Erſcheinung der Fall zu ſein pflegt.

„Iſt das eine Maskerade?“ fragte ſie, ſich leicht und kühl verneigend. „Wie ſehen Sie aus?“

„Nennen Sie mich König!“ antwortete Daniel halb hochmüthig, halb ſpöttiſch. „Wir haben heute die Ruſſen fortgejagt. Dies iſt Prinz Giorgi Garika, mein Bruder!“

„Ich habe wunderbare Dinge vernommen“, ſagte Sophia mit einem kalten Lächeln. „Se. Majeſtät, der König von Garika, ſcheint den Kopf verloren zu haben!“

„Comteſſe!“ rief Daniel aufbrauſend. „Ich verſtehe keinen Scherz mehr und laſſe mich durch kein Gaukelſpiel mehr täuſchen. Doch meinetwegen! Beſſer den Kopf verloren als die Ehre!“

„Bravo!“ ſagte Sophia lachend. „Wir ſind noch bei dem erſten Act der Tragödie, die wahrſcheinlich in Sibirien oder ſchlimmer enden wird. Doch was geht es mich an! Von Ihnen konnte man Alles erwarten, zur

Abwechſelung auch eine ſolche Thorheit. Wahrſcheinlich wußten Sie geſtern, als Sie mit meinem Bruder ſprachen, noch nicht, was Sie heute thun würden. Wie?"

Daniel ſtand einen Augenblick vollkommen rath- und ſprachlos bei dieſer unvermutheten Frage, die ſo mitten in den Kern der Sache traf.

„Comteſſe", ſagte er dann, „möglich, daß ich geſtern noch ſchwankte. Aber es gibt Dinge, die einem plötzlich den dichteſten Schleier von den Augen reißen. Sie haben mir auf meine Frage geantwortet, nicht durch Michael, ſondern durch das Rendezvous, das Sie ſich mit Ombrazowitſch gegeben!"

George's Miene verrieth die Pein, welche ihm dieſe Antwort verurſachte, die doch dem einfachſten Auge verrathen mußte, was in Daniel vorging. Sophia bemerkte es, denn ſie blickte mehr auf George als auf Daniel, und das ſpöttiſche Lächeln, das fortwährend um ihre Lippen ſchwebte, zeigte, wie ſehr ſie ſich dem letztern überlegen fühlte.

„Wenn das der Grund zu Ihrem wahnſinnigen Benehmen von heute iſt", ſagte ſie, „ſo bedauere ich Sie, Majeſtät. Dann würde dieſe Tragödie, wie ſo viele, auf einem Mißverſtändniß beruhen. Indeſſen, was geht das mich an! Ich bedauere nur diejenigen, die Sie mit hineinziehen in die Folgen Ihrer Uebereilung."

Und die leichte Wendung, die ihr Blick zu George hin nahm, verrieth, daß ſie dieſen meine.

„Laſſen Sie das Jedermanns eigene Sache ſein“, ſagte Daniel, deſſen Geſicht wieder einen finſtern, verdroſſenen Ausdruck annahm, da er fühlen mochte, daß ſeine Abſicht, Sophia zu demüthigen, durch ihre eiſige Kälte vereitelt wurde. „Was Sie Uebereilung nennen, iſt ein wohlüberlegter Schritt, der nur beſchleunigt wurde durch die herrliche Entdeckung, die man mir mittheilte!“

„Hoffentlich ſind Sie mir dankbar, da ſie Ihnen eine Königskrone einbringt“, ſagte Sophia.

„Ja, dankbar, das bin ich auch!“ rief Daniel. „Bei Gott, ich ſehe endlich klar, und —“

„Genug!“ unterbrach ihn Sophia ſtreng. „Wenn ich einen leichten Ton angeſchlagen, ſo that ich es, weil ich wirklich glaubte, wir ſeien im Carneval. Sie begreifen, daß Nina und ich unter den jetzigen Umſtänden nicht hier bleiben können. Sorgen Sie dafür, daß wir ſo bald als möglich und unter genügender Begleitung nach Tiflis reiſen können.“

„Das wird nicht angehen“, antwortete Daniel zögernd. „Wir können jetzt Niemand entbehren.“

„Nun, in der That, eine ſehr ritterliche Antwort!“ rief Sophia bitter lachend. „Dann reiſe ich allein — bei Gott, ich thue es! Die Gegend iſt noch ſicher; ſo ſchnell

verbreitet ſich das Fieber nicht! Und auch Nina darf nicht bleiben. Sie iſt die Gemahlin eines ruſſiſchen Offiziers und kann nicht unter dem Schutze derer bleiben, die — nun, ich finde keinen andern als einen lächerlichen Ausdruck, und deshalb will ich lieber ſchweigen, um Se. Majeſtät nicht zu reizen! Vielleicht übernehmen Sie es, Prinz Giorgi, zwei Damen an einen Ort zu ſenden, wo ſie ſicher vor dem Umgang mit Leuten ſind, die ihre Vernunft nicht mehr meiſtern können!“

Trotz des Spottes hatten der Ton ihrer Stimme und ihr Blick etwas Sanftes und Gewinnendes, als ſie dieſe Frage an George richtete. Und ſie verſtand zu bitten, wenn ſie wollte!

„In der That, Comteſſe, wenn Sie hier nicht bleiben wollen, obgleich Ihre Perſon gewiß ſicher wäre, ſo werden ſich Männer finden laſſen, die Sie nach Tiflis geleiten“, antwortete George ruhig.

„Ich danke Ihnen“, ſagte Sophia. „Und was würden Sie ſagen, meine Herren, wenn ich Sie jetzt von den ruſſiſchen Dienern — es ſind noch einige hier — als Verräther an Rußland verhaften ließe?“

Daniel ſtutzte; George lächelte, auch Sophia, obgleich ihre Stimme ernſt klang.

„Fürchten Sie nichts, Majeſtät!“ fuhr Sophia zu Daniel gewendet fort. „Vielleicht wäre es gut, um

größeres Unheil zu vermeiden; aber gehen Sie ruhig Ihren Weg. Sie haben ihre Rückkehr nach Gärika nicht gut bezeichnet, Prinz Giorgi, indem Sie Ihren Bruder einen solchen Schritt thun ließen. Sie hätten ihm besser rathen sollen."

George zögerte einen Moment mit der Antwort. Dann begann er seinen und seines Bruders Schritt zu rechtfertigen. Er hatte bereits begriffen, daß Sophia nicht ganz so sei, wie Daniel sie ihm geschildert, daß sie jedenfalls einen scharfen Verstand besitze, und nach Allem, was er von Daniel gehört und gesehen, mußte er sie fast entschuldigen, daß sie die Liebeswerbungen dieses Mannes nicht annahm. Er sprach schonend, da er eine Russin vor sich sah; allmälig aber hob ihn seine Begeisterung über diese Rücksicht fort. Er schilderte den Zustand eines Landes, das sich plötzlich von fremden Eroberern seiner Unabhängigkeit beraubt sieht, eine Beute von gewinnsüchtigen Menschen wird, ohne auch nur irgend einen Vortheil davon zu ziehen; er schilderte die Zukunft eines so schönen Landes unter einer kräftigen, aber milden und gerechten Herrschaft. Sophia hörte aufmerksam zu und wurde ernst, ja selbst Wehmuth zeigte sich in ihrem Blicke, den sie unverwandt und voll Theilnahme auf George gerichtet hielt. Zuweilen schüttelte sie still den Kopf. Daniel beobachtete beide mit steigendem Mißbe-

hagen. Stieg die Ahnung in ihm auf, daß Sophia ſeinen Bruder mit andern, günſtigern Blicken betrachtete, als ihn? Er ging unruhig im Zimmer auf und ab und ſchien zuweilen die Rede George's unterbrechen zu wollen. Nina weinte leiſe. Als George ſchwieg, trat eine Pauſe ein.

„Prinz", ſagte Sophia dann, wie es ſchien, mit aufrichtiger Trauer, „wenn alle Männer hier dächten und fühlten wie Sie, ſo würden die Ruſſen hier nicht herrſchen. Aber Sie werden bald begreifen, daß Sie mit Ihren Anſichten allein ſtehen, und deshalb werden die Ruſſen hier auch noch ferner herrſchen. Der einzige Rath, den ich Ihnen geben kann, iſt derjenige, zurückzukehren oder ſich zum Beſten dieſes Landes an Rußland anzuſchließen. Jeder andere Schritt wird von traurigen, ſehr traurigen Folgen begleitet ſein, ich ſage es Ihnen voraus!"

„Sie ſprechen wie eine Ruſſin", antwortete George ruhig. „Ich werde handeln, wie der Sohn meines Vaters handeln muß."

Die tiefe Stille, die nach dieſen Worten in dem Zimmer herrſchte, wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Daniel öffnete. Ein Diener brachte zwei Briefe. Der eine hatte ein officielles Ausſehen und war an Daniel gerichtet. Er war von dem General des Truppentheils, zu dem Ombrazowitſch hatte ſtoßen ſollen, und lautete:

„An den Lieutenant der Miliz von Garika,
Prinzen Daniel Garika.

Wenn Sie nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden mit Ihrer Miliz und mit dem zurückgebliebenen Theil der Miliz von Dari in meinem Quartier eingetroffen ſind, ſo werde ich Sie als Meuterer kriegsrechtlich behandeln laſſen, das heißt, ich werde eine Compagnie nach Garika ſchicken, werde Sie feſtnehmen und füſiliren und Ihre Güter conſfiſciren laſſen. Dies zur Benachrichtigung für Sie, da Sie das Kriegsrecht nicht zu kennen ſcheinen. Stellen Sie ſich innerhalb vierundzwanzig Stunden, ſo werde ich annehmen, daß Sie in Uebereilung und Aufregung gehandelt haben, und ſichere Ihnen meine Fürſprache bei dem Generalgouverneur zu."

Während Daniel noch mit ungewiſſem Auge dieſe bedenklichen Zeilen überlas, hatte George den Brief, den Alia Waſſi an ihn gerichtet, durchflogen. Er enthielt die Nachricht, daß eine kleine Abtheilung Koſaken, mit Reiſenden von Tiflis kommend, gefangen genommen ſei und daß die Reiſenden von dem Begleiter Giorgi's — Johnny — der inzwiſchen nach Garika gekommen, als die Freunde Giorgi's erkannt worden ſeien.

„Maſter Hywell und Mary!" rief George mit einem Freudenſchrei. „Sie ſind hier! Nun fehlt mir nichts mehr! Ich muß zurück nach Garika!"

III.

Die Tage der Wonne.

Wer ſich hineinzudenken vermag in die Lage eines hochbegabten und feinfühlenden jungen Mannes, deſſen ganzes Leben auf einen einzigen Zweck gerichtet geweſen iſt und der, ſo freundlich und herzlich ihm auch ſeine Beſchützer entgegengekommen ſein mochten, doch niemals vergeſſen hat, daß er das Brod der Fremde und des Mitleids aß, der wird das Entzücken verſtehen, von welchem George's Herz geſchwellt war, als er ſich Maſter Hywell und Mary auf dem Boden der Heimat im Glanze ſeines alten Namens und in dem ſchönern Glanze eines muthigen Führers ſeines Volkes zeigen konnte. Faſt die ganze Nacht verging dem erregten jungen Manne, als er nach Garika zurückgekehrt war, im Geſpräch mit Mr. Hywell, Wiedenburg und Mary, die ſich freilich früher als die Männer zurückzog. Indeſſen, ſo erfüllt George's Seele auch von den Ereigniſſen des Tages war, ſo vergaß er doch nicht, den innigſten Antheil an den Schick-

ſalen ſeiner Freunde zu zeigen und ſich genau berichten zu laſſen, wie es dieſen ergangen.

Urmiah, woher die Reiſenden kamen, iſt, wie früher erwähnt worden, eine bedeutende perſiſche Stadt im Oſten des Gebirgs, das Perſien und die Türkei trennt, bekannt durch eine Anſiedelung nordamerikaniſcher Miſſionäre, die es ſich zum Zweck gemacht haben, die Sekte der Neſtorianer zum Proteſtantismus zu bekehren und überhaupt das Chriſtenthum in jenen Gegenden zu kräftigen, eine ſchwierige und bis jetzt faſt erfolglos gebliebene Aufgabe, da der räuberiſche, unbändige Charakter der dortigen Chriſten und Mohammedaner derartigen Werken des Friedens ſehr ſchroff, ja faſt feindlich gegenübertritt. Jedenfalls aber hatten Mr. Hywell und ſeine Tochter dort eine ſichere Zufluchtsſtätte und dasjenige gefunden was Mary in jenen traurigen Tagen das Nothwendigſte war: Aerzte, Arznei und eine ſorgſame Behandlung. Wir wiſſen, daß ſchon bei der Abreiſe George's Mary's Zuſtand außer Gefahr war. Vierzehn Tage der Ruhe hatten ſeitdem hingereicht, ſie ſo weit wiederherzuſtellen, daß die Aerzte es für unbedenklich erklärten, wenn ſie die Weiterreiſe unternehme. Durch das kurdiſche Gebiet wollte Mr. Hywell nicht mehr ziehen. Es erſchien ſicherer und bequemer, den Weg durch die ruſſiſchen Provinzen zu nehmen, die auf der perſiſchen Seite von den Türken nicht ange-

griffen wurden. Bedenken bot freilich auch dieſer Weg, da man nicht wiſſen konnte, welche Ausdehnung der Krieg auf dem ruſſiſchen Gebiet am Kaukaſus gewinnen werde. Aber er ſchien immer der zweckmäßigſte von allen. Die Nordamerikaner, denen der Name des Engländers nicht unbekannt war, ſorgten für eine zahlreiche Begleitung und Empfehlungsbriefe, und mit dankerfülltem, etwas erleichtertem Herzen hatte Mr. Hywell Urmiah Anfang Mai verlaſſen.

Wenn Edmund Wiedenburg bei der engliſchen Familie geblieben war, auch nachdem ſein Oheim nach Sinope zurückgekehrt, ſo mochte dies vielleicht einen innern Grund haben, die täglich wachſende Zuneigung, die er zu der ſanften Mary fühlte. Aber es gab auch einen äußerlichen Grund dafür, den Wunſch Mr. Hywell's. Der ſonſt ſo energiſche Engländer war durch die Unglücksfälle der letzten Zeit ſo entmuthigt, daß er ſich nicht in den Gedanken finden konnte, allein mit ſeiner Tochter in einem fremden Lande und in einer ſo bedenklichen Lage zu bleiben. Wiedenburg hatte ihm ſo viele Beweiſe von Anhänglichkeit, Aufopferung, Muth, Umſicht und Geiſtesgegenwart gegeben, daß Hywell ihn als ſeine Stütze, ſeinen rechten Arm betrachtete und in Trübſinn verfiel, als Wiedenburg einmal von der Nothwendigkeit ſeiner baldigen Abreiſe ſprach. Er hatte freilich nicht

den Muth, den jungen Mann offen um ſein Bleiben zu bitten; Wiedenburg aber, der ſelbſt nichts ſehnlicher wünſchte, als bleiben zu können, vermochte leicht den Grund der Trauer ſeines ältern Freundes zu errathen und erfüllte denſelben mit der größten Freude, als er erklärte, er halte es vielleicht doch für beſſer, noch einige Wochen zu bleiben und dann den Rückweg im Verein mit Mr. Hywell und Mary anzutreten. Wie es nach ſolchen Erlebniſſen nicht anders ſein konnte, hatte ſich zwiſchen dieſen drei Menſchen ein Band der innigſten Zuneigung geknüpft, ſodaß es ſchien, als ob ſie nur eine Familie bildeten, und wenn Wiedenburg trotzdem gegen Mary niemals den vertraulichen Ton anſchlug, den ihm dieſes Verhältniß geſtattet hätte, ſo geſchah es nur, weil er ſehr wohl fühlte, daß er nicht zu weit gehen dürfe, wenn er ſich nicht verrathen wolle. Mary gegenüber behielt er dieſelbe achtungsvolle Zurückhaltung, die er ihr ſeit den erſten Wochen ihrer Abreiſe von Calcutta erwieſen. Aber Mary wußte recht gut, daß dies keine Kälte ſei; Wiedenburg war ein erprobter Freund, der ſein Leben für ſie gewagt. Vielleicht liebte ſie dieſe Zurückhaltung; vielleicht fand dieſelbe einen Widerhall in ihrem eigenen Herzen. Mary fühlte, daß ſie Wiedenburg gegenüber nicht den vertraulichen Ton einer Schweſter anſchlagen könne, wie es ihr George gegenüber ſo natür-

lich schien. Aber wenn sie hätte sagen sollen, weshalb sie das nicht könne, so wäre es ihr gewiß schwer oder unmöglich gewesen. Wenn sie vielleicht zufällig bemerkte, daß Wiedenburg in einem unbewachten Augenblick sie aufmerksam und mit einer gewissen Träumerei betrachtete, so versuchte sie entweder zu thun, als habe sie es nicht bemerkt, oder sie erröthete. Aber ihn zu fragen, wie sie es bei George gethan haben würde: „Was sehen Sie mich an? Was denken Sie?" das wäre ihr unmöglich gewesen.

Es war ein Zufall, daß Mr. Hywell mit seiner Tochter gerade an dem Tage auf Garika eintraf, an welchem dort ein so wichtiges Ereigniß stattgefunden. George hatte seinem Pflegevater natürlich keine Nachricht senden können, da er nicht wußte, wo sich derselbe befand. Mr. Hywell war ohne jede Anfechtung nach Tiflis gelangt, auf Grund der Empfehlungsbriefe aus Urmiah überall mit Zuvorkommenheit behandelt. In Tiflis selbst hatte man ihm gesagt, daß es unmöglich sei, ihm ein sicheres Geleit durch den Kaukasus zu geben, denn man sah einen Angriff Schamyl's voraus. Man rieth ihm deshalb, durch Georgien und Mingrelien, über Kutais nach Poti oder einem andern Punkt der Küste zu reisen und sich von dort aus mit einem Schiffe der englischen Flotte in Verbindung zu setzen. Im Uebrigen behandelte

man den alten Herrn mit großer Artigkeit. Noch hatte ja die ruſſiſche Marine nicht die empfindlichen Verluſte erlitten, die Rußland ſpäter ſo bitter gegen England ſtimmten; noch glaubte man in Tiflis ſo gut wie in Petersburg, daß die Demonſtration für die Türkei ſo ernſt nicht gemeint ſei.

Natürlich nahm Mr. Hywell ſeinen Weg über Garika, das nur wenige Stunden von der großen Straße nach den weſtlichen Provinzen entfernt lag. Er hoffte dort entweder George ſelbſt zu treffen oder etwas von ihm zu erfahren. Im Falle George jedoch noch nicht in Garika eingetroffen war, wollte ſich auch Mr. Hywell dort nicht aufhalten. Er ſehnte ſich nach Ruhe, nach dem Aufenthalt in Gegenden, die ihm erlaubten, daran zu glauben, daß Mary nun endlich in Sicherheit ſei; denn ſein aufgeregtes Gemüth ſah noch überall Schreckniſſe. Da er in Tiflis gar nichts über Garika vernahm, ſo vermuthete er, George ſei dort noch nicht angekommen. Er wollte jedoch den Verſuch machen und ſich in Garika erkundigen und war, von einem Dutzend Koſaken begleitet, dorthin aufgebrochen. Der kriegeriſche Empfang, der ihm und ſeinen Begleitern zu Theil geworden, die Flintenläufe, die ſich ihnen entgegenſtreckten, hatten ihn nicht wenig überraſcht. Glücklicherweiſe hatten die Koſaken, die nicht weniger erſtaunt waren, ſich ohne Widerſtand erge-

ben, da ihre Piſtolen nicht einmal geladen waren, und wenige Augenblicke ſpäter hatte Mr. Hywell ein donnerndes Hurrah gehört und Johnny war ihm mit glühendem Antlitz entgegengeſtürzt gekommen.

Das Alles erzählten ſich die Männer in dieſer erſten Nacht ihres Wiederſehens. George, vor Freude und Stolz glühend, ſchilderte die Erlebniſſe des Tages in den roſigſten Farben, und da Mr. Hywell und Wiedenburg in Tiflis eine gedrückte Stimmung und unruhige Aufregung gefunden hatten, ſo waren ſie geneigt, zu glauben, daß ein allgemeiner Aufſtand im Lande — und von einem ſolchen ſprach George — unterſtützt von den Türken und Schamyl, zur Vertreibung der Ruſſen führen könne. Doch wollte Mr. Hywell nichts davon hören, länger als einige Tage zu bleiben.

Während dieſer Unterredung ging Alia Waſſi, der vielleicht trotz ſeiner weißen Haare noch erregter war als George, ab und zu, um George Nachrichten zu bringen oder zu hören, was er zu dieſer oder jener Maßregel meine. In allen Dörfern und Weilern war, wie der heißblütige Greis meldete, das Banner von Garika mit Jubel begrüßt und Zuzug in Maſſe verheißen worden; der kluge Feind der Ruſſen hatte nämlich ſchon wochenlang vorher garikaniſche Banner nach dem Muſter deſſen, das ſich in Garika befand, anfertigen laſſen, über-

zeugt, daß daſſelbe überall einen mächtigen Eindruck hervorrufen werde. Daniel hatte ſich früh zurückgezogen. Das einfache, ſchlichte Weſen Mr. Hywell's und Wiedenburg's ſchien ihm keine hohe Meinung von den Freunden ſeines Bruders gegeben zu haben; er liebte den Pomp und äußern Schein. Auch die Schönheit Mary's war ihm gar nicht aufgefallen. Er bedurfte glühender Augen und verlockenden Lächelns, um angeregt zu werden.

Der Morgen war nicht fern, als die Männer ſich trennten. Es war vorher zwiſchen ihnen beſtimmt worden, daß ſich Mr. Hywell und Mary unter der Führung eines ergebenen Dieners nach Dari begeben ſollten, denn Garika war kein Aufenthalt für Mary, da es zu einer Feſtung eingerichtet werden ſollte, während Dari dazu beſtimmt war, neutral zu bleiben. Wiedenburg ſollte an dem Zuge nach Kureli Theil nehmen. Mr. Hywell, vorſichtig beſorgt für die Sicherheit ſeines jungen Freundes, hatte davon abgerathen; es ſchien, als traue er dem Frieden nicht recht und wolle Wiedenburg nicht den Ruſſen gegenüber compromittiren. Aber George beſtand darauf, einen Zeugen ſeiner erſten Waffenthat zu haben, und Wiedenburg, der George's Pläne mit dem Eifer einer jugendlichen, der Freiheit ergebenen Seele auffaßte, willigte gern ein.

Es war in aller Frühe des andern Tages — Ge-

orge hatte nur die Augen geſchloſſen, nicht geſchlafen — als das Signal alle diejenigen, die Alia Waſſi zur Theilnahme an der Expedition nach Kureli beſtimmt hatte, auf dem Schloßhofe von Garika vereinigte. Es war eine Schaar von vierzig Reitern, gut bewaffnet, in gewiſſem Sinne das Elitecorps der Garikaner. Daniel übernahm das militäriſche Commando der ganzen Truppe; George führte die eine Hälfte, Alia Waſſi die andere an. Ehe der Zug den Schloßhof verließ, hatte George die Freude, Mary an dem Fenſter ihres Zimmers erſcheinen zu ſehen. Er grüßte hinauf und legte die Hand aufs Herz. Wiedenburg beobachtete ihn aufmerkſam, und ſein Geſicht wurde ernſt. Er ſah noch, wie Mary, als ſie ihn bemerkte, ihrem Vater, der neben ihr ſtand, ein lebhaftes Zeichen machte, als wolle ſie ausdrücken, er möge Wiedenburg zurückhalten. Aber der Zug verließ das Schloß. Wiedenburg blieb lange ernſt. Wieder trat die alte Frage an ihn heran, ob Mary George liebe, und er glaubte ſie mit Nein beantworten zu müſſen. Er fragte ſich auch, ob Mary in dieſem Lande glücklich ſein würde, wenn George's kühnſte Pläne in Erfüllung gingen und er der Bruder eines Königs und der Gatte Mary's würde. Er vermochte ſich keine Antwort darauf zu geben. Aber es war ihm doch in ſeinem tiefſten Innern, als könne das nicht ſein, als müſſe Mary in einem Lande leben, in

welchem ſo viel Reiz und ſo holde Anmuth nach ihrem ganzen Werthe gewürdigt würden. Doch legte er ſich aufs neue das Gelübde ab, jetzt um ſo vorſichtiger zu verbergen, was er ſelbſt für ſie fühlte. Wenn George's Pläne gelangen, wenn Mary das glänzende Loos, das George ihr dann anbieten konnte, annahm, weshalb ſollte er ſich denn nicht freuen, Mary glücklich zu wiſſen?

„Sie haben doch nicht Furcht?“ rief George, als er das ernſte Geſicht Wiedenburg's ſah. Dieſer lächelte. „Verzeihen Sie!“ fügte George ſogleich hinzu. „Ich brauche mich nur an die Kurden zu erinnern, um zu wiſſen, was Ihre Hülfe werth iſt! Bleiben Sie hier! Sie ſollen mit mir General der Garikaner ſein!“

„Wenn dies meine Heimat wäre, ſo würde ich handeln wie Sie“, ſagte Wiedenburg, ernſt in das Antlitz George's blickend, das von Muth und Zuverſicht ſtrahlte. „Aber meine Heimat hat auch ein Recht an mich. Dieſer Zug ſoll, ſo Gott will! die Abenteuer beſchließen. Ich muß zurück nach Wien, wo mich ein Leben voll einförmiger und angeſtrengter Arbeit erwartet. Ich betrachte dieſen Zug als den Schluß einer bewegten Jugend. Nun beginnt der ganze rauhe und bittere Mannesernſt!“

„Wir werden ihn hier auch noch nöthig haben!“ ſagte George. „Aber jetzt heißt es mit vollen Segeln in das Meer der Zukunft hineinſteuern, um hier aber-

mals das goldene Vließ zu finden, das die Argonauten auf dieſem Boden entdeckten. Was halten Sie von meinem Bruder, Wiedenburg? Ich gebe viel auf Ihr Urtheil."

Wiedenburg zuckte die Achſeln. Daniel, der bald mürriſch, bald ſtolz war, wenig mit George und ihm ſelbſt ſprach und darüber zu ſchimpfen begann, daß dieſer Garikaner den Säbel zu hoch, jener zu niedrig geſchnallt, war allerdings nicht ein Mann nach ſeinem Sinne. George erzählte ihm darauf ebenſo leiſe, wie er ſeine Frage gethan, und in engliſcher Sprache, die Daniel nicht verſtand, das Verhältniß ſeines Bruders zu Sophia. Wiedenburg ſchüttelte den Kopf.

„Seien Sie auf Ihrer Hut, George!" ſagte er. „Nach Allem, was ich ſehe, ſind Sie dieſem Bruder nicht willkommen, und ſeit ich weiß, daß nur Eiferſucht und beleidigte Eitelkeit ihn zu dieſem Kampfe auf Leben und Tod gedrängt, fürchte ich, daß er in einem gefährlichen Momente die Farbe wechſeln wird. Verſprechen Sie mir, daß Sie die Augen offen halten und dieſes Land verlaſſen wollen, ſobald Ihnen der Ausgang bedenklich erſcheint."

„Nimmermehr!" rief George. „Ich ſiege oder ich ſterbe! Ich ſollte dieſe Männer verlaſſen, die ich zum Aufſtande angefeuert? Das können Sie mir nicht im Ernſt rathen!"

„Doch! Es war Ihr Bruder, der das Signal zum Ungehorſam gegen die Ruſſen gegeben“, ſagte Wiedenburg. „Mit den Ruſſen mögen Sie kämpfen. Aber wenn nun Verrath im Innern ſich gegen Sie wendet, wollen Sie dann thöricht genug ſein, an dem Unmöglichen feſtzuhalten? Das wäre nicht mehr Muth, ſondern die Tollkühnheit der Verzweiflung. Wenn hier nichts mehr zu hoffen iſt, können Sie anderswo noch wirken!“

„Sprechen wir nicht davon!“ rief Georg haſtig. „Verrath im Innern! Unmöglich! Nein, ich bleibe auf jeden Fall! Ich will nicht ſchwarz ſehen, ich will es nicht. Ich bin glücklich und will es bleiben! Mein Herz ſoll nur mit dem Tode aufhören, dieſe Wonne zu genießen.“

Der ſchöne und an mannichfaltigen Reizen reiche Weg nach Kureli wurde in wenigen Stunden zurückgelegt, da die guten Pferde der Reiter wacker ausgriffen. Kureli, eine kleine Stadt, einſt zum Gebiet der Herrſcher von Garika gehörig, lag auf einem Hügel. Sie war früher befeſtigt geweſen, aber ſchon ſeit einem Jahrhundert lagen die Umfaſſungsmauern in Trümmern. An eine dieſer Mauern, die etwas weniger gelitten, lehnte ſich die neue ruſſiſche Dragonerkaſerne, deren Vorhof durch eine Mauer von der Stadt getrennt war. Die kleine Reiterſchaar hielt vor der Stadt im Walde; man überlegte. Alia Waſſi theilte mit, daß er bereits geſtern einen

Boten nach Kureli geſandt, mit dem Auftrag, die waffenfähigen Männer möchten ſich ſo gut als möglich bewaffnen und auf das erſte Zeichen eines Angriffs herbeieilen. Diejenigen, denen Alia unbedingt vertrauen konnte, hatten außerdem noch die Weiſung erhalten, ſobald ſie die Reiterſchaar herannahen ſähen, ſich auf den Hof der Kaſerne zu begeben und das Schließen des Thors im Nothfall mit Gewalt zu verhindern. Es waren nur wenige Dragoner zurückgeblieben. Selbſt wenn ſie Widerſtand leiſteten, durfte man hoffen, ſie bald zu bewältigen, und insgeheim wünſchten Alia und George dieſen Widerſtand, um zu erproben, wie die Garikaner kämpfen würden. Uebrigens hatte dieſen die Entwaffnung der Koſaken am vergangenen Abend bereits Muth gemacht.

Die erſte Waffenthat! Man ſah es an dem Erbleichen und Erröthen George's, wie aufgeregt er war. Auch Daniel ſchien unruhig zu ſein, und ſelbſt Alia's Mienen wurden ernſter. Nachdem man eine Zeit lang die Stadt und die Kaſerne genau beobachtet und nichts Auffälliges bemerkt, ſetzte ſich die Schaar in Bewegung und näherte ſich auf einer Seite, auf welcher ſie von der Kaſerne aus nicht geſehen werden konnte, der Stadt. Die Einwohner von Kureli kamen ihnen, ſobald die Schaar ſichtbar geworden, mit Jubelgeſchrei entgegengeſtürzt, und der Ruf: „Es lebe Daniel, der König von Garika! Es lebe Prinz

Giorgi! Nieder mit den Ruſſen!“ ertönte auch hier ſo enthuſiaſtiſch wie in Garika und Dari. Viele trugen bereits Waffen. Alia wechſelte einige Worte mit denen, die er genauer zu kennen ſchien.

„Nun, wir haben leichtes Spiel!“ rief er dann. „Von dem Dutzend Dragoner, das zurückgeblieben iſt, iſt die Hälfte ausgezogen, um zu fourragiren. Wir wollen ohne weiteres auf den Hof ſprengen!“

Und er galoppirte voraus. Die Schaar folgte. Ein einziger Schrei ſchien ganz Kureli zu erſchüttern. Vor allen Häuſern ſtanden Männer, Frauen, Greiſe, Kinder und riefen ihr Lebehoch. Der Dragoner, der mit gezogenem Säbel vor dem Thor der Kaſerne auf und ab ging, ſtutzte, trat zurück und wollte das Thor ſchließen. Aber in demſelben Augenblick warfen ſich einige Männer, die ſich ſchon lange in ſeiner Nähe gehalten, auf ihn und wanden ihm den Säbel aus der Fauſt. Das Banner von Garika entfaltend, ſprengte Alia Waſſi auf den Hof, auf dem kein Soldat zu ſehen war. In der nächſten Minute war der Hof von der Reiterſchaar und den Bewaffneten von Kureli gefüllt.

„Ergebt Euch!“ rief Alia den wenigen Dragonern zu, die an die Fenſter der Kaſerne geeilt waren. „Widerſtand iſt nicht möglich. Das ganze Land iſt im Aufſtand! Tod Jedem, der die Hand gegen uns erhebt!“

Dennoch fielen zwei Schüſſe aus der Kaſerne und einer von den Garikanern, ein junger ſchöner Mann, ſtürzte mit einem Schrei vom Pferde. Aber ſein Fall war nur das Zeichen zum wildeſten Wuthausbruch. Die Garikaner ſchoſſen ihre Piſtolen gegen die Fenſter ab, die Bewaffneten von Kureli drangen durch die Thür. Andere, die von hinten in die Fenſter der Kaſerne eingedrungen, vereinten ſich mit ihnen. Nach einigen Minuten waren die wenigen Dragoner gefangen genommen. Nur einer, der verzweifelten Widerſtand leiſtete und ſich rühmte, den jungen Garikaner erſchoſſen zu haben, wurde niedergemetzelt. Es war ein Sergeant und in Abweſenheit des Majors und der andern Offiziere der Commandant der Kaſerne.

Die Gefangenen wurden gebunden; man ſuchte nach Waffen. Die Kaſerne enthielt nicht unbedeutende Vorräthe an Säbeln, Karabinern, Piſtolen und Munition. Außerdem befand ſich auf dem Hofe ein kleines leichtes Feldgeſchütz, zu welchem die vollſtändige Munition vorhanden war. Alia Waſſi jubelte namentlich über dieſe letztere Beute. Ein Geſchütz! Er wußte, welchen Eindruck dies auf die Garikaner machen würde. Bald darauf ſah man die Fourrageurs langſam aus dem Thal nach der Stadt heraufkommen. Auch ſie wurden umzingelt und entwaffnet. Wiedenburg bemerkte, daß Alia Waſſi

hierbei und bei allen ſeinen Anordnungen eine Klugheit und einen Scharfblick zeigte, die einem erfahrenen Militär Ehre gemacht haben würden.

So war dieſe erſte Waffenthat glänzend beendet. Ein Geſchütz, zahlreiche Waffen und Munition waren erbeutet, zwölf Gefangene gemacht worden! Auf der Kaſerne wehte das Banner von Garika, und Alia Waſſi traf Vorkehrungen, dieſelbe beſetzen und befeſtigen zu laſſen. Denn Kureli bildete im Falle eines erſten Mißlingens einen vortrefflichen Stützpunkt für den Rückzug nach dem weſtlichen Theil des Landes. Der Hauptvortheil aber war, daß der Ruhm dieſer Waffenthat ſich mit Blitzesſchnelle durch das ganze Land verbreiten würde. Die Einwohner von Kureli hatten gezeigt, daß ſie die Ruſſen haßten, die Enkel ihrer frühern Könige liebten und Muth beſaßen. Mehr als hundert ihrer Männer erklärten ſich bereit, Daniel Garika überallhin zu folgen; fünfzig ſchloſſen ſich ſogleich der rückkehrenden Schaar an. Den getödteten Garikaner trug man im Triumph nach ſeiner Heimat.

Ein Bote, der die Nachricht brachte, daß auf Garika nichts Beſonderes vorgefallen ſei, begegnete den Rückkehrenden und meldete, daß die Fremden ſich nach Dari begeben hätten. Darauf hin beſchloſſen George und Wiedenburg, nach Dari zu reiten und Mr. Hywell und

ſeine Tochter dort zu begrüßen. Daniel erbot ſich, ihnen den Weg zu zeigen; vielleicht wollte er auch nur Sophia wiederſehen. Man ritt ſcharf nach Dari und langte wenige Minuten nach der Ankunft Mr. Hywell's, ſeiner Tochter und Johnny's dort an. Daniel und George baten Nina, ſich Mary's anzunehmen. Auch Sophia zeigte ſich. Sie zuckte ſpöttiſch die Achſeln, als Daniel, nicht ohne Uebertreibung, ihr die Waffenthat von Kureli mittheilte. Doch war ſie aufmerkſam gegen Mary und freundlich gegen George.

Die nächſten Tage vergingen für George in einer Aufregung und Spannung, wie nur ſo außerordentliche Verhältniſſe ſie erzeugen konnten. Es ſchien in der That, als ob Alles den Aufſtand begünſtige. Täglich kamen Hunderte von Streitern aus allen Theilen des Landes, namentlich aus den weſtlichen Gegenden. Die Türken ſendeten die Botſchaft, daß ſie Waffen ſchicken und ſobald als möglich ein Corps detachiren würden, das mit den Garikanern gemeinſchaftlich handeln ſolle. Von den Ruſſen hörte man nichts. Auf allen Punkten bedrängt, mußten ſie für den Augenblick zufrieden ſein, ſich in ihren Stellungen zu behaupten. Schon waren über zweitauſend Streiter in Garika verſammelt, und die herbeiziehenden Schaaren verkündeten, daß ſie nur einen Vortrab für diejenigen bildeten, die nachkommen würden.

Die Inſpection dieſer Streiter, die Sorge für Bewaffnung und Unterhalt nahmen Alia's und George's ganze Kraft und Zeit in Anſpruch. Daniel war zu ſolchen Dingen unbrauchbar. Er verbrachte ſeine Tage damit, von einem Ort zum andern zu reiten und ſich huldigen zu laſſen. Einzelne ſeiner eigenmächtigen Anordnungen konnten Alia und George nur mit Mühe rückgängig machen. Es zeigte ſich mehr und mehr, daß er ein Despot ſei. Er brauſte auf und drohte mit dem Degen, wenn nicht augenblicklich Alles nach ſeinem Willen geſchah. Es war alſo dem Bruder und Alia ganz recht, wenn ſich Daniel von Garika fern hielt. Die größte Sorge des neuen Königs war, ſeine Truppen womöglich zu uniformiren. Aber das ließ ſich nicht thun. Daniel, ſonſt ziemlich mäßig, trank jetzt viel. Er ſchien ſich betäuben zu wollen. Es fehlte ihm die Begeiſterung, die den Sieg erwartet und im Falle einer Niederlage den Tod für ein Glück hält. Gegen George blieb er kalt; es verdroß ihn, daß man dieſem ebenſo viel, ja mehr Ehre erwies als ihm. Alia ſchien er zu fürchten. Er fügte ſich den Anordnungen deſſelben, aber nur grollend. Seine Miene verrieth, daß er den Augenblick herbeiſehne, in welchem er ſich dieſes läſtigen Dieners entledigen könne.

Vom Sonnenaufgang bis zum Spätnachmittag inſpicirte George die Truppen und übte ſie im Waffen-

dienſt. Mr. Hywell und Wiedenburg leiſteten ihm oft dabei Geſellſchaft. Dann aber, pünktlich um dieſelbe Zeit, ritt George hinüber nach Dari, um Mary und ſeine Schweſter zu beſuchen.

So unruhig es in Garika geworden, ſo ſtill und friedlich war es in Dari geblieben. Sophia hatte ihren Wunſch, nach Tiflis geleitet zu werden, zuweilen wiederholt, doch ohne Drängen. Die Anweſenheit Mary's brachte Abwechſelung in das bis dahin einförmige Daſein, und Sophia zeigte ſich der jungen Engländerin von ihrer liebenswürdigſten Seite. Es ſchien, als wolle ſie auf die Fremden einen möglichſt guten Eindruck machen, und da ihr Wille von einem Geiſte unterſtützt wurde, der blendete, ohne freilich tief zu ſein, ſo gelang ihr dies, wenigſtens bei Mary, die viel zu unbefangen war, um den Charakter Sophia's von vornherein durchſchauen zu können. Auch war Mary ſo froh, endlich einmal wieder in der Umgebung von Weſen zu ſein, die wenigſtens im Allgemeinen den Anſprüchen genügten, die ſie an Frauen ſtellte, daß ſie unwillkürlich Manches überſah, was ihrem feinen Gefühl ſonſt mißfallen haben würde. Eigenthümlich war es für den Beobachter, die einfache, ſeit den letzten Tagen ſehr traurige Nina, die ſanfte, anmuthige Mary mit ihren ſchönen und regelmäßigen Zügen und die lebhafte, aufmerkſame und

geſprächige Sophia auf der Terraſſe ſitzen oder promeniren zu ſehen. Offenbar fühlte Sophia in Mary die edlere, reinere Natur und bemühte ſich, dieſelbe durch Geiſt und Lebendigkeit wenigſtens für Minuten zu überflügeln. War Daniel nicht zugegen, in deſſen Gegenwart Sophia gewöhnlich einen bittern und verletzenden Spott über die „neuen Könige und Weltverbeſſerer" anſtimmte, ſo entwickelte ſich meiſt zwiſchen Sophia und Mary auf der einen und Wiedenburg und George auf der andern Seite eine lebhafte und angenehme Unterhaltung. Dann ließ Sophia ihren Geiſt ſprühen und wußte auch Mary zum Scherz mit fortzureißen. Sie ſchien nicht übel Luſt zu haben, Wiedenburg und George in ihre Feſſeln zu ſchlagen, und verrieth, als ihr dies trotz der Aufmerkſamkeit, die ihr die Herren bezeigten, nicht recht gelingen wollte, ihren Unmuth durch feinen Spott über die Männer, die nur Idealen nachjagten. Mit ihrem ſcharfen Blick ſchien ſie bemerkt zu haben, was Mary ſelbſt vielleicht nicht wußte, daß dieſe für Edmund Wiedenburg mehr fühlte als für George, und ſie deutete einmal an, daß es lächerlich ſei, den Phantomen von Ruhm und Glanz nachzujagen und ſich inzwiſchen das irdiſche Paradies einer ſchönen Frau durch einen Andern rauben zu laſſen. Aber George war zu einfachen Sinnes, um darauf zu achten, ja, es muß

gesagt werden, auch in ihm, dem Manne von so edlem Geiste, schlummerte etwas von jenem orientalischen Selbstbewußtsein und aristokratischen Stolze, der an keinen Nebenbuhler denkt. Zwar achtete er Wiedenburg sehr hoch, aber ob er im Ernst glaubte, daß Mary den einfachen Kaufmann ihm, dem Enkel von Königen, der jetzt im Glanze seiner Abstammung und der ersten Erfolge prangte, vorziehen könne, wir bezweifeln es. Wenn er schüchtern, befangen, unsicher gegenüber Mary war, so erklärte sich dies einfach aus dem Verhältnisse, in welchem er bisher zu ihr gestanden, und aus der ungemeinen, schwärmerischen Verehrung, die er für sie fühlte. Mary schien ihm zu schön, zu hoch für jeden Mann. Die Nähe eines Nebenbuhlers würde ihm vielleicht eher Muth gegeben, sein Selbstbewußtsein gereizt haben. Gerade jetzt aber war das Betragen Wiedenburg's so ruhig, so zurückhaltend, daß George's Eifersucht vollkommen in den Schlaf gewiegt wurde. Ob ihn Mary liebe, daran zweifelte er. Daß sie ihm Wiedenburg vorziehen könne, daran dachte er nicht.

Am liebsten war er mit Mary allein, führte sie durch den Park, sprach mit ihr von der Vergangenheit, mehr noch von den Plänen für die Zukunft. Mary lauschte ihm mit Aufmerksamkeit und ging mit aufrichtiger Theilnahme, mit schwesterlicher Innigkeit auf seine

Pläne ein. Sie wußte, wie sehr sie von ihm geliebt wurde, aber sie dachte an keine andere Liebe als diejenige des Knaben, mit dem sie in England auf dem väterlichen Landgut durch Feld und Wald gestreift war. Sie kannte sein treues, aufrichtiges Gemüth, und sie wußte, daß sie lange von ihm getrennt würde, vielleicht für immer, denn wer konnte voraussehen, welchem Schicksal George entgegenging! Das gab ihrem Wesen, wenn sie mit ihm allein war, eine hingebende Weichheit und Innigkeit, die George mit Entzücken und Zuversicht erfüllte und selbst Wiedenburg, wenn er sie zuweilen aus der Ferne beobachtete, täuschte. Es schien dem jungen Deutschen jetzt, als ob er das Gefühl Mary's für George doch nicht richtig beurtheilt habe, oder als ob das, was früher nur Freundschaft gewesen, jetzt allmälig in ein innigeres Gefühl übergehe. Aber so schwer diese allmälig wachsende Ueberzeugung auf ihm lastete — denn jetzt erst recht fühlte er, wie theuer ihm Mary war — so zeigte sich der Druck, der sein Herz beschwerte, doch nur in seinen mehr als gewöhnlich ernsten Zügen und in dem Wunsche, den er jetzt öfter als früher gegen Mr. Hywell aussprach, daß er nun bald in Wien sein und über unablässiger Arbeit dieses bunte, schillernde Wanderleben vergessen möge. Wiedenburg gehörte zu den seltenen Naturen, die von Grund des Herzens bescheiden

ſind und bei Andern zuerſt die Vorzüge, bei ſich ſelbſt die Schwächen ſehen. Wenn George's Pläne glückten, was war er dann im Vergleich mit dem ſchönen, von der Natur ſo reich begabten George? War ihm George nicht ohnehin ſchon überlegen? Wie nun erſt, wenn ihn Reichthum, Glanz und der Lorbeer des Sieges ſchmückten? Sein Herz flüſterte ihm wohl zuweilen zu, daß dies Alles für ein Weſen wie Mary keinen Reiz habe, aber ſein Verſtand ſagte ihm immer wieder, daß George auch an und für ſich liebenswürdig ſei, und daß nur die Eiferſucht ihm einflüſtern wolle, ſie werde hier nicht glücklich ſein, ſich nicht in dieſe ihr ſo fremden Verhältniſſe finden können.

Indeſſen ſollte das, was dieſen Tagen in George's Augen den höchſten Reiz verlieh, die Anweſenheit Mary's, nicht mehr lange währen. Mr. Hywell beſtand zu George's Verzweiflung feſt auf ſeinem Vorſatze, an einem beſtimmten Tage nach der Küſte aufzubrechen. Es war allgemein bekannt, daß einige engliſche Schiffe dort fortwährend kreuzten. Mit dieſen war eine Verſtändigung leicht möglich, und Mr. Hywell ſehnte ſich zu ſehr danach, wieder auf engliſchem Grund und Boden — und darunter verſtand er auch ein engliſches Schiff — zu ſein, um nicht an ſeinem Entſchluſſe feſtzuhalten. Die Möglichkeit eines ruſſiſchen Ueberfalls konnte George,

ſo ſehr er auch von ſeinem Siege überzeugt war, nicht in Abrede ſtellen. Und welchen Gefahren waren dann die Damen und namentlich Mary, die Tochter eines Engländers, den man jetzt gewiß für einen Bundesgenoſſen George's hielt, ausgeſetzt! George ſah ein, daß er Mr. Hywell und Mary nicht länger zurückhalten könne.

Es war an einem Sonnabend. Am nächſten Montag ſollte Mary mit ihrem Vater und Wiedenburg Dari verlaſſen. Eine ſtarke Schaar Garikaner ſollte ſie bis Kutais, im Nothfall bis zur Küſte geleiten. Jetzt gerade war George's Anweſenheit in Garika durchaus nothwendig. Es hieß allgemein, daß die Tſchetſchenzen, nachdem ſie heiß mit den Ruſſen gefochten, ſich den Karaſſu hinaufzögen. Man konnte alſo die Ankunft einer Schaar von Tſchetſchenzen täglich erwarten, und noch wußte man nicht, wie dieſelben ſich zu den Garikanern ſtellen würden. George mußte alſo auf die ſchmerzliche Freude verzichten, Mary am Montag noch eine Strecke weit zu geleiten. Die Minuten, die er in Mary's Nähe zubringen konnte, wurden koſtbar. Und ſollte er ſie nicht benutzen? Sollte er das entſcheidende Wort nicht wagen?

Man war am Spätnachmittag auf der Terraſſe von Dari verſammelt geweſen. Daniel's Anweſenheit hatte die Unterhaltung geſtört; Sophia, durch einige ſeiner Aeußerungen beleidigt, hatte ſich zurückgezogen. George

hatte die eingetretene Verſtimmung benutzt, um Mary zu einem Spaziergang im Park aufzufordern. Sie nahm ſeinen Arm und beide ſchritten durch die prachtvolle Waldlandſchaft. George war verlegen, glühend. Mary hing ſo vertraulich, ſo innig an ſeinem Arm — ſollte er nicht ſprechen? Sollte er ſpäter ſchreiben? Wozu, wenn es jetzt nur eines kühnen Wortes bedurfte? Er ſprach von der Schönheit der Gegend.

„Mary“, ſagte er, „ich weiß, auch Sie finden dieſes Land ſchön. Für mich iſt es ſchöner als jedes andere. Es iſt mir die Heimat. Wenn es mir gelingt, dieſes Land frei zu machen, wenn der Kampf vorüber iſt, wollen Sie dann nicht einmal mit Ihrem Vater hierher zurückkehren und ſich an meinem Glücke freuen?“

„Es wird ein weiter Weg ſein, George“, antwortete Mary lächelnd. „Und Papa, glaube ich, reiſt ſobald nicht wieder. Ich denke, Sie kommen dann fürs erſte einmal nach England!“

„Aber Sie geſtehen doch, daß auch Sie in dieſem Lande glücklich ſein könnten?“ rief George.

„Ja“, antwortete Mary, „aber jetzt — ich bin offen, lieber George — jetzt ſehne ich mich nach England.“

„Gewiß!“ rief George. „Ich meine auch nicht, daß Sie allein hier ſein ſollten, ich meine, Ihr Vater, Ihre

Freunde, diejenigen, die Sie liebten, müßten hier ſein. Dann würde es Ihnen doch auch hier gefallen, ſelbſt wenn Sie denken müßten, den größern Theil Ihres Lebens hier zuzubringen. Denken Sie, welches Glück, welchen Segen Sie hier verbreiten könnten, welche Verehrung dieſe einfachen Menſchen für Sie empfinden würden! Hier, Mary, hier könnten Sie eine Fee, eine Göttin ſein. Vielleicht wäre es hier doch noch ſchöner als in England!"

„Sie übertreiben, George, wie immer!" rief Mary lächelnd. „Ich würde hier nichts ſein, als was ich in England bin, ein unbeachtetes Mädchen, ein Mädchen, dem wohl iſt, wenn es nicht bemerkt wird, und das ſich vollkommen mit der Zärtlichkeit ſeines Vaters und mit der treuen Anhänglichkeit einiger Freunde begnügt."

„Mary, Sie ſind zu gut, zu beſcheiden!" ſagte George. „Aber denken Sie nun — verzeihen Sie mir, daß ich davon ſpreche! — wenn einmal die Zeit käme, in der Sie allein ſtehen, in der Ihr Vater —"

„O ſtill, George", bat Mary, „ich habe in der letzten, ſo böſen Zeit leider ſo oft daran denken müſſen! Jetzt will ich es nicht mehr! Wie ich das ertragen würde, ich weiß es nicht. Gott wird mich lehren auszuharren!"

Sie neigte den Kopf und ihr Geſicht wurde ſo ernſt,

daß George es nicht wagte, ſogleich weiter zu ſprechen. Er hätte daran anknüpfen können, daß ihr dann ſein Herz und ſeine Hand zur Seite ſtehen würden, aber er wollte einen Gedanken nicht weiter ausſpinnen, der Mary traurig ſtimmen mußte. Schweigend ging er weiter und ſuchte nach einem Gegenſtande, die Unterredung wieder aufzunehmen. Da hörte er, daß man ihn rief. Es war David, der George meldete, es ſei ein Bote aus Garika gekommen, der Alia's Wunſch überbringe, Daniel und George möchten ſo bald als möglich zurückkehren.

„So muß ich heute zurück!“ ſagte George mit trüber Miene. „Adieu, Mary! Morgen ſehen wir uns!“

„Adieu, George!“ antwortete Mary, vertraulich ihre Hand in die ſeinige legend. „Auf morgen denn!“

„Es wird der letzte Tag ſein!“ ſagte George. „Und wer weiß, ob wir uns ſehen. Ich bin nicht mehr mein freier Herr, Mary! Ich muß an meine Pflichten denken!“

Er verſuchte zu lächeln, aber faſt ſchien es, als wollten ihm die Thränen in die Augen treten.

„Nun, ſei dem, wie ihm wolle!“ fuhr er, ſich ermannend fort, „ich hoffe, Mary Hywell wird mich nicht vergeſſen!“

„Aber George!“ rief das junge Mädchen, ihn faſt verwundert anblickend. „Ich Sie vergeſſen, meinen Bruder George!“

Es war das erſte Mal, daß Mary wieder das Wort „Bruder“ gebrauchte, mit dem ſie den Schützling ihres Vaters früher in England oft genannt. Und es geſchah ſo warm und herzlich, daß George ſie voll und freudig anſah.

„Nein, Mary wird denjenigen nicht vergeſſen, der für ſie ebenſo gern wie für ſein Vaterland das Leben hingäbe!“ rief George. „Und wenn ich nun ſchreibe, Mary, oder wenn ich Sie wiederſehe —“

„Da iſt ja George!“ unterbrach der hinzutretende Mr. Hywell den Redenden, dem das Geſtändniß ſeiner Liebe auf den Lippen ſchwebte. „Man ſucht Dich überall, George. War David nicht bei Dir?“

„Er ging ſo eben von mir!“ antwortete George, und einen Augenblick ſtand er zögernd und überlegend, ob er nicht in ſeinem Geſtändniß fortfahren ſolle. Doch nein — wie war das möglich? Wußte er denn, ob Mary ihn liebe? Aber er konnte ſich nicht enthalten, ihre Hand, die er noch immer in der ſeinigen hielt, zu küſſen.

„Es ſieht ja aus, als ob Ihr ſchon Abſchied nähmet!“ ſagte Mr. Hywell. „Sehen wir uns denn nicht morgen?“

„Ich hoffe es!“ antwortete George. „Aber wer kann es wiſſen! Wir ſind im Kriege, lieber Vater! Heute roth, morgen todt!“

„Ich hoffe, George, Du wirſt an Deine Sicherheit denken, wenn Du einſehen ſollteſt, daß nicht Alles ſo glückt, wie Du jetzt denkſt!“ ſagte Mr. Hywell ernſt. „Ich habe mit Wiedenburg darüber geſprochen, und er theilt meine Anſicht, daß es Dich nicht ſchänden würde, wenn Du Dich zurückziehſt, ſobald Du keine Hoffnung mehr haſt. Natürlich nur dann!“ fügte er mit Entſchiedenheit hinzu, denn er war ein Mann von ſtrenger Ehre und hohem Pflichtgefühl.

„Wiedenburg's Freundſchaft und Ihre Liebe, Mr. Hywell, geben mir dieſen Rath, den ich nicht befolgen kann“, antwortete George. „Ich bin es geweſen, der den Funken des Aufſtandes in dieſes Land geſchleudert. Hat Daniel oder Alia auch das erſte Wort geſprochen, ſo war ich es doch, der den Plan entwarf. Nein! Wenn dieſer Kampf mißlingt und unſere Niederlage Tauſende mit Verderben trifft, ſo könnte ich nirgends mehr ruhig leben. Nur der Tod im Kampfe kann dann den Fluch mildern, mit dem vielleicht Tauſende mich beladen würden. Entweder ich ſiege, oder ich zeige denen, die mir folgen, daß es mir Ernſt bis zum Aeußerſten iſt, und das kann ich nur zeigen durch den Tod! Doch da ſehe ich David wieder, der mich erwartet!“

Er drückte Mary und Mr. Hywell die Hand und eilte fort. Der Engländer ſah ihm ernſt und gedankenvoll nach.

„Er hat Recht!“ ſagte er leiſe. „Auch Wiedenburg meint, er könnte nur dann fliehen, wenn ſich Verrath im Innern erhebt. Ich weiß zwar nicht, woher er den fürchtet, aber Wiedenburg hat einen ſcharfen Blick. Bei Gott, es würde mich ein Stück Leben koſten, wenn ich dieſen Knaben, den ich faſt mein nenne, hier kläglich untergehen ſehen müßte!“

Mary nahm den Arm ihres Vaters und kehrte mit ihm nach Dari zurück. Sie ſah, wie ernſt, faſt düſter das Geſicht ihres Vaters war. Und auch vor ihrem Geiſt ſtiegen dunkle Bilder auf. So ſchwieg ſie, in Gedanken verſunken.

Wenige Minuten ſpäter verließen Daniel und George Dari. Als ſie in Garika anlangten, fanden ſie Alles dort in großer Bewegung, und ſchon von fern tönte ihnen die Commandoſtimme Alia Waſſi's entgegen.

Dieſer theilte ihnen mit, daß mehrere Corps Tſchetſchenzen auf dem nördlichen Ufer des Karaſſu bemerkt worden ſeien, und daß eine Feuersbrunſt, die den Himmel nach Norden zu röthete, wahrſcheinlich von einem Dorfe herrühre, das ſie angezündet. Man müſſe alſo auf der Hut ſein, denn da noch keine Verſtändigung mit den Führern der Tſchetſchenzen erfolgt ſei, ſo dürfte man einen Angriff der Tſchetſchenzen erwarten, die Garika noch für ruſſiſches Gebiet hielten. Deshalb hatte Alia aus

Vorſorge die Bewohner der Stadt Garika aufgefordert, ſich mit ihren Habſeligkeiten nach dem Schloſſe zu begeben.

Aber noch von einer andern Seite drohte Gefahr, und zwar eine größere. Mehrere Boten hatten übereinſtimmend gemeldet, daß ein Detachement Ruſſen ſich auf Nebenwegen Garika nähere. Durfte man den Verſicherungen der Boten trauen, ſo beſtand es aus der Schwadron des Majors und einer Abtheilung Infanterie von ungefähr dreihundert Mann. Es ſchien nicht unwahrſcheinlich, daß man den Major mit der Führung dieſes Corps beauftragt habe, da er das Terrain von Garika genau kannte.

Ferner war ein Brief Michael Brazow's angekommen, den ein Bauer überbracht. Der Graf ſprach in kalten Worten ſeine Verwunderung über die Vorfälle auf Garika aus, woher wunderliche Nachrichten nach Tiflis gelangt ſeien. Er hoffte, ſo ſchrieb er, daß Daniel ſich bald von der Thorheit eines derartigen Aufſtandsverſuches überzeugen werde. Inzwiſchen verlangte er, daß Nina und Sophia nach Tiflis oder wenigſtens nach einer Stadt geſendet würden, die nicht im Aufſtande ſei. Sobald Schamyl ſich zurückgezogen haben würde, was in wenigen Tagen der Fall ſein werde, da er nirgends die ruſſiſchen Reihen zu durchbrechen vermöge, werde der Graf

ſelbſt kommen, um ſich zu überzeugen, ob man Nina und Sophia aus dem Tumult des Aufſtandes in Sicherheit gebracht.

„Nun", ſagte Daniel, „wenn wir ſeine Frau und ſeine liebenswürdige Schweſter nach Tiflis ſenden ſollen, ſo muß er wenig Ausſicht haben, ſie hier wiederzuſehen. Entweder die Ruſſen kommen noch gar nicht, oder ſie hoffen nicht auf Sieg."

Inzwiſchen wurde die ganze Nacht hindurch an den Befeſtigungen gearbeitet. Die Wachen waren bis weithin in die Wälder geſchoben. Auf dem Schloßhofe von Garika und innerhalb der Befeſtigungslinien, die aus Erdwerken und Paliſſaden beſtanden, lagerten die Bewohner der Stadt Garika. Uebrigens fürchtete man einen Ueberfall der Tſchetſchenzen nicht ſo ſehr als einen Angriff der Ruſſen. Das Gerücht von dem Aufſtande in Garika mußte jedenfalls ſchon bis zu ihnen gedrungen ſein, und es ließ ſich nicht annehmen, daß ſie gerade dieſe Stadt plündern würden, da im Oſten und Norden genug Ortſchaften ſich befanden, die ſich nicht dem Aufſtande angeſchloſſen. Auch pflegten die Tſchetſchenzen ſehr ſelten größere Flüſſe zu überſchreiten. Man konnte ſich nicht erinnern, daß ſie ſeit zwanzig Jahren auch nur einmal über den Karaſſu hinausgegangen.

George ſchlief nur wenige Stunden. Am Sonntag

Morgen war er bald nach Tagesanbruch mit Alia Waſſi auf den Schanzen, die allerdings jetzt im Stande waren, ſelbſt einem ſtarken Angriff zu widerſtehen. Einige der klügſten Boten waren in die Wälder ausgeſendet worden. Sie kehrten nach einigen Stunden mit der Nachricht zurück, daß ein ruſſiſches Corps heranziehe, daß es aus ungefähr dreihundert Mann Infanterie und einer Schwadron Dragoner beſtehe, und daß die letztere von dem Major Ombrazowitſch aus Kureli commandirt werde.

Natürlich rief dieſe Nachricht die größte Aufregung hervor. Der Kampf ſtand bevor, ein ernſter Kampf, wenn man bedachte, daß die Garikaner ſchlecht bewaffnet und ungeübt waren. Man überlegte, ob man den Ruſſen entgegenziehen und ſie im Walde angreifen ſolle. Alia Waſſi aber war der Anſicht, daß es gut ſein würde, den Muth der Garikaner nicht ſogleich auf eine zu harte Probe zu ſtellen und ſie hinter den Verſchanzungen des Schloſſes an das Pfeifen der Kugeln zu gewöhnen, ehe man ſie zum offenen Kampfe hinausführe. Dieſe Anſicht ſchien die richtige. Die Poſten wurden bis auf wenige Schildwachen zurückgezogen, die Befeſtigungen beſetzt. Ein Bote eilte nach Dari, um dorthin zu melden, daß man einen Angriff erwarte, daß man aber bei der geringen Zahl der Angreifer mit Sicherheit auf den Sieg zählen dürfe.

Die Tſchetſchenzen wurden über dem Anzuge der Ruſſen faſt vergeſſen. Nur Alia dachte an ſie und ſandte einige Reiter nach dem Norden ab, um die Söhne der Berge aufzuſuchen, ihnen zu melden, was geſchehen, und ſie zur Unterſtützung Garikas gegen die Ruſſen aufzufordern.

Wie früher bereits angedeutet, war das Schloß von Garika auf allen Seiten, die nördliche ausgenommen, die ſteil nach dem Karaſſu abfiel und an deren Fuße die Stadt lag, von Park und Wald umgeben. Deshalb hatte auch Alia die Vertheidigungslinien nicht weit hinausgeſchoben, da ſie ſonſt zu ausgedehnt geworden wären. Sie begannen erſt unmittelbar am Fuße des Schloßbergs und bei den Terraſſen. Zweitauſend Mann waren hinreichend, ſie zu beſetzen, und Alia hatte dafür geſorgt, an jeden bedeutenden Punkt einige der Männer zu ſtellen, zu denen er Vertrauen haben durfte. Es waren meiſt ſolche, die als Milizen ſchon früher unter ruſſiſcher Führung im Feuer geſtanden.

Das Geſchütz war innerhalb des Schloßhofs aufgeſtellt, ſodaß es den Weg, der zum Schloßhofe führte, beſtrich. Alia hatte es mit Baumzweigen maskirt und wollte es ſelbſt bedienen. Der Alte commandirte zugleich die äußerſte Vertheidigungslinie. George und Daniel commandirten die innern Linien und das Schloß. Johnny,

der nach Garika zurückgekehrt war, nachdem er einige Tage in Dari zugebracht, befand ſich bei George, ſollte aber, wenn der Kampf ernſt wurde, zur Bedienung des Geſchützes gebraucht werden.

Als alle dieſe Vorkehrungen getroffen waren, trat eine tiefe Stille ein. Aller Blicke waren auf den Wald gerichtet. Plötzlich ſah man einige ausgeſtellte Wachen herbeigeeilt kommen. Sie riefen ſchon von fern, daß die Feinde nahten. Alia feuerte eine Flinte ab, ein Zeichen für die andern Wachen, daß ſie ſich ebenfalls zurückziehen möchten. Die Stille wurde jetzt lautlos, unheimlich, drückend. George war ruhig, aber bleich. Es war ihm, als ob ein ſchweres Gewitter am Himmel ſtände. Und doch hatte der Himmel niemals blauer über Garika geglänzt, und die Sonne ſtrahlte fröhlich auf den Blättern und Blumen.

Einige Minuten darauf ſah man Waffen und Uniformen zwiſchen den Bäumen glänzen. Die Infanterie ſtellte ſich in kleinen Abtheilungen neben dem Wege, der nach dem Schloßthor führte, auf. Die Cavallerie hielt auf einem kleinen freien Platze im Walde. Man ſah die Offiziere zuſammentreten. Sie beriethen ſich und betrachteten die Vertheidigungsanſtalten, von denen Garika umgeben war. Viele gebrauchten ihre Fernröhre. Der Major war deutlich unter den Offizieren zu erkennen.

„Das iſt er!“ ſagte Daniel, zu George tretend und auf Ombrazowitſch deutend. „Wenn er in Schußweite kommt, ſo iſt er verloren. Ich weiß, daß ich ihn treffen werde.“

Bald darauf erſchien ein Dragoneroffizier zu Fuß mit einem weißen Fähnlein in der Hand. George, Daniel und Alia gingen ihm bis an die äußerſte Vertheidigungslinie, die aus einem niedrigen, mit Gebüſch belegten und mit Baumſtämmen befeſtigten Erdwall beſtand, entgegen. Der Dragoner fragte, wer hier der Anführer ſei. Daniel nannte ſich, nahm das Papier und las es laut.

Es enthielt in ruſſiſcher Sprache die Ankündigung, daß der Major Ombrazowitſch den Befehl erhalten habe, aufſtändiſche Bewegungen, die im Bezirke Garika entſtanden ſein ſollten, zu unterdrücken. Es wurde den Rebellen Strafloſigkeit und Verzeihung zugeſichert, wenn ſie ſogleich die Waffen niederlegen und ſich nach Hauſe begeben wollten. Im entgegengeſetzten Falle werde die Gewalt der Waffen ſchonungslos die verletzte Autorität der Ruſſen wiederherſtellen.

„Ich denke, wir ſind verpflichtet, den Garikanern dieſe Aufforderung mitzutheilen“, ſagte George.

„Biſt Du toll? rief Daniel lachend. „Es ſind gewiß nicht wenige unter ihnen, denen jetzt das Herz pocht.

Sie möchten von der Erlaubniß Gebrauch machen. Nein, im Gegentheil, wir müſſen ſagen, die Ruſſen wollten Alles niedermetzeln, Frau und Kind. Das wird ſie muthig machen."

„Keins von Beidem!" ſagte Alia. „Daniel iſt hier Herr. Er allein hat zu entſcheiden. Wir antworten den Ruſſen, daß wir ihre unrechtmäßige Herrſchaft nicht anerkennen und ſie mit Gewalt zurückweiſen werden, wenn ſie uns mit Gewalt begegnen. Dies iſt mein Rath!"

Daniel antwortete demgemäß. Der Offizier hörte ruhig die Antwort.

„Außerdem ſoll ich noch im Auftrage des Majors Ombrazowitſch privatim die Frage an Sie richten, Prinz Garika", ſagte er, „ob die Damen ſich noch in Dari befinden, oder ob ſie auf dem Wege nach Tiflis ſind."

„Antworten Sie, daß meine Schweſter hoffentlich in Dari bleiben wird und daß ich mich um die Comteſſe Brazow nicht kümmere!" antwortete Daniel ſpöttiſch.

Der Offizier ging mit einer kalten Verneigung zurück. Sobald er dem Major ſeine Nachricht mitgetheilt hatte, hörte man Commandorufe. Die Infanterie löſte ſich zu einer Plänklerkette auf. Die Hälfte der Dragoner ſtieg vom Pferde, um mit dem Karabiner Theil an dem Kampfe zu nehmen. Auch Alia's Commandoworte ertönten.

Es ſchien die Abſicht der Ruſſen zu ſein, auf dem Wege, der nach dem Schloſſe führte, vorzudringen. Dort war der Hügel ſanft geneigt. Aber hier waren demgemäß auch die Vertheidigungswerke am ſtärkſten. Bald fielen die erſten vereinzelten Schüſſe aus dem Walde. Durch die Baumſtämme gedeckt, rückten die Plänkler langſam vor. Dann wurde das Feuer lebhafter. Alia eilte von Gruppe zu Gruppe. Er befahl, nicht eher zu ſchießen, als bis die Schützen ihres Schuſſes ſicher ſeien. Hier und dort antworteten bereits die Flinten der Garikaner. Der Pulverdampf zog langſam durch den Wald. Es war das Vorſpiel des Kampfes, der bis jetzt noch einem Manöver glich. Denn noch ſah man nirgends einen Soldaten fallen, nirgends noch hörte man den Aufſchrei der Verwundeten.

Plötzlich änderte ſich die Scene. Der Major war ein guter Taktiker, ein geübter Offizier. Er hatte ſeine Anordnungen gut getroffen. Auf ein kurzes Signal ſchloſſen ſich einige Züge der Plänkler zuſammen und eine Schaar von ungefähr hundert Soldaten eilte im Sturmſchritt gegen die äußerſte Verſchanzungslinie. George, der mit Alia alle möglichen Fälle des Angriffs beſprochen und auch auf dieſen Fall vorbereitet war, rief ſeinen Garikanern einige Worte zu und eilte Alia zu Hülfe nach der bedrohten Stelle. Unwillkürlich wollten die ganzen Maſſen

der Vertheidiger sich nach dem bedrohten Punkte wenden, aber einige Commandoworte Alia's, mit donnernder Stimme gerufen, erinnerten die Garikaner an ihre Pflicht. Alia erwartete den Sturm, die Vertheidiger, die sich in seiner Nähe befanden, heranziehend. Schon eilte auch George zur äußersten Vertheidigungslinie nieder.

Das Alles hatte nicht fünf Minuten gewährt. Die Russen, unbeirrt durch das Gewehrfeuer, das sie empfing, warfen sich auf den Erdwall, der nicht über Manneshöhe war. Man sah viele von ihnen fallen, und aus den obern Vertheidigungslinien ertönte Jubelgeschrei, das jedoch verstummte, als die ersten Russen oben auf dem Wall erschienen. Dies war der Moment, den George erwartet. Die besten Schützen hatten für diesen Fall ihre Anweisungen erhalten, und wer von den Russen zwischen dem Gebüsch auf dem Erdwall erschien, fiel, von einer Kugel getroffen, zurück. Johnny stand neben George und feuerte unablässig seine beiden Büchsen ab, die ihm ein Garikaner, den er zu diesem Zweck unterrichtet, mit großer Kaltblütigkeit lud. Man sah keinen einzigen Garikaner zurückweichen. Sie feuerten unerschrocken. Hätten sie bessere Waffen gehabt und besser gezielt, so würden die Stürmenden fast aufgerieben worden sein, denn sie befanden sich zwischen den beiden Li-

nien des Erdwerks, das hier einen Winkel bildete. Aber auch jetzt war ihr Verluſt bedeutend genug. Es ertönte das Signal zum Rückzuge, und ſobald die Garikaner die Ruſſen zurückeilen ſahen, erhob ſich ein Jubelgeſchrei, das ſelbſt die Flintenſchüſſe übertönte, die den Fliehenden nachgeſandt wurden, und das nicht eher endete, als bis Alia Waſſi die Hand erhob, zum Zeichen, daß man ſchweigen möge.

„Vortrefflich, Giorgi, mein Sohn!“ rief Alia George zu. „Nun haben ſie alle Muth. Aber es wird noch beſſer kommen. Steh' nur feſt auf Deinem Poſten da oben, wenn wir uns hier zurückziehen müſſen. Denn dahin wird es kommen. Das Ding hier unten iſt nicht zu halten. Aber da oben werden ſie ſich den Kopf zerſchellen.“

George kehrte nach ſeinem erſten Poſten zurück. Johnny ſtrich ſich vergnügt ſeinen Backenbart.

„Wird noch anders kommen, Mr. George!“ ſagte er. „Aber die Grauröcke da drüben ſind zu ſchwach, und hier die Leute aus Garika haben für junges Volk Muth genug gezeigt. Uebrigens wette ich, daß die Ruſſen genau auf derſelben Stelle wieder angreifen. Es iſt die bequemſte. Nun, dann laſſen wir den kleinen Peter ſpielen.“

Der kleine Peter war das Geſchütz, Johnny's Liebling.

Für zehn Minuten trat nun eine Pauſe ein. Ueberall hörte man den jetzt gemäßigten Jubel der Garikaner. Alia veränderte ſeine Maßregeln nicht, nur wurden die Corps, die, gleich der Abtheilung George's, einem vorzugsweiſe bedrohten Punkte zu Hülfe eilen ſollten, verſtärkt, ſodaß im Nothfall ſechs- bis ſiebenhundert Mann auf einem einzigen Punkte verſammelt werden konnten. Alia belobte die Garikaner.

Inzwiſchen war drüben bei den Ruſſen ein neuer Kriegsrath gehalten worden. Man ſah aus der ſtraffen, finſtern Haltung der Soldaten, daß ihre Niederlage ſie verdroß und daß ſie entſchloſſen waren, ſie zu rächen. Bei dem erſten Angriff hatten ſie vierzig Mann an Todten und Verwundeten verloren. Die letztern fluchten und ſchoſſen, wenn ihnen dies noch möglich war, ihre Flinten gegen die Verſchanzung ab. Die Garikaner antworteten mit Schüſſen. George verbot es.

Der zweite Angriff begann genau in derſelben Weiſe wie der erſte. Die ganze Schaar der Ruſſen löſte ſich in Plänklerketten auf. Diesmal betheiligten ſich ſämmtliche Dragoner. George, der von ſeinem erhöhten Standpunkt die Ruſſen beſſer überſchauen konnte als Alia, bemerkte jedoch, daß die Plänklerketten in der Nähe des Schloßwegs gedrängter blieben. Dies ſchien darauf hinzudeuten, daß abermals ein Angriff auf den erſten

Punkt ſtattfinden ſollte, wie auch Johnny es ſchon vermuthet. George ließ Alia durch einen Boten darauf aufmerkſam machen.

Das Gefecht wurde jetzt vorſichtiger geführt. Die Ruſſen zielten langſamer und ſuchten die Verſchanzten wirklich zu treffen, während man ſie vorher nur hatte beſchäftigen wollen. Einmal ſchien es, als concentrirten ſich die Plänkler nach der Gegend der Terraſſen hin. Daniel wandte ſich mit ſeinem Corps nach jener Richtung. Plötzlich aber warf ſich auf ein gegebenes Signal die ganze Maſſe wieder nach jenem erſten Punkt, der den Angreifenden die wenigſten Terrainſchwierigkeiten bot. Im heftigſten Rennen ſtürzten die Ruſſen auf den Wall los.

Diesmal war der Angriff ſo ſchnell und heftig geſchehen, daß ungefähr ſechzig Ruſſen zugleich den Wall erſteigen und überſpringen konnten, während die andern ihnen auf dem Fuße folgten. Nun mußte der Kampf heftig werden. Jetzt galt es, nicht den Kopf zu verlieren. Ein Theil der Garikaner, mit dem Bajonett angegriffen, wandte ſich der obern Vertheidigungslinie zu. Alia warf ſich mit ungefähr zweihundert Mann den Eindringenden entgegen, und auch die fliehenden Garikaner ſtanden, als ſie ſahen, daß es Alia gelang, die Ruſſen aufzuhalten. Trotzdem gerieth die Schaar der Vertheidiger in Verwirrung. Alles drängte von oben her zur Hülfe herbei.

Inzwiſchen hatten die Ruſſen Zeit gefunden, ſich innerhalb der erſten und zweiten Vertheidigungslinie zu formiren. Alia mußte ſich zurückziehen. Er gab den Befehl, die erſte Vertheidigungslinie zu verlaſſen. George hielt, ſobald er dies bemerkte, ſeine Garikaner zurück und befahl ihnen, langſam und ſicher auf die Ruſſen zu ſchießen, damit dieſe durch die Zahl der Fallenden entmuthigt würden. Dann ſtellte er auf der zweiten Vertheidigungslinie, die ſo angefüllt war von Bewaffneten, daß die Vorderſten kaum laden konnten, die Ordnung wieder her. Johnny poſtirte ſich neben das Geſchütz und feuerte von dort aus.

Diesmal war der Verluſt der Garikaner bedeutend. Während ſich Alia mit ſeiner Schaar nach der zweiten Linie zurückzog, füllte ſich der Raum zwiſchen beiden Linien mit Todten und Verwundeten. Aber auch die Ruſſen litten bedeutend durch das Feuer der Leute George's, die in die dichten Reihen der Ruſſen nur hineinzuſchießen brauchten, um zu treffen. Ombrazowitſch hatte es indeſſen unzweifelhaft darauf abgeſehen, die Verſchanzungen zu forciren und auf Menſchenleben nicht zu achten. Die Ruſſen drängten vorwärts wie ein gewaltiger Keil. Alles hing davon ab, ob ſie mit den Garikanern zugleich in die zweite Vertheidigungslinie eindringen würden, und allerdings ſchien dies wahrſchein-

lich. Dann mußte der Kampf ein verzweifelter werden und es ließ ſich noch nicht ermeſſen, ob die Garikaner, mit Bajonett, Säbel und Piſtole von einer geſchloſſenen und disciplinirten Schaar angegriffen, Stand halten würden.

Da rief Johnny George und dieſer Alia einige Worte zu. Der Greis verſtand und donnerte ſeinen Leuten zu, ſich nach rechts zu wenden. Johnny ſtand bei dem kleinen Peter und richtete ihn mit der ruhigſten Miene von der Welt. Durch die Schwenkung Alia's war auf dieſer Seite der Raum zwiſchen der zweiten Vertheidigungslinie und den Ruſſen frei geworden. Ruhig entfernte Johnny die Sträucher, die das Geſchütz maskirten und ſtreckte die Lunte aus. Der Schuß donnerte. Das Geſchütz war mit kleinen Kugeln, zerhacktem Blei und Nägeln geladen geweſen, da man im voraus eingeſehen, daß eine einzelne Stückkugel wenig Wirkung thun werde. Der Erfolg war entſetzlich. Eine weite Lücke öffnete ſich in den ruſſiſchen Reihen und die ganze Schaar ſchwankte unwillkürlich zurück. Einzelne wandten ſich zur Flucht. Inzwiſchen war Johnny ſchon damit beſchäftigt, das Geſchütz wieder zu laden.

Der Schuß hatte die beabſichtigte Wirkung gehabt. Es war Alia gelungen, ſich mit ſeiner Schaar in die zweite Linie zu retten. Die für den Fall des Rückzugs

freigelaſſene Lücke wurde mit Blitzesſchnelligkeit durch bereitgehaltene Baumſtämme und Erdſäcke geſchloſſen. Ein Hagel von Kugeln regnete nun auf die Ruſſen. Vorher hatten ſehr viele von den Garikanern nicht zu ſchießen gewagt, aus Furcht, ihre eigenen Brüder zu treffen.

Der Major, kalt, unerſchütterlich und bis jetzt unverwundet, ließ ſeine Truppen ſich auflöſen und befahl dann den Angriff auf zwei Punkten. Aber dieſe zweite Linie war viel ſtärker als die erſte. Sie beſtand aus einer ſteinernen Mauer, die allerdings an manchen Punkten verfallen, aber durch Erdaufſchüttungen und Baumſtämme zu einem Ganzen verbunden war, das den Vertheidigern ausreichenden Schutz gewährte. Die Ruſſen hätten Leitern beſitzen müſſen, um die Mauer erſteigen zu können. Nur an den beiden Punkten, die Ombrazowitſch angreifen ließ, bot ſich eine Möglichkeit, einzudringen, da dort die Ausfüllungen niedriger waren.

Der Kampf, der nun entſtand, war heftig. Es ſchien, als wolle Ombrazowitſch die Vorderſten opfern, um die Nachfolgenden über die Leichen ihrer Vormänner emporklimmen zu laſſen. Die Ruſſen arbeiteten ſich in ſtummer Wuth vorwärts. Das Geſchütz ſchwieg bis jetzt, obgleich längſt wieder geladen. Johnny wollte ſeinen kleinen Peter nur dann ſpielen laſſen, wenn genug Leute

da wären, um zu tanzen, wie er George zurief. Dieſe Gelegenheit fand ſich, als Ombrazowitſch ein Corps von fünfzig Dragonern dem einen Sturmhaufen zu Hülfe ſchickte. Als die Dragoner in Schußlinie waren, feuerte Johnny das Geſchütz ab und abermals war die Wirkung gräßlich. Die Schaar Dragoner war im vollſten Sinne des Wortes zerſprengt. George ſah Ombrazowitſch mit dem Fuß auf die Erde ſtampfen. Noch währte der Kampf einige Minuten, aber jede Minute koſtete den Stürmenden ein Dutzend Leute, ohne daß es ihnen gelang, die Verſchanzung zu erklimmen. Da gab der Major ein Zeichen. Ein Tambour, der in ſeiner Nähe ſtand, ließ die Schlägel auf das dröhnende Kalbfell niederfallen, und augenblicklich wandte ſich die ganze Schaar der Ruſſen zur Flucht. In wilden Sätzen ſuchten ſie aus dem Bereich der garikaniſchen Flinten zu kommen. Die Dragoner eilten nach ihren Pferden. Die Infanterie ſammelte ſich unter dem Commando des Majors. Ueber die Hälfte der Angreifenden lag todt und verwundet vor der erſten und zweiten Vertheidigungslinie.

„Auf! Wir müſſen ſie vernichten!“ rief Alia, während der Schloßberg von dem Jubelgeſchrei der Garikaner erdröhnte, und er gab das Zeichen, den Ruſſen zu folgen, die jetzt ſchnell, aber in geſchloſſenen Reihen den Rückzug antraten. Die zweitauſend Garikaner war-

fen ſich wie ein Rudel Wölfe in den Wald. Die Ruſſen vertheidigten ſich, in geſchloſſenen Reihen zurückgehend. Aber ihre Reihen wurden dünner und dünner. Endlich floh der Major mit dem Reſt der Dragoner, die Infanterie löſte ſich auf, Jeder ſuchte ſich auf eigene Hand zu retten. Die Niederlage war vollkommen. Alia zählte hundert Todte und weit über zweihundert Verwundete.

Als George mit ernſtem, aber glühendem Antlitz nach dem Schloſſe zurückkehrte, ſah er Johnny, der mit zärtlicher Sorgfalt den kleinen Peter von dem Pulverdampf reinigte, mit welchem ihn die beiden Schüſſe befleckt.

„Da kommt Mr. Wiedenburg!“ ſagte Johnny und deutete auf einen Reiter, der im Galopp durch den Wald geſprengt kam. „Er kommt zu ſpät! Schade! Es war ein hübſches Treffen!“

George ging Wiedenburg entgegen. Ein zweiter Reiter folgte — Mr. Hywell.

„Wir haben geſiegt!“ rief George ſchon aus der Ferne Wiedenburg zu. „Der Kampf währte eine Stunde. Ueber dreihundert Ruſſen, mehr als zwei Drittel der Angreifer, ſind gefallen. Die Garikaner haben ſich geſchlagen wie Kerntruppen.“

„Ich wünſche Ihnen Glück“, ſagte Wiedenburg, und jetzt erſt bemerkte George, daß der junge Deutſche ſehr

bleich war. „Aber Sie müſſen helfen. Auf Dari iſt ein Unglück geſchehen. Während Mr. Hywell und ich einen Hirſch verfolgten, iſt das Schloß überfallen worden, von Tſchetſchenzen, glaube ich. Die Gräfin Brazow mit ihren Kindern, Comteſſe Sophia und Miß Mary ſind von den Räubern entführt worden. Rufen Sie Ihre Freunde! Wir müſſen ihnen nachſetzen!“

George ſtand ſprachlos. Die Freude des Siegs war vergeſſen. Vorüber waren die Wonnetage von Garika.

IV.

Bei Schamyl.

Alia Waſſi und Daniel waren herbeigekommen. Die wenigen Worte, die Edmund Wiedenburg ihnen zurief, genügten, auch ſie in ſtarre Beſtürzung zu verſetzen. Das Schweigen dieſer fünf Männer, ihre bleichen Mienen bildeten einen ſeltſamen und unheimlichen Gegenſatz zu dem frendigen Lärm, der auf dem Hügel von Garika ertönte. Im Vergleich zu den unruhig hin und her wogenden Maſſen der Garikaner bildeten dieſe fünf erſtarrten Männer eine Gruppe des Entſetzens; es war, als ob ſie ſtumm und blind ſeien für das, was um ſie herum vorgehe, als ob ſie verſteinert worden.

In George's Zügen vor allen zeigte ſich eine vollkommene Lähmung des Schreckens. Er wagte nicht aufzublicken; ſein Auge ſtarrte auf den Boden. Konnte ſein Blick jemals wieder demjenigen Mr. Hywell's begegnen? War nicht ſein väterlicher Freund mit Mary nur um ſeinetwillen hierher gekommen? Wären nicht beide

längſt in Sicherheit geweſen, wenn er ſie nicht durch ſeine dringenden Bitten bewogen, noch einige Tage zu bleiben? Er hätte ſich freilich ſagen können, daß keine menſchliche Vorausſicht derartige Fälle zu berechnen im Stande ſei, aber in ſeinem augenblicklichen Entſetzen fühlte er ſich als den alleinigen Urheber dieſes Unglücks.

„Warum hat mich nicht eine Kugel getroffen!“ murmelte er dumpf vor ſich hin.

„Und auch Sophia iſt fortgeführt?“ fragte Daniel, als könne er es noch nicht glauben.

„Ja, die drei Damen, die Kinder und, wie es ſcheint, die Mehrzahl, der Dienerinnen“, antwortete Wiedenburg. „Wir haben nicht ſo genaue Nachforſchung halten können, es genügte uns, das Schloß verheert zu finden und die Räuber in weiter Ferne zu ſehen, wie ſie ihre Beute nach dem Norden entführten. Glücklicherweiſe waren wir zu Pferde. Wir hatten den Hirſch, der uns leider von Dari fortgelockt, zu Pferde verfolgt. Ich wende mich an Alia Waſſi, als denjenigen, der dieſes Land am genaueſten kennt. Fragen Sie ihn, George, was er uns zu thun räth.“

George richtete die Frage mechaniſch und ohne aufzublicken an den alten Mann.

„Den Tſchetſchenzen in ihre Berge zu folgen, ſcheint mir unmöglich und unzweckmäßig, da wir bis zu dieſem

Augenblick noch gar nicht wiſſen, wohin ſich die Tſchetſchenzen gewendet haben können", antwortete Alia Waſſi. „Für das Leben der Gefangenen iſt nicht das Geringſte zu fürchten, wenn ihnen nicht irgend ein Unfall auf den Gebirgswegen zuſtößt. Die Tſchetſchenzen haben ohne Zweifel noch nicht gewußt, daß Garika im Kriege mit den Ruſſen iſt; ſie haben geglaubt, die Frau, die Schweſter und die Kinder Michael Brazow's ſeien eine gute Beute und ſie werden ein hohes Löſegeld fordern. Derartige Fälle ſind mehrfach vorgekommen. Alles, was wir jetzt thun können, iſt, einen Boten abzuſenden, der es verſuchen ſoll, Schamyl ſelbſt aufzufinden und ihm die Lage der Dinge ſo vorzuſtellen, wie ſie in Wirklichkeit iſt. Die Tochter des engliſchen Herrn wird dann mit ihren Dienerinnen ohne Zweifel ſehr bald und gegen ein ſehr geringes Löſegeld freigegeben werden; anders wird es mit Nina und der Schweſter Michael Brazow's ſein. Sage Deinem engliſchen Freunde, Giorgi, daß er weder für das Leben, noch für die Sicherheit und Ehre ſeiner Tochter etwas zu fürchten hat. Die Tſchetſchenzen rauben ſolche Frauen nur um des Löſegeldes willen. Sie ſind zu klug und auch zu gleichgültig gegen vornehme Frauen, um mehr von ihnen zu verlangen, als daß ſie ihnen gutwillig folgen und keinen Verſuch zur Flucht machen."

George zögerte, ehe er es wagte, Mr. Hywell anzureden, und als er es that, zitterte seine Stimme.

„Mein Vater", sagte er, „das Leben hat für mich keinen Werth, wenn ich nicht Mary in Sicherheit weiß. Selbst mein Vaterland steht mir fern, wenn ich die Freiheit desselben auf Kosten der Ruhe Mary's erringen soll. Alle meine Bemühungen werden sich darauf richten, Ihnen Mary wieder zuzuführen. Ich fühle die Verpflichtung dazu; ich muß es thun, denn ich weiß, daß ich schuld an diesem Unglück bin."

„Hier ist Niemand schuld, George", sagte Mr. Hywell tonlos. „Das Schicksal will mich prüfen. Sage mir nur, was der alte Mann geantwortet hat, und ob ich zittern muß, oder ob ich hoffen darf."

Georg berichtete schnell die Ansicht Alia's. Es leuchtete ein, daß sie die richtige sei. Seit Menschengedenken hatte man nicht gehört, daß ein Fall roher Gewaltthätigkeit gegen fremde Frauen von seiten der Tschetschenzen sich ereignet. Sie wollten Lösegeld erpressen, das lag klar auf der Hand. Aber ist deshalb das Herz eines Vaters weniger bewegt, wenn er seine zarte Tochter in den Händen von Männern weiß, deren Sitten man eben so wohl roh als rauh nennen kann? Welche Möglichkeiten des Unglücks bietet eine solche gewaltsame Entführung und Gefangenschaft dar! Und was die düstere

Verzweiflung noch erhöhte, bis jetzt war er der Genosse Mary's in ihren Leiden gewesen, hatte er ihr zur Seite gestanden, war er entschlossen gewesen, sie eher zu tödten, als verderben zu lassen. Jetzt aber war sie allein, sich selbst überlassen, ohne die hohe moralische Unterstützung, welche die Gegenwart eines Vaters verleiht. Kaum hergestellt von einer fast tödtlichen Krankheit, war sie im Stande, diese neuen geistigen und körperlichen Anstrengungen zu ertragen? Mr. Hywell fühlte, um wie viel schwerer dieser Schlag ihn traf, als alle frühern, weil Mary von ihm getrennt war. Mußte nicht Mary ebenfalls jetzt heftiger als je erschüttert werden?

Und was er fühlte, fühlten auch George und Edmund, nur daß bei ihnen der heimlich bohrende Schmerz des Vaterherzens durch die glühende, eifersüchtige, selbst rachdürstige Aufwallung der Liebe ersetzt wurde, bei Wiedenburg in scheinbar geringerem Maße, da seine Natur ernster und zurückhaltender war, bei George lebhafter, denn die unruhige Beweglichkeit, die seine Züge jetzt angenommen hatten, zeigte bereits den Kampf, der in seinem Innern stattfand.

Indessen, so viel und so eingehend jetzt auch berathschlagt wurde, auf eins kamen alle Ueberlegungen hinaus: eine augenblickliche Verfolgung konnte nicht stattfinden. Jeder einzelne von den Männern, mit Aus-

nahme Alia Waſſi's, würde ſehr gern einen Zug in das Gebirge unternommen haben. Auch an Daniel's Unruhe bemerkte man, daß ihm Sophia's Schickſal nicht gleichgültig war. Aber alle mußten ſich den Einreden Alia Waſſi's fügen, der das Hülfsmittel, einen Kundſchafter zu Schamyl zu ſenden, für das einzig zweckmäßige und mögliche erklärte. Er ſchlug zu dieſem Zwecke einen Mann vor, den er freilich ſehr ungern entbehrte, da er tüchtig, gewandt und tapfer war, der ſich aber vortrefflich zu dieſem Zweck eignete, da er einige Jahre in der Gefangenſchaft bei den Tſchetſchenzen gelebt hatte. George erbot ſich, denſelben zu begleiten. Davon aber wollte Alia Waſſi nichts wiſſen, und ſeine Miene wurde düſter, als George nicht ſogleich von ſeinen Bitten abſtand.

„So groß das Unglück auch iſt", ſagte er in der Landesſprache zu George, „ſo iſt es doch eine Kleinigkeit im Verhältniß zu dem Schaden, den Deine Abweſenheit uns bringen würde. Was ſollten die Garikaner von ihrem Führer denken, wenn er einem jungen Mädchen nachliefe, das ſich in keiner andern Gefahr befindet, als einige Monate bei den Tſchetſchenzen zubringen zu müſſen! Die Fremde iſt Deine Schweſter, gut, aber die Garikaner ſind Deine Brüder, und es ſind ihrer Tauſende, während jene nur eine iſt. Sei unbeſorgt;

wenn Dein Pflegevater reich iſt, ſo wird ſeine Tochter in wenigen Wochen oder Monaten frei ſein. Aber Garika wird nur frei, wenn wir alle auf Tod und Leben kämpfen. Oder glaubſt Du, die Ruſſen und namentlich der Major würden ihre heutige Niederlage vergeſſen? Der Kampf hat erſt begonnen; Du am wenigſten darfſt fehlen!"

George beugte ſein Haupt vor dieſen ſchwer wiegenden Gründen, aber ſein Herz zuckte deshalb nicht weniger ſchmerzlich. Er beruhigte ſich auch nicht, als Mr. Hywell ungefähr in demſelben Sinne ſprach und nichts davon wiſſen wollte, daß George ſeine Garikaner auch nur auf eine Stunde verlaſſen ſolle. Sein Herz war nun einmal zerriſſen. Auf der einen Seite beſtürmten es die Pflichten gegen ſein Vaterland, auf der andern verzehrte es die Sehnſucht, Mary zu befreien und Mr. Hywell wieder glücklich zu ſehen. Es begann für ihn ein fortdauernder qualvoller Kampf, der nur mit der Befreiung Mary's oder mit ſeinem Tode enden zu können ſchien.

Gehen wir ſchnell hinweg über die nächſten Ereigniſſe. Der Kundſchafter, Namens Kalurſi, wurde noch an demſelben Tage ausgeſchickt, vorher genau inſtruirt von Alia Waſſi und verſehen mit einem Briefe an Schamyl, den der ſprachenkundige Alia Waſſi verfaßt hatte. Mr. Hywell

und Wiedenburg ſiedelten nach Garika über. Der erſtere hielt es im Intereſſe ſeiner Tochter, die möglicherweiſe von einem ruſſiſchen Corps bei der Verfolgung der Tſchetſchenzen gefangen werden konnte, für ſeine Pflicht, an den Generalgouverneur von Kaukaſien zu ſchreiben und ihm die Sachlage, ſowie ſein Verhältniß zu George Garika genau auseinanderzuſetzen. Auf dieſe Weiſe konnte auch Michael Brazow, deſſen augenblicklichen Aufenthalt man nicht kannte, durch den Gouverneur von dem Vorgefallenen unterrichtet werden.

Die Lage auf Garika änderte ſich nicht. Die Zuzüge wurden ſpärlicher. Von der Annäherung ruſſiſcher Truppen hörte man bis jetzt nichts. Unbeſtimmte Gerüchte von Siegen und Niederlagen der Türken oder Ruſſen drangen bis nach Garika. Alia Waſſi erhielt von einem Freunde aus Tiflis die Mittheilung, daß die Ruſſen alle ihre Streitkräfte gegen die Türken verwenden müßten und überhaupt auf den Aufſtand bis jetzt kein großes Gewicht legten, da derſelbe noch keine große Ausdehnung gewonnen. Von Schamyl ſah und hörte man nichts mehr. Sein Zug ſchien nur einer ſeiner gewöhnlichen Raubzüge geweſen zu ſein. Hatte er die Abſicht gehabt, Tiflis zu nehmen, ſo war dieſelbe vereitelt worden. George war nicht gut auf den Tſchetſchenzenführer zu ſprechen, der die günſtige Gelegenheit, die Ruſſen zu

vernichten, unbenutzt vorübergehen ließ und ſich damit begnügte, zu plündern und zu ſchrecken. Alia Waſſi ſagte ihm wiederholt, daß von Schamyl nicht eher etwas zu erwarten ſei, als bis ihm auch von den Türken und Franken die Unabhängigkeit garantirt worden und Rußlands Kraft gebrochen ſei.

So verſtrichen ungefähr vierzehn Tage in banger, unheimlicher Erwartung. Garika und Kureli waren von Alia Waſſi ſtark befeſtigt, die Schaar der Garikaner, die ſich jetzt auf ungefähr dreitauſend belief, ſo gut als möglich bewaffnet worden. Mr. Hywell hatte nach Sinope an Wiedenburg und nach Konſtantinopel Briefe geſandt, in welchen er ſeine Freunde bat, ihm möglichſt viel baares Geld bereit zu halten. Dieſe Briefe, nebſt einem andern an den engliſchen Geſandten in Konſtantinopel, wurden von einem geſchickten Boten in das türkiſche Lager getragen, um von dort aus weiter befördert zu werden.

Nach Ablauf jener vierzehn Tage kehrte Kalurſi zurück. Er erzählte viel von den Fährlichkeiten, die er überſtanden, und brachte ein Schreiben Schamyl's an Alia Waſſi. In dieſem wünſchte der Tſchetſchenzenführer dem Greiſe Glück zu ſeiner ſiegreichen Erhebung gegen die Ruſſen, bedauerte die Gefangennehmung der Engländerin, fügte aber hinzu, daß er für ſie ein Löſe-

geld von zwanzigtauſend Rubeln in Silber beanſpruchen müſſe, da ſeine Kaſſe erſchöpft und der Vater der Engländerin, wie er gehört, ein reicher Mann ſei. Kalurſi berichtete, daß ein anderer Brief nach Tiflis geſendet worden ſei, in welchem der Graf Brazow aufgefordert wurde, für ſeine Frau, ſeine Schweſter und ſeine Kinder eine Summe von fünfzigtauſend Rubeln in baarem Silber zu zahlen, eine Summe, die, wenn man bedenkt, wie ſelten das baare Silber zur Kriegszeit ſein mußte, faſt unerſchwinglich ſchien.

Mr. Hywell war natürlich gern bereit, Alles zu geben, was Schamyl verlangte. Die Schwierigkeit beſtand nur darin, zwanzigtauſend klingende Silberrubel ſchnell herbeizuſchaffen. Kalurſi wurde abermals abgeſendet, mit der Anfrage, ob Schamyl nicht wenigſtens einen Theil der Summe in Anweiſungen auf Konſtantinopel und Erzerum nehmen wolle. Abermals vergingen vierzehn Tage. Die Antwort Schamyl's lautete ablehnend. Für den Tſchetſchenzenführer hatte nur das baare Geld Werth, Anweiſungen waren für ihn ſehr ſchwer zu realiſiren. Dagegen brachte der Bote etwas Anderes, was Mr. Hywell mit hoher Freude erfüllte: ein Päckchen Papierblätter, beſchrieben von Mary's Hand und von ihr ſelbſt dem Kundſchafter zugeſtellt. Es war in der Abſicht geſchrieben, ihrem Vater, wenn ſich Gelegenheit dazu biete,

Nachricht von ihrem Schickſal zu geben, zuweilen in Form eines Tagebuchs, zuweilen in Briefform, theils mit Bleiſtift, theils mit Tinte. Wir theilen den Inhalt dieſer Blätter mit wenigen Auslaſſungen mit, da ſie ein aus unmittelbarer Anſchauung gewonnenes Bild der häuslichen Verhältniſſe Schamyl's und zum Theil auch der innern Einrichtungen der Tſchetſchenzen bieten.

„Es war acht Uhr morgens. Ich hatte ſo eben nach meiner Uhr geſehen und verließ mein Zimmer, um nach der Terraſſe zu gehen, auf der ich gemeinſchaftlich mit der Comteſſe Sophia und der Gräfin Brazow, auch, wie ich hoffte, gemeinſam mit meinem Vater und Mr. Wiedenburg den Kaffee trinken wollte. Es war ein ſchöner Morgen. Sophia und Nina ſaßen unter der Laube am Kaffeetiſch. Die erſtere ſagte mir, daß ſie geſehen, wie mein Vater und Mr. Wiedenburg ihre Pferde beſtiegen, und daß ſie gehört, dieſelben wollten einen Hirſch verfolgen. Ich hatte mich ſo eben niedergeſetzt, als eine Dienerin über uns ein Fenſter öffnete und mehrmals ein Wort rief, das mir klang wie Modiane, Modiane. Sophia und Nina erhoben ſich ſchnell; es wurden haſtig einige Worte zwiſchen ihnen und der Dienerin gewechſelt. Dann rief mir Sophia zu, daß die Dienerin behaupte, die Tſchetſchenzen ſeien über den Karaſſu gegangen und kämen auf Dari zu, daß ſie es

aber noch nicht glauben könne. Beide eilten darauf in das Innere des Schloſſes, und da ich meinerſeits nicht wußte, was ich beginnen ſollte, ſo folgte ich ihnen auf dem Fuße.

Wir gelangten auf dieſe Weiſe bis zu einem thurmähnlichen Theile des Schloſſes, von deſſen Plattform aus wir Dari und das Thal des Karaſſu ganz deutlich überſchauen konnten. Schon der erſte Blick verrieth uns, daß die Dienerin mit ihrem Rufe: „Modiane!“ (Sie kommen!) Recht gehabt. Eine Schaar von vielleicht zweihundert Reitern kam den Berg herauf; eine andere Schaar war in Dari zurückgeblieben, um es zu plündern. Die Tſchetſchenzen — denn daß es ſolche und nicht ruſſiſche Reiter ſeien, ließ ſich ſogleich erkennen — waren kaum noch fünf Minuten vom Schloſſe entfernt. Kein Wunder alſo, wenn wir alle im erſten Augenblick wie erſtarrt ſtanden.

„In den Wald! Retten wir unſere Koſtbarkeiten und flüchten wir in den Wald!“ rief die Comteſſe Sophia.

„Meine Kinder, meine Kinder!“ rief Nina Brazow. „Ich bleibe bei ihnen.“

„Nun, wir nehmen ſie mit uns!“ rief Sophia. „Nur ſchnell! In den Wald werden ſie uns nicht folgen!“

Ich zweifle nicht daran, daß der Rath, welchen uns die Comteſſe gab, der einzig vernünftige war. Wenn wir

in einen unzugänglichen Theil des Waldes flohen, ſo hätten wir, wenn wir auch einen Theil unſerer Habe den Plünderern preisgaben, gewiß unſere Freiheit gerettet. Aber dieſer Entſchluß hätte unmittelbar, nachdem er gefaßt, ausgeführt werden müſſen. Noch zögerten wir jedoch. Auch die Comteſſe Sophia ſchien nur ungern zu fliehen. Vielleicht hatte ſie dieſelbe Idee, die auch mir durch den Sinn fuhr, daß wir nämlich die Tſchetſchenzen durch die Erklärung, Garika und Dari ſeien im Kriege mit Rußland, von Plünderung und Gewaltthätigkeiten abhalten könnten. Inzwiſchen hörten wir bereits das Jammergeſchrei der Dienerinnen. Diener, welche Widerſtand hätten leiſten können, befanden ſich faſt gar nicht auf dem Schloſſe, da ſie nach Garika beordert worden. Auch hätte ihr Widerſtand nichts genützt. Mit dem Rufe: „Meine Kinder!“ eilte Nina Brazow zuerſt fort. „Nehmen Sie in Eile, was Sie finden können“, rief mir die Comteſſe zu, „und treffen Sie mich dann auf der Terraſſe!“ Damit verſchwand auch ſie.

Ich ſuchte mein Zimmer zu erreichen, was mir aber nicht leicht wurde, da ich mich aus dieſem Theile des weitläufig und winklig gebauten Schloſſes gar nicht herauszufinden wußte. Endlich fand ich meine Thür. Ich nahm, was mir das Wichtigſte ſchien: ein Bild meiner Mutter, meine Börſe, mein Notizbuch. Dann aber wurde ich zwei-

felhaft, was ich nun noch weiter nehmen ſolle. Alles ſchien mir gleich wichtig. Plötzlich fiel mir ein, daß es vielleicht beſſer ſei, das Bild nicht zu nehmen, da man es mir gewiß rauben würde, wenn man mich gefangen nehme, und ich ſchob es unter einen Schrank. Mein Reiſeetui mit allerlei Kleinigkeiten ſtand gerade vor mir. Ich nahm es, da mir in den Sinn kam, daß man gerade die Kleinigkeiten des Lebens oft am ſchwerſten entbehrt. So eilte ich der Terraſſe zu.

Dort fand ich bereits Sophia, die verſchiedene Gegenſtände, unter ihnen einen großen Shawl und ein Terzerol trug. Sie rief mit lauter Stimme nach Nina. Wir hörten die Kinder ſchreien. Sophia ſtampfte mit dem Fuße auf die Erde.

„Kommen Sie!“ rief ſie. „Wir können auf meine Schwägerin nicht warten. Ich kenne die Gegend gut genug!“

Sie eilte über die oberſte Terraſſe und ich folgte ihr. Aber plötzlich ſahen wir einige Reiter am Fuß der Terraſſe im Park. Die Tſchetſchenzen hatten vermuthlich unſere Flucht vorausgeſehen und ſie verhindern wollen. Wir ſtanden erſchreckt ſtill.

„Nun hilft's nicht mehr“, ſagte Sophia. „Wir müſſen bleiben und, was uns lieb iſt, verbergen. Denn vielleicht iſt es nur auf eine Plünderung abgeſehen, ob-

wohl die Tſchetſchenzen in neuerer Zeit auch die Frauen mit fortführen.“

„Wie? Die Frauen? Uns?“ rief ich tödtlich erſchreckt.

„Ja. Man gibt ſie dann nur gegen Löſegeld zurück“, antwortete die Comteſſe. „Seien Sie auf Alles gefaßt. Im Uebrigen, ſagt man, thäten die Tſchetſchenzen den Frauen nichts zu Leide!“

Der Gedanke, von meinem Vater getrennt zu werden, erfüllte mich mit entſetzlicher Angſt. „Vater, mein Vater!“ rief ich, ſo laut ich konnte. Aber ſchon nahm die Comteſſe meinen Arm und zog mich mit fort.

„Kommen Sie hinein“, ſagte ſie. „Es iſt beſſer, wir empfangen dieſe Gäſte im Innern und gemeinſchaftlich.“

Im Erdgeſchoß des Schloſſes iſt auf der Gartenſeite ein großer Raum, früher wahrſcheinlich eine Waffenhalle, jetzt zum Aufenthalt der Diener beſtimmt, welche die fremden Gäſte begleiten. Aus dieſem Raume hörten wir Nina's Stimme und Sophia eilte dorthin. Ich konnte ihr kaum folgen, da der Gedanke an die Möglichkeit, von hier fortgeführt zu werden, mich faſt gelähmt hatte. An dieſer Lähmung fühlte ich, daß ich meine Kräfte nach der Krankheit doch noch nicht in ihrem ganzen Maße wiedergewonnen, denn niemals hatte ich wäh-

rend all der traurigen Abenteuer bei den Kurden eine ſolche körperliche Schwäche gefühlt. Doch währte dieſelbe nicht lange. Ich habe immer gefunden, daß die Furcht vor der Gefahr mich mit größerem Schrecken erfüllt als der Anblick der vorhandenen Gefahr. Die letztere erfordert Widerſtand und ſtählt dadurch meine Kraft.

Als wir in jenen Raum eintraten, fanden wir die hintere Hälfte deſſelben angefüllt mit unſern Dienerinnen, den eingeborenen Dienern und einigen Kindern. Unſere engliſchen Diener und Mr. Wiedenburg's Diener ſtanden mit ihren Gewehren im Arm an der Thür. Sobald Sophia ſie erblickte, rief ſie ihnen in engliſcher Sprache, die ſie gut ſpricht, zu, ſie möchten um Himmelswillen die Gewehre wegſtellen, Widerſtand ſei ganz vergebens und würde uns nur in größere Gefahr bringen. Die Diener gehorchten ſchweigend und widerwillig.

Auch Nina bemerkten wir jetzt. Sie hatte in jedem Arm eins ihrer Kinder. Die Dienerinnen hatten ſich vor ſie geſtellt, gleichſam um ſie zu ſchützen, ein neuer Beweis, daß ſie ein gutes Herz hat und die Liebe ihrer Untergebenen beſitzt. Sie trat jetzt vor und fragte Sophia, was zu thun ſei. Es ſchien mir, als ſei ſie ruhiger und gefaßter geworden, ſeit ſie ihre Kinder ſo nahe bei ſich ſah.

„Schließen wir die Thür!“ ſagte Sophia. „Vielleicht haben wir Zeit, einige Worte mit den Tſchetſchenzen zu

ſprechen. Sagen Sie ihnen, Nina, daß dieſes Land im Augenblick kein ruſſiſches mehr iſt. Im Kriege gilt jede Liſt.“

Die Thür wurde von innen verriegelt. Die Diener ſchoben einige Bänke und Schemel vor dieſelbe. Dann trat eine tiefe Stille ein. Ich ſtand neben Nina und Sophia, in banger Erwartung dem Ausgang oder vielmehr dem Beginn dieſes Abenteuers entgegenſehend. Plötzlich wurde es im Schloſſe lebendig. Es widerhallte von Schritten und Rufen. Es mochten nicht viel über hundert Tſchetſchenzen in dem Schloſſe ſein, aber es war, als ob Tauſende ihr Weſen trieben. Einige Männer mit ſpitzen Mützen und Flinten in den Händen erſchienen an den Fenſtern. Man wußte alſo, wo wir waren, und bewachte uns.

Das Gefühl der Gräfin und das ihrer Schwägerin mochte noch düſterer ſein als das meine. Wenn man mir meine Habe raubte, ſo war dies ein Unglücksfall, der mir bereits einmal bei den Kurden widerfahren, den ich mit Ruhe ertragen und deſſen Nachtheile leicht wieder gut gemacht werden konnten. Aber für Nina und Sophia Brazow handelte es ſich um die Plünderung und vielleicht Zerſtörung ihrer Heimat, um den Verluſt von hundert Gegenſtänden, die ihnen durch die tägliche Gewohnheit lieb geworden. In dieſem Wanderleben, das

ich nun ſchon faſt ſeit einem Jahre führte, hatte ich auf das Heimatsgefühl verzichten gelernt, wenn ich mich auch um ſo ſtärker nach meiner wirklichen Heimat ſehnte. Es gab in meinem Herzen etwas, das einer dumpfen Reſignation nahe kam. Dieſer Himmel war mir überhaupt fremd; was lag alſo daran, ob er fünfzig Meilen näher oder ferner über mir glänzte! Nur der Gedanke der Trennung von meinem Vater durchſchauerte mich; das war ein Elend, das ich bis dahin noch nicht kennen gelernt hatte. Die Sehnſucht, er möge kommen und mein Schickſal theilen, kämpfte in mir mit dem Wunſche, daß er frei bleiben möge von dem Anblick und den Folgen dieſes Auftritts. Aber wenn es vielleicht auch Unrecht war, ſo behielt jene erſtere Sehnſucht doch das Uebergewicht in meinem Herzen. Ich wußte ja auch, daß mein Vater unglücklicher ſein werde, wenn er mein Schickſal nicht theilte, als wenn er gezwungen würde, mich zu begleiten. Im Uebrigen vertraute ich der Verſicherung, die mir Sophia gegeben, und demjenigen, was ich über die Tſchetſchenzen geleſen. Ich wußte, daß ſie die Freiheit der Perſon nicht achteten, wenn ſie glaubten, aus einem Raube Nutzen ziehen zu können; aber ich hatte nie vernommen, daß ſie den Herzen der Frauen hatten Gewalt anthun wollen.

Dieſe Ungewißheit dauerte wohl eine halbe Stunde,

vielleicht länger. Plötzlich näherte ſich der Lärm unſerer Thür. Man wollte ſie öffnen, und als man ſie verriegelt fand, ſtieß man ſo heftig dagegen, daß ſie aufſprang. Nun ſahen wir eine verworrene Maſſe von Köpfen, ſpitzen Mützen und Flinten in der Thür erſcheinen. Nina und Sophia waren auf die Thür zugetreten, wichen jedoch beſtürzt zurück, als die Bänke und Schemel mit Gewalt fortgeſchleudert wurden. Die wenigen Worte, die zwiſchen Nina und den Tſchetſchenzen gewechſelt wurden, verſtand ich natürlich nicht. Ich erfuhr jedoch ſpäter ihren Inhalt.

„Was wollt Ihr?“ rief Nina. „Weshalb überfallt Ihr das Haus Eurer Freunde?“

Und indem ſie ihre Kinder an ſich preßte, verſuchte ſie muthig zu ſcheinen und würde auch den Eindruck einer muthigen Frau gemacht haben, wären nicht ihre ſonſt ſo friſchen Wangen blaß geweſen.

„Freunde?“ rief ein junger Krieger. „Seit wann ſind denn die Ruſſen unſere Freunde?“

„Die Ruſſen nicht, wohl aber die Garikaner!“ antwortete Nina. „Eure Verbündeten ſind doch auch Eure Freunde!“

„Wir haben davon gehört“, rief derſelbe junge Mann, der einer von den Führern zu ſein ſchien. „Aber wir wären Narren, daran zu glauben, und auf jeden

Fall gehört dieſes Haus einem Ruſſen. Wir haben nicht viel Zeit, Männer. Laßt Euch nicht aufhalten!“

Die Scene, die nun folgte, will ich nicht einmal mir in die Erinnerung zurückrufen, noch weniger mag ich ſie ſchildern. Sie übertraf die ſchlimmſten Befürchtungen. Wie eine Schaar Wilder ſtürzten ſich dieſe Männer, deren zum Theil edle Geſtalten und Geſichter mich Beſſeres hatten erwarten laſſen, in den Saal und auf uns zu. In wenigen Minuten waren wir geplündert. Nie habe ich entſetzlichere Minuten erlebt. Ein Schrei der Verzweiflung aus dem Munde aller Frauen und Kinder erſchütterte den Saal und ging dann über in ein wildes Jammern und Schreien. Meine Halskette, meine Uhr, meine Börſe, mein Käſtchen waren mir im Nu entriſſen. Zum Glück ſchützte mich mein einfacher grauer Anzug vor dem viel traurigern Schickſal Nina's und Sophia's, die nach einigen Minuten ihrer ſeidenen Kleider beraubt waren und ſich vor Scham und ohnmächtiger Wuth auf dem Boden niedergekauert hatten, um ſich vor den fremden Männern und vor ſich ſelbſt zu verbergen. Es ſchien mir, als hätten wir alle nach dieſem Beginn das Schlimmſte zu fürchten. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was ich in jenen Minuten gedacht habe. Aber bei der Erinnerung an die unſagliche Qual, die mich ergriffen, iſt es mir, als ob ſelbſt jetzt noch mein

Herz von einem Krampfe ergriffen werde. Ich weiß nicht, ob mir meine Beſinnung geblieben wäre, wenn dieſe Scene lange gedauert hätte. Ich war wie betäubt. Zum Glück aber trieben die Barbaren ihr ſchmähliches Handwerk mit ſolcher Schnelle und Geſchicklichkeit, daß ſie ſchon nach drei oder vier Minuten nichts mehr zu rauben hatten. Wer nur irgend ein koſtbares oder auffälliges Kleidungsſtück trug, verlor auch dieſes. Meine Dienerinnen waren jedoch ſo glücklich wie ich. Ihre einfachen engliſchen Anzüge verlockten das Auge der Tſchetſchenzen nicht.

Dieſe Plünderung war gleichſam ein Sturmwind, der Alles vor ſich niederwirft und jedes Gefühl des Widerſtandes durch die plötzlich hervorgerufene Betäubung erſtickt. Geſprochen war wenig worden. Jeder von den Tſchetſchenzen hatte genommen, was ihm zunächſt war. Die Menſchen ſchienen gleichſam Puppen, die man plünderte. Jetzt ertönten einige ſchärfere Rufe. Gleich darauf ergriff mich einer von den Männern bei der Hand und zog mich mit ſich fort. Da ich ſah, daß man auch Nina und Sophia emporriß, ſo folgte ich freiwillig. Allein wäre ich nicht gegangen.

Mein Führer ging ſo ſchnell, daß ich ihm kaum folgen konnte. Als wir im Freien waren, bildete man einen Kreis um uns und trieb uns mit Worten und

Schlägen wie eine Heerde Vieh vorwärts. Nina erhob jammernd ihre Stimme. Aber man rief ihr zu, ſie möge ſchweigen; wenn ihr Mann ſie lieb habe, ſo werde er ſie bald auslöſen. Nina wiederholte mir dies in franzöſiſcher Sprache, und es beruhigte mich, da es meinen bereits wankend gewordenen Glauben, daß es nur auf eine Erpreſſung abgeſehen ſei, wiederherſtellte.

Die Tſchetſchenzen, mit allerlei nützlicher und unnützer, werthvoller und werthloſer Beute beladen, erinnerten mich jetzt lebhaft an die Kurden nach unſerer erſten Plünderung. Selbſt in jenem Augenblicke, obwohl von ganz andern Empfindungen erfüllt, ging mir der Gedanke durch den Kopf, wie ſehr verſchieden dieſe Menſchen in der Wirklichkeit von dem Bilde ſeien, welches wir uns gewöhnlich von ihnen entwerfen. Was ich ſpäter erfahren und geſehen, hat meine erſten Eindrücke im Allgemeinen nur beſtätigt. Allerdings beſteht ein Unterſchied zwiſchen den Kurden und den Kaukaſiern. Während jene nichts als ein Räubervolk ſind, ohne eine andere Anhänglichkeit an ihre oft wechſelnde Heimat als diejenige, die auch das Thier beſitzt, das ſein Neſt vertheidigt, handeln die Tſchetſchenzen nach einem beſtimmten Plane und vertheidigen ihre Freiheit und Unabhängigkeit mit einer Ausdauer, die ihnen die Bewunderung Europas erworben hat. Auch iſt ihr Aeußeres edler und

freier; man findet unter ihnen wahre Heldengestalten, Männer von ritterlichem Anstand, die Königen zum Muster dienen könnten. Ihre Züge tragen fast den Stempel der reinsten Schönheit. Aber lieb habe ich sie nicht gewinnen können; selbst achten kann ich sie nicht. Die guten Eigenschaften, welche die meisten Naturvölker besitzen, werden bei ihnen aufgewogen durch ihren Hang zur Räuberei, ihren Eigennutz, ihre an Falschheit grenzende Schlauheit. Sie sind so, wie sie vor tausend Jahren gewesen sein mögen; zuweilen mußte ich sie mit den alten Deutschen vergleichen, die ihre Unabhängigkeit gegen die Römer vertheidigten. Aber so sehr ich auch die guten Seiten ihres Charakters, ihre Kraft und Entschlossenheit anerkennen muß, so fehlen ihnen doch diejenigen Eigenschaften, die nach unsern Begriffen den Helden machen, die Großmuth nach dem Siege, die Milde des Herzens, der Adel des Gemüths. Sie hassen den Fremden; die Gastfreundschaft, die sie unter einander üben, die Treue, mit der sie an einander hängen, sind gleichsam ererbte Eigenschaften, die sie ohne wahres Bewußtsein dessen, was sie thun, üben. Denn wären sie sich ihrer guten Handlungen bewußt, so würden sie auch die schlechten vermeiden lernen. Sie thun die letztern wie die erstern aus Gewohnheit und Instinkt. Der Politiker mag die Wichtigkeit dieser Kämpfer

zu würdigen wiſſen; ſie beſchäftigen Rußland im Süden und ihre Vernichtung würde gewiß zu beklagen ſein, da ſie ein von der Natur reich begabtes Volk in die Arme einer verderbten Civiliſation, wie die ruſſiſche iſt, führen würde, anſtatt ſie der wahren Cultur, der Ausbildung des Geiſtes und des Herzens zugänglich zu machen. Aber ich kann mich nicht für ſie begeiſtern. Selbſt wenn ich von dem perſönlichen Mißgeſchick abſehe, das mir widerfahren, muß ich erklären, daß ſie rückſichtslos, roh und oft hinterliſtig ſind. Ihre geiſtigen Eigenſchaften ſtehen auf einer niedrigen Stufe, und ſie empfinden nicht das geringſte Bedürfniß, ſich über ihren jetzigen Standpunkt zu erheben. Davon ſind vielleicht nur einige der Führer, wie Schamyl ſelbſt, ausgenommen.

Ich glaube kaum, daß die Tſchetſchenzen den Vergleich mit den Hindus und ſelbſt mit den Beduinen aushalten können. Sie ſtehen ungefähr auf gleicher Stufe mit den Indianern und eingeborenen Mexicanern. Vielleicht irre ich mich, vielleicht iſt es mir nicht gelungen, tief genug in das Weſen dieſes Volksſtammes einzudringen, aber die Schilderung meiner Erlebniſſe wird beweiſen, daß ich zu meinen Anſichten von meiner Seite aus berechtigt bin.

Alſo man trieb uns vorwärts wie eine Heerde Vieh. Wie gern hätte ich Nina oder Sophia irgend

einen Shawl oder eine Decke gereicht! Aber selbst wenn ich eine solche besessen hätte, würde man sie ihnen doch wieder abgenommen haben. Ich dachte daran, als wir so den Berg hinabgetrieben wurden, daß diese Menschen die Bundesgenossen George's werden sollten, und konnte nicht anders, als ihn und die Prüfungen, denen er entgegenging, beklagen. War es möglich, daß George mit seinem empfänglichen und empfindlichen Herzen, mit seinem feinen Gefühl hier auf die Dauer glücklich sein konnte? Ich weiß wohl, daß er die Absicht hat, wenn nicht diese, doch ihnen ähnliche Menschen auf eine höhere Stufe der Cultur zn erheben, aber im besten Falle wird er die Früchte nicht mehr ernten. Wie kann das, was Jahrtausende lang Wurzeln geschlagen hat, in einem einzigen Menschenalter ausgerottet werden!

Schon nach einer halben Stunde waren wir am Ufer des Karassu. Die Weiber und Kinder von Dari erhoben ein Jammergeschrei, als sie uns erblickten. Eine von den Frauen kam aus dem Haufen auf uns zugeeilt und rief einige Worte, indem sie eine schmuzige, zerrissene Decke, fast ihr einziges Kleidungsstück, emporhob. Die Tschetschenzen warfen es Nina zu und diese hüllte sich in die Decke ein. Sie sagte mir später, daß jene Frau früher auf dem Schlosse gedient habe. Ich fragte sie, warum sie die Tschetschenzen nicht um eine Decke für

Sophia bitte. Nina wollte es thun. Aber eine neue Prüfung ſtand uns bevor. Wir ſollten den Karaſſu überſchreiten, und die Tſchetſchenzen dachten nicht daran, uns den Uebergang zu erleichtern. Glücklicherweiſe war der Fluß, obwohl reißend, doch ſehr ſeicht, und die Einwohner von Dari hatten durch denſelben eine Reihe von Steinen gelegt, die eine natürliche Brücke bildeten. So kamen wir hinüber, ohne uns mehr als die Füße zu benetzen.

Ich will die Mühſeligkeiten des Marſches, der nun folgte, nicht genauer beſchreiben, ſondern nur einige der bedeutendern Ereigniſſe erwähnen. Wir gingen nicht, wir liefen. Die Tſchetſchenzen zwangen uns, gleichen Schritt mit ihren Pferden zu halten, und ſie hatten Eile, da ſie das Herannahen eines ruſſiſchen Corps befürchten mochten. Erſt nach ungefähr zwei Stunden machten ſie auf einem ſteilen Berge Halt. Von dieſem aus konnte man das ganze Thal des Karaſſu deutlich überſchauen. Ich war ſo ermattet und wohl auch geiſtig ſo erſchöpft, daß ich auf die Felſen niederſank, und der Gedanke, ich könnte krank werden, erfüllte mich mit Schrecken. Es gelang mir jedoch bald, mich zu ſammeln, und die Ueberzeugung, daß ich wieder kräftig genug ſei, Anſtrengungen und Aufregungen zu ertragen, flößte mir ein gewiſſes Selbſtvertrauen ein und trug

mehr als alles Andere dazu bei, mich aufrecht zu erhalten.

Die Tſchetſchenzen begannen nun eine Muſterung. Offenbar war es nicht ihre Abſicht, ſich mit werthloſen Gefangenen zu beläſtigen. Sie hielten unter einander Rath. Eine Zeit lang hoffte ich, daß man mich wegen meines einfachen Anzugs für eine Dienerin halten und zurückſchicken werde. Aber die Erkundigungen, die ſie bei einem Burſchen aus der Dienerſchaft einzogen, und die Antworten, die der vor Furcht zitternde Burſche gab, mochten ſie darüber aufgeklärt haben, daß ich ein werthvoller Gegenſtand ſei. Ich gehörte nicht zu denen, die ſeitwärts geführt wurden. Die letztern bildeten die bei weitem größere Zahl. Unſere Diener und die ganze männliche und weibliche Dienerſchaft des Schloſſes wurden freigegeben. Es blieben außer Nina mit ihren beiden Kindern, Sophia und mir nur meine beiden engliſchen Begleiterinnen und eine einzige Dienerin zurück. Sobald dieſe Auswahl getroffen war, ging es weiter. Nina hatte für ihre Kinder Waſſer und für Sophia eine Decke verlangt. Das erſtere konnte man ihr nicht reichen, da kein Waſſer in der Nähe war, aber Sophia erhielt einen Shawl.

Ich habe leider aus Erfahrung die Beobachtung machen gelernt, wie leicht man ſich im Unglück bei klei-

nen Erleichterungen tröſtet. Als ich Nina und Sophia bekleidet und mit ruhigern Mienen ſah, fühlte auch ich mich erleichtert. Vor mir lag allerdings eine traurige Zeit, eine Zeit der Trennung von meinem Vater und vorausſichtlich voller Entbehrungen. Aber ich glaubte mich der Ueberzeugung hingeben zu können, daß wir in der That für unſere Räuber nichts ſeien als geraubte Gegenſtände und daß die entſetzlichen Tage, die ich in der Nähe Kaſchir-Aga's verlebte, nicht wiederkehren würden.

Mit derſelben Eile ging es weiter, meiſt bergan. Nina, die ihre Kinder trug, mußte am erſten ermüdet werden. Wir boten ihr an, abwechſelnd die Kinder zu tragen, aber ſie wollte es nicht annehmen. Bald darauf mußten wir eine Schlucht paſſiren. Sie fiel ſo ſteil ab, daß ſelbſt die Tſchetſchenzen genöthigt waren, von ihren Pferden zu ſteigen. Ich hielt mich an dem niedrigen Geſträuch, mit dem die Felſen hin und wieder bekleidet waren, aber der Abhang war doch ſo ſteil, daß mich Schwindel ergriff. Nina ließ eins ihrer Kinder aus den Armen fallen. Es rollte die Felſen hinab. Die Gräfin ſtieß einen Schreckensruf aus und ſank nieder. Glücklicherweiſe hatte einer von den Tſchetſchenzen das Kind ergriffen. Sie mochten indeſſen eingeſehen haben, daß wir auf dieſem Wege uns in Todesgefahr befanden, und jede von den Frauen wurde von einem oder zwei Männern

geführt. Nina erholte ſich erſt allmälig von ihrem Schrecken, aber ſie blieb ſo ſchwach, daß ſie den gegenüberliegenden, nicht viel weniger ſteilen Abhang nicht hinaufklimmen konnte. Sie mußte auf ein Pferd geſetzt werden.

Da wir uns jenſeits der Schlucht auf einer Hochebene befanden und die Tſchetſchenzen ſchneller reiten wollten, ſo mußten auch wir andern Frauen uns bequemen, uns hinter die Männer zu ſetzen. Damit wir nicht fielen, nöthigte man uns, die rechte Hand in den Gürtel des Tſchetſchen, hinter dem wir ſaßen, zu ſtecken. Nicht nur Frauen, ſondern auch Männer werden begreifen, was wir empfanden. Und doch blieb dieſe Art zu reiſen von jetzt ab die einzige. Unſer erſtes Nachtquartier ſchlugen wir unter freiem Himmel auf. Hier erhielten wir zum erſten Male etwas hartes Brod und Waſſer. Als man uns befahl, uns ohne Decken auf die Felſen niederzulegen, bat ich Nina, ein ernſtes Wort mit den Barbaren zu ſprechen. Die unglückliche Frau begann in der That, demjenigen Tſchetſchen, welcher der Anführer zu ſein ſchien, bittere Vorwürfe zu machen. Sie erklärte, ſie werde ſich bei Schamyl beklagen, der gewiß nicht wolle, daß gefangene Frauen in dieſer empörenden Weiſe behandelt würden. Dies half. Man gab jeder von uns einige warme Decken. Ich legte mich nieder und ſprach mein Nachtgebet empor zu dem ſternenhellen Himmel,

meines Vaters gedenkend, der gewiß mit allen Qualen der Sehnsucht an mich dachte. Es gelang mir zu schlafen. Die Ermüdung war so groß, daß sie meinen erregten Geist überwältigte.

Am folgenden und am dritten Tage dieselbe Art zu reisen. Die Gebirge wurden wilder. Wir zogen durch mehrere Engpässe. Ich mußte zuweilen die Augen schließen, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden. Während dieser Tage sprachen wir Frauen, obwohl wir gewöhnlich nahe bei einander waren, wenig. Wir hingen unseren eigenen traurigen Gedanken nach. Sophia schien von einem düstern Trotze erfüllt. Zuweilen beschuldigte sie sich der Thorheit, in Dari geblieben zu sein. Nina erschien mir als die Ruhigste. Ihre Kinder befanden sich wohl, sie erhielten von Zeit zu Zeit Brod und Wasser und waren munter und gesund. So litt wenigstens ihr Mutterherz keine große Qualen mehr. Meine beiden englischen Begleiterinnen, bereits in Kurdistan an Entbehrungen und Gefahren gewöhnt, ertrugen ihr Schicksal mit stiller Resignation. Ich suchte sie zu trösten, soviel ich vermochte.

Es war am Nachmittag des dritten Tages, als wir von einem hohen Berge aus einen Thurm erblickten, den eine Menge Zelte umgaben. Wir näherten uns also dem Lager Schamyl's. Dieser Gedanke versetzte uns

von neuem in Aufregung. Unſer Schickſal mußte ſich nun entſcheiden. Sobald wir uns dem Berge näherten, umgaben uns Hunderte von Tſchetſchenzen und Lesghiern und ſtarrten uns mit neugierigen, zum Theil wilden Blicken an. Wir ſtiegen von den Pferden, erſchöpft zum Umfallen. Da trat ein junger Mann auf Sophia zu und wollte ihr den Shawl von den Schultern ziehen. Stolz ſtieß ſie ihn zurück. Die Augen des Tſchetſchen funkelten, er erhob die Hand. Aber ein alter Mann, ich glaube, es war einer von den Mürіden, den Führern, drängte den jungen Mann zurück und ſprach einige harte Worte zu ihm. Dann führte man uns in den Thurm, den wir aus der Ferne bemerkt hatten. Er enthielt in ſeinen Mauern nichts als einige Erhöhungen, die wohl als Feuerherde dienten, da ſie Spuren von Aſche und Kohlen zeigten. Hier ließ man uns allein. Einige Stunden lang kümmerte ſich Niemand um uns. Unſere Flucht war natürlich nicht zu befürchten.

Hier ſaßen wir nun, ſchweigend oder doch nur ſelten ein Wort ſprechend, und erwarteten den Ausſpruch Schamyl's. Er ward uns an dieſem Tage noch nicht zu Theil. Zum Abendeſſen brachte man uns etwas getrocknetes Fleiſch und ein Getränk, das eine Art Bier oder Meth ſein mochte und einen unangenehmen ſüßlichen Geſchmack hatte. Wir hätten uns gern Feuer an-

zünden laſſen, denn wir fanden es ſehr kühl, aber man erfüllte unſere Bitte nicht, ich weiß nicht, aus welchem Grunde.

Am andern Morgen, bald nach unſerm Erwachen, ungefähr bei Tagesanbruch, hörten wir Muſik. Nina erklärte, die Melodie, die, wie es ſchien, von Hörnern geblaſen wurde, ſei die Melodie eines ruſſiſchen Marſches. Eine Minute lang gaben wir uns dem Gedanken hin, die Tſchetſchenzen hätten das Lager verlaſſen und die Ruſſen näherten ſich. Aber es war ein trauriger Irrthum. Schamyl hat ſich eine Art militäriſcher Muſik gebildet, die ruſſiſche Weiſen ſpielt. Ueberhaupt ſcheint der Tſchetſchenzenführer nicht frei von der Sucht, die Ruſſen, die er ſo heftig bekämpft, in manchen Aeußerlichkeiten nachzuahmen. Kaum hatte die Muſik aufgehört zu ſpielen, als ein noch junger Mann eintrat, der, wie wir durch Nina, die es von den Begleitern des Mannes erfuhr, hörten, ein Sohn Schamyl's, Kaſi-Machmet, war. Er ſprach nicht zu uns, aber die Naibs, die ihn umgaben, richteten einige Fragen an Nina. Sie waren ſo artig, ſich nach ihrer Geſundheit zu erkundigen, und ſuchten unſere Fortführung mit der Nothwendigkeit des Kriegs, der keine Rückſichten kenne, zu entſchuldigen. Sie behaupteten auch, in Georgien hätten eine Menge Fürſten Schamyl ihre Unterwerfung unter ſeinen Schutz

angezeigt. Vielleicht bezog ſich dies auf die Vorfälle in Garika. Nina bat um einige Vergünſtigungen, namentlich in Bezug auf ihre Kleidung, und um die Erlaubniß, an ihren Gatten ſchreiben zu dürfen. Letzteres wurde erlaubt. Man brachte ihr eine hölzerne Feder und ein kleines Gefäß, das Tinte und außerdem, wie mir ſchien, zerpflückte Leinwand enthielt, ich weiß nicht zu welchem Zwecke. Aber alle Tintenfäſſer waren von derſelben Art, wie ich ſpäter beobachten konnte. Nina ſchrieb einige Zeilen an ihren Mann, die ihn von ihrer und unſerer Lage benachrichtigten. Man verſprach ihr, den Brief durch einen Boten ſogleich nach Tiflis zu ſenden. Im Uebrigen erklärte man, die Anſicht des Häuptlings über unſer Schickſal noch nicht zu kennen. Wir waren jedoch um Vieles ruhiger geworden als bisher, da es uns ſchien, als ob man uns jetzt mit einer gewiſſen Rückſicht behandle.

Ungefähr eine Stunde ſpäter kam ein Bote Schamyl's, um uns einzuladen, zu Schamyl zu kommen. Nach kurzer Berathung unter einander lehnten wir dieſe Aufforderung mit der Erklärung ab, daß wir in unſerem jetzigen Zuſtande unmöglich vor irgend einer Perſon von Bedeutung erſcheinen könnten. Es ſchien, als habe dieſe feſte und entſchiedene Erklärung einigen Eindruck gemacht, denn nicht lange darauf gab man der Dienerin Nina's die Weiſung, einem Tſchetſchen zu folgen, und ſie kam

mit einigen der nothwendigſten Kleidungsſtücke zurück. Nina erhielt einen Shawl, Sophia eine blaue Blouſe und eine Mantille. Wir konnten uns trotz unſerer traurigen Lage kaum enthalten, zu lächeln, als wir uns anblickten. Eine Viertelſtunde ſpäter ertheilte man uns die Weiſung, uns zur Abreiſe nach Dargo-Weden, der Reſidenz Schamyl's, vorzubereiten. Wir wußten nun, daß uns Schamyl in ſeiner Nähe behalten wollte, und fügten uns, ſo gut es uns möglich war, in unſer Schickſal. Unſere Reiſe nach Dargo-Weden währte etwa vierzehn Tage und führte durch einen der wildeſten Theile des Gebirges. Sie war noch ſchwieriger als die Reiſe der erſten Tage, die ich andeutend geſchildert.

Gewöhnt an die nicht endenden Unannehmlichkeiten der Reiſe, lernten wir zuletzt ſie gar nicht beachten und erwarteten mit einer gewiſſen Spannung unſern Einzug in die Reſidenz Schamyl's, einen Ort, den ſo Wenige bis dahin kennen gelernt hatten. Kurz vor demſelben mußten wir in einem großen Dorfe — einem Aul — Halt machen. Der Mullah (Vorſteher) deſſelben erklärte der Gräfin Nina, daß wir hier warten müßten, bis Schamyl in Dargo-Weden angekommen ſei. Dieſer Mullah war der erſte wohlwollende Mann, dem wir begegneten. Als er bemerkte, daß der älteſte Knabe Nina's krank ſei, ſchenkte er ihr ein kleines Geldſtück und ſagte

ihr, ſie möge ſich dafür ein Huhn kaufen und ihrem Knaben Suppe kochen. Als das Huhn gekauft war, fehlte ein Topf. Wir erhielten ihn erſt mit vieler Mühe, und der Beſitzer hatte ihn nur unter der Bedingung hergegeben, daß er ſiebenmal geſcheuert würde, nachdem er gebraucht worden. Durch einen mir bis jetzt noch unbegreiflichen Zufall erhielt auch die Dienerin Nina's ein Stück Seife, wofür ſie ein Halsband gab, das ſie ebenfalls wahrſcheinlich durch ein Wunder gerettet. Unſere Freude über den Beſitz dieſes Stückchens Seife mag am beſten ſchildern, was wir zu erdulden hatten. Uebrigens litten wir immer noch Mangel an Eßwaaren. Etwas Brod und Milch waren Leckerbiſſen für uns. In dieſem Aul erhielten wir zum erſten Male einige Pflaumen und Aprikoſen, die uns gutmüthige Frauen über die Mauer des Hauſes warfen. Wir verbrachten den größten Theil des Tages auf einer Terraſſe, von der aus wir den Aul und die prächtige Gebirgslandſchaft überblicken konnten. Das Dorf lag auf einem ſteilen Felſen, zu welchem auf allen Seiten Treppen hinaufführten. Ganz in unſerer Nähe befand ſich ein tiefer Graben, und es erregte unſere nicht geringe Verwunderung, als wir ſahen, wie eine junge Frau und nach ihr eine Wiege mit einem Kinde in dieſen Graben hinabgelaſſen wurde. Der Mullah erklärte uns dies ſpäter. Die junge ſchöne Frau hatte den Mörder ihres Man-

nes aus Rache getödtet und mußte nun drei Monate in dieſem Gefängniſſe zubringen. Nach Ablauf dieſer Zeit mußte ſie die Hand des erſten Mannes, der ſie zur Gattin forderte, annehmen. Ueberhaupt kann, wie wir erfuhren, keine Frau hier länger als drei Monate Wittwe bleiben. Später ſahen wir zwei ruſſiſche Gefangene in einen andern Graben hinablaſſen. Nina bat den Mullah, ſie von der Strafe zu befreien, und da er in dieſem Aul Richter war, ſo erfüllte er ihren Wunſch und ließ die Gefangenen, die ſich jene Strafe durch einen vereitelten Fluchtverſuch zugezogen, auf ſeinen Feldern arbeiten.

Durch die Güte dieſes Mullah erhielten wir auch ein Stück Leder, aus welchem wir uns — mit welchen Anſtrengungen, da faſt alles Nothwendige uns fehlte, will ich gar nicht beſchreiben — Schuhe verfertigten, eine Wohlthat für uns, da unſere dünnen Stiefelchen uns nur wie Sandalen an den Füßen hingen. Hätten wir Geld gehabt, ſo hätten wir uns Manches kaufen können, denn die Dienerin, die uns Nadel und Zwirn beſorgte, erzählte uns, daß es förmliche Läden in dem Aul gebe. Aber wir alle zuſammen beſaßen nicht eine Kopeke. Wir waren einzig und allein auf das Wohlwollen der Kaukaſier angewieſen, und dieſes war — den Mullah ausgenommen — nicht groß.

Wir blieben drei Tage in dieſem Aul. Dann er-

hielten wir die Nachricht, daß Schamyl von ſeinem Zuge zurückgekehrt ſei und daß wir aufbrechen müßten. Eine Reiterſchaar nahm uns in ihre Mitte. Das Wetter war ſchön, der Weg führte durch ein Paradies. Felder und ſchattige Baumgruppen, blumenbedeckte Wieſen mit kryſtallklaren Bächen, Heerden von ſchönem Vieh, die auf den Wieſen weideten, boten ſich in ununterbrochener Reihenfolge unſern Blicken dar. Alle Höhen waren mit Auls gekrönt, zu denen ſteile Wege emporführten. Nina erzählte uns lachend, daß ihre Dienerin geäußert, dieſe Tſchetſchenzen müßten Teufel ſein, ſonſt würden ſie nicht ſo hoch wohnen, aus Furcht, ſich den Hals zu brechen. Darauf gelangten wir in einen Hohlweg zwiſchen zwei Felſen, der nur wenige Fuß breit war und wo einer hinter dem andern reiten mußte. Wenn dies der einzige Zugang zu Dargo-Weden war, ſo konnte wohl niemals ein Feldherr bis dorthin vordringen. Ich hörte jedoch ſpäter, daß an andern Stellen der Zugang weniger ſchwierig iſt. Dieſen Hohlweg verlaſſend, ſahen wir auf weiter Ebene den berühmten Aul von Andi vor uns, den Wohnſitz der echt kaukaſiſchen Raſſe, der tſcherkeſſiſchen Ariſtokratie, die jedoch die alte Einfachheit der Sitten bewahrt zu haben ſcheint. Denn als wir weiter zogen, bemerkten wir einige Frauen, mit weißen Krügen auf dem Kopf, verſchleiert und in ſehr einfachen Anzügen,

die man uns als Frauen des Naibs, das heißt des obersten Vorstehers dieses Auls, bezeichnete. Wir blieben die Nacht in Andi, wo uns die Frauen des Naibs eine Mahlzeit bereiteten, die uns in Mannichfaltigkeit und Schönheit der Gerichte eine Göttermahlzeit dünkte. Am folgenden Morgen brachen wir nach Weden auf. Der Mullah hatte uns Schleier gegeben, da es nicht Sitte sei, sagte er, daß vornehme Damen in dieser Gegend ohne Schleier reisten.

An dem alten Dargo vorüber, das im Jahre 1845 von dem Fürsten Woronzow zerstört und jetzt nur ein Trümmerhaufen ist, zogen wir nach der neuen Residenz Schamyl's. Ein Trupp Lanzenreiter mit einem Knaben von ungefähr vierzehn Jahren kreuzte unsern Weg. Wir erfuhren, daß dieser Knabe ein Sohn Schamyl's sei, Machmet-Kabi, wenn ich recht verstanden. In Dargo-Weden führte man uns zuerst in eine große Scheune, dann aber in die Wohnung Schamyl's selbst. Der erste Theil unserer Abenteuer, die Reise, war vorüber."

Wir fahren in den Aufzeichnungen Mary's bis zu dem Punkte fort, wo die andern Personen unserer Erzählung wieder handelnd in das Schicksal der jungen Engländerin eingreifen.

„Es war schon Abend, als wir in einen großen Hof geführt wurden, in welchem sich eine Menge Frauen

befanden. Ein einziger Mann ſtand dort auf einem Balkon. Er war von ſtarker Geſtalt und in Weiß gekleidet. Ich konnte ſeine Züge wegen der Dunkelheit nicht unterſcheiden. Nina ſagte mir, ſie habe gehört, es ſei Schamyl ſelbſt. Darauf führte man uns in einen zweiten Hof, den eine bedeckte Gallerie auf allen Seiten umſchloß. Eine Menge Frauen umringten uns und halfen uns von den Pferden ſteigen. Nachdem wir in ein Zimmer getreten, wollte man uns entkleiden. Aber wir legten nur unſere Schleier ab, und als die Frauen bemerkten, wie einfach und mangelhaft unſer Anzug ſelbſt nach ihren Begriffen ſei, ſchienen ſie ſich höchlich zu verwundern.

Ein junges Mädchen von anziehender Miene, welchem die Dienerinnen viele Rückſicht erwieſen, kam in unſer Zimmer und betrachtete uns. Es war eine Tochter Schamyl's, dreizehn Jahre alt. Gleich darauf erſchienen auch die drei Frauen Schamyl's. Die erſte, Zaidete, mager, mit nichtsſagendem Geſicht, ſchwarzen Augen, dünnen Lippen und langer, gebogener Naſe, aber von zierlicher, beweglicher Geſtalt, war, wie ich hörte, die Tochter eines der einflußreichſten Untergebenen Schamyl's; ihr Sohn hieß Djemmal-Eddin und befand ſich damals in ruſſiſcher Gefangenſchaft. Die zweite Frau hieß Chuanette, eine geborene Armenierin, ungefähr drei-

zig Jahre alt, groß, etwas voll, frisch und munter und von sanften Zügen. Sie flößte uns ein gewisses Zutrauen ein, und Nina fragte sie nach ihren und ihrer Genossinnen Kindern. Sie dankte freundlich und erwiderte, die Kinder würden uns besuchen, wenn wir uns erst eingerichtet hätten. Aminette war die dritte Frau Schamyl's, höchstens siebzehn Jahre alt, sehr lebhaft und von interessanter Miene. Sie war etwas sorgfältiger als ihre Genossinnen gekleidet; mir schien sie die geistig begabteste von den Dreien. Mit ihnen zusammen nahmen wir unsere Abendmahlzeit, die aus Thee, Honig und Weizenbrod bestand. Zufälligerweise wurden uns auch Bonbons gereicht, an denen sich Nina's Kinder ergötzten. Wahrscheinlich hatte man sie irgendwo erbeutet. Im Uebrigen hörte ich, daß die Orientalinnen derartige Leckereien sehr liebten.

Die Frauen verließen uns bald. Wir musterten die beiden Zimmer, die man uns zur Verfügung gestellt, und bemerkten ein schmales Fenster ohne Scheiben, einen großen Kamin, weiße Fußteppiche und Bänke mit schmuzigen Kissen, die sich rings um den Fuß der Wände zogen. Im Begriff, uns zur Ruhe zu begeben, erhielten wir nochmals einen Besuch. Es war Zaïdete, die mit dem Intendanten Schamyl's, Kadjio, zu uns kam, um uns eine Büchse mit Thee, ein Brod Zucker und einen

Brief zu überreichen, der an Nina adreſſirt war. Nina erbrach denſelben mit großer Ungeduld, aber ihre Hoffnung, daß es ein Brief des Grafen Brazow ſei, beſtätigte ſich nicht. Der Brief war von einem Freunde Brazow's, Commandanten eines Poſtens an der Militairſtraße, der von unſerm Unfall Nachricht erhalten und uns jene Geſchenke ſendete, die uns in der That ſehr erwünſcht kamen.

Mir wurde die erſte Nacht in der Reſidenz Schamyl's ſehr lang, da ich wenig ſchlafen konnte. Ich erhob mich mit Tagesanbruch und muſterte unſere Zimmer und die äußern Räume. Der Hof war von mehreren Gebäuden umgeben, ſämmtlich von Holz; wie bereits erwähnt, umſchloß ihn eine bedeckte Gallerie. Später erfuhr ich, daß in dem gegenüberliegenden zweiſtöckigen Hauſe Schamyl wohne. Ueber ſeiner Wohnung befand ſich ein offener Boden, auf dem man Fleiſch trocknete. Das Haus Schamyl's enthielt einige Fenſter mit Glasſcheiben. Von unſern Fenſtern aus bemerkte ich auch einen Pavillon, den die Naibs bewohnten. Von einem Fenſter dieſes Pavillons ſoll Schamyl ſein Volk anreden, wenn er es für nöthig hält, zu demſelben zu ſprechen. Das Ganze machte mir einen ſehr beſcheidenen, durchaus nicht imponirenden Eindruck. Doch waren die Räumlichkeiten groß. Mehrere Hundert

Menſchen mochten leicht Wohnung in dieſem Serail finden.

Gegen neun Uhr morgens brachte man uns Butter, Zwiebeln, Oel, gekochtes Hammelfleiſch und Brod zum Frühſtück. Der Tag ging uns hin mit Betrachtungen über unſere Lage und Geſprächen mit den Sultaninnen, die uns abwechſelnd mit ihren Kindern beſuchten. Gegen Abend endlich kündigte uns Kadjio den Beſuch Schamyl's an.

Er kam nicht in unſer Zimmer, ſondern ſetzte ſich unter der Gallerie auf eine niedrige Bank, die man ihm hinſtellte. Sein Anzug war weiß; ein dunkler Bart umſchloß ſein ruhiges, etwas blaſſes Geſicht. Er machte mir den Eindruck eines aufmerkſam beobachtenden Mannes, der große geiſtige Fähigkeiten beſitzt, nicht den Eindruck eines Kriegers. Alles an ihm war mehr fein und zart als groß und heldenmüthig. Zu ſeiner Seite befanden ſich Kadjio und ein Dolmetſcher, der Indris genannt wurde. Doch wurde der letztere nur ſelten gebraucht; Nina ſprach in ihrer Landesſprache mit dem Imam, und mit wenigen Ausnahmen verſtanden ſie ſich.

Nachdem uns Schamyl eine Zeit lang mit vollkommener Ruhe beobachtet hatte, fragte er nach unſerer Geſundheit. Nina antwortete ihm, wir befänden uns Gott ſei Dank wohl, doch hätte unſere gute Conſtitu-

tion den meiſten Antheil an dieſem guten Zuſtande, denn man habe uns nicht eine überflüſſige Aufmerkſamkeit zugewandt.

„Ich bin ſelbſt erſtaunt, daß Ihr ſo glücklich eingetroffen ſeid“, antwortete Schamyl, „und ich ſehe darin ein deutliches Zeichen der himmliſchen Vorſehung, die Euch ohne Zweifel dazu beſtimmt hat, mir dazu zu dienen, meinen Sohn Djemmal-Eddin wiederzuerhalten, der mir, wie ich hoffe, gegen Euch ausgewechſelt werden wird. Ihr wißt ohne Zweifel, daß mein älteſter Sohn, Djemmal-Eddin, bei der Belagerung von Achulko von den Ruſſen gefangen und gezwungen worden iſt, im ruſſiſchen Heere zu dienen. Es iſt der ſehnlichſte Wunſch meines Lebens, ihn wieder bei mir zu ſehen, und ich hoffe, daß die Gefangennehmung ſo vornehmer ruſſiſcher Damen, wie Ihr es ſeid, mir die Gelegenheit dazu geben wird, Unterhandlungen mit den Ruſſen wegen ſeiner Auslieferung anzuknüpfen.“

Als Nina uns mit ſichtlich beſtürzter Miene dieſe Worte des Imam Schamyl mittheilte, erſchraken auch wir. Wie leicht konnte unſere Gefangenſchaft bis ins Unendliche hingezogen werden, wenn die Ruſſen nicht ſogleich auf die Vorſchläge Schamyl's eingehen wollten! Ja ſelbſt im beſten Falle mußten mehrere Monate über dieſen Unterhandlungen hingehen. Der Imam mochte

die Beſtürzung in unſern Mienen leſen; er fuhr fort: „Es wird alſo von dem Czaren abhängen, ob Eure Gefangenſchaft lange währt oder nicht. Wie ich gehört, ſoll der Czar nicht abgeneigt ſein, meinen Sohn hierher zu ſenden. Er hofft, daß die Erzählungen deſſelben Einfluß auf uns üben werden. Darin irrt er ſich. Indeſſen die Abſichten des Czaren ſind mir gleichgültig, wenn ich nur meinen Sohn wieder habe. Inzwiſchen werdet Ihr mit aller Sorgfalt, wie Mitglieder meiner Familie behandelt werden. Nur die eine Bedingung muß ich ſtellen, daß Ihr keine geheimen Briefe empfangt. Ich mache Euch zur ſtrengſten Pflicht, Alles, was Ihr thut, offen zu thun; ſonſt kenne ich keine Rückſichten und werde weder Euer Leben noch das Eurer Kinder ſchonen. Erinnert Euch, was vor einiger Zeit mit einigen ruſſiſchen Offizieren geſchehen iſt. Sie brachen ihr Wort und ließen ſich einen Brief in einem Brod zuſtellen. Ich erfuhr es und ließ ſie ſämmtlich enthaupten. Es befindet ſich noch eine vornehme Dame, eine ruſſiſche Gräfin, die meine Krieger in Stauropol gefangen nahmen, hier in dieſem Hauſe. Ich hätte ſie längſt in Freiheit geſetzt, aber ſie hat meinem Willen mehrere Male zuwider gehandelt, und deshalb zeigte ich ihr, daß ich Herr bin.“

Auch dieſe Worte, uns von Nina verdolmetſcht, waren nicht geeignet, unſere Gemüther zu erheitern.

Mochte man die Sache anſehen, wie man wollte, ſo befanden wir uns immer in der Gefangenſchaft von Barbaren, die aus unſerm Beſitz den möglichſt großen Vortheil ziehen wollten, unbekümmert darum, was wir und die Unſerigen dabei litten. Dieſes Gefühl machte ſich in Nina's Antwort Luft.

„Eure Drohungen ſind unnütz", ſagte ſie. „Wir werden Euch nicht belügen. Wenn wir Briefe erhalten, ſo werden wir Euch den Inhalt mittheilen. Aber Ihr ſolltet nicht vergeſſen, daß wir mit keinem andern Rechte uns hier befinden, als mit dem der rohen Gewalt. Wir ſehen nicht ein, weshalb gerade wir, die wir nie Krieg gegen Euch geführt, für die Gefangenſchaft Eures Sohnes büßen ſollen."

„Man muß die günſtigen Umſtände benutzen", antwortete der Imam. „Ich hoffe, der Czar wird ſehr gern für ſo vornehme Frauen ein Löſegeld und meinen Sohn geben. Wir ſind im Kriege, da hört die Milde auf."

Er erkundigte ſich darauf nach meiner Perſon. Nina gab ihm, wie vorher verabredet worden, die Antwort, ich ſei die Tochter eines reiſenden Kaufmanns, der ſich zufällig auf Dari befunden. Aber den wenigen Worten des Imam nach zu ſchließen, war er von den Verhältniſſen ziemlich gut unterrichtet. Jedenfalls mochte er

erfahren haben, daß mein Vater ein reicher Mann ſei, denn er ſprach von einem hohen Löſegeld. Nina machte ihm bemerklich, daß ich eine Engländerin, alſo das Kind einer Nation ſei, welche die Kämpfe der Kaukaſier ſtets begünſtigt habe und auch jetzt wieder gegen die Ruſſen kämpfe. Aber er erwiderte darauf ſehr ruhig, der Kaukaſus ſei reich an Kriegern, doch arm an Geld, und Geld bedürfe man zum Kriege. Wenn die Engländer die Kaukaſier unterſtützen wollten, ſo werde es ihnen eine Kleinigkeit ſein, zwanzigtauſend Rubel für mich zu zahlen. Er erwähnte übrigens bei dieſer Gelegenheit, daß bereits ein Bote bei ihm eingetroffen ſei, um wegen unſerer Freilaſſung zu unterhandeln und daß er dieſem ſeine Bedingungen mitgetheilt. Wegen ſeines Sohnes werde er noch außerdem mit dem Fürſten Woronzow in Verbindung treten.

Darauf fragte er uns nach den Zuſtänden in Garika. Nina antwortete ihm, daß ſie wenig davon wiſſe und daß er uns vielleicht beſſere Auskunft darüber geben könne. Was er antwortete, klang nicht eben günſtig für die Hoffnungen George's. Er ſagte, die Georgier und alſo auch die Garikaner ſeien keine tapfern Krieger; ſie würden nichts gegen die Ruſſen ausrichten können, wenn er ſie nicht unterſtütze, und noch ſcheine ihm die Zeit zum großen Kampfe nicht gekommen, obgleich derſelbe

vielleicht bevorſtehend ſei. Darauf erhob er ſich, machte uns eine Art Verbeugung und ging.

Wir verbrachten den ganzen Abend in traurigen Betrachtungen. Nina und Sophia verhehlten ſich keinen Augenblick, wie ſchwierig es ſein werde, ein hohes Löſegeld für ſie aufzubringen, um ſo mehr, da die Männer des Gebirges keine andere Zahlung kannten als in baarem Silber. Dadurch allein — ſelbſt wenn wir die Angelegenheit der Auswechſelung von Schamyl's Sohn ganz außer Rechnung ließen — konnte unſere Gefangenſchaft auf viele Monate ausgedehnt werden. Welche Zeit ſtand uns alſo an dieſem für uns ſo trübſeligen Orte bevor! Ich kann ſagen, daß ich an dieſem Abend etwas in mir fühlte, was ich bis dahin noch nicht gekannt, eine ſtille, dumpfe Verzweiflung. Ich ſuchte in ruhigen Betrachtungen Troſt, und es gelang mir endlich, wenn auch ſehr ſchwer, mich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß auch dieſe Monate vorübergehen und dieſe Erinnerungen in der Freude über die Vereinigung mit meinem Vater verlöſchen würden. Zugleich faßte ich den Entſchluß, mir die Zeit dadurch abzukürzen, daß ich meine Erlebniſſe insgeheim niederſchriebe. Ich that dies ſchon in den nächſten Tagen und hatte mir dazu Glück zu wünſchen. Denn am geſtrigen Tage flüſterte mir Nina zu, daß ein Mann unter dem Fenſter ſtehe, der

ihr in georgiſcher Sprache zugeflüſtert, daß er ein Unterhändler ſei und unſere Briefe an ſich nehmen wolle. Ich übergab ihm darauf Alles, was ich bis dahin geſchrieben, und fügte Grüße und Tröſtungen für meinen Vater hinzu. Auch Nina und Sophia ſchrieben einige Worte. Noch habe ich keine Nachricht, ob dieſe Aufzeichnungen meinem Vater zugegangen ſind.

Auch was uns Schamyl von der jungen Ruſſin erzählt hatte, die in Stauropol gefangen worden ſein und ſich in Dargo-Weden befinden ſollte, beſchäftigte uns ſehr lebhaft. Sophia und Nina hatten nichts von einer ſolchen Entführung gehört. Wir beſchloſſen, die Frauen Schamyl's zu fragen und den Verſuch zu machen, wenn es irgend möglich ſei, unſere Leidensgefährtin kennen zu lernen. Unſer Wunſch ging eher in Erfüllung, als wir gehofft hatten.

Eines Abends nämlich — es war am fünften Tage nach unſerer Ankunft in Schamyl's Reſidenz — als wir eben im Begriff waren, uns niederzulegen, kam eine dunkle Geſtalt wie ein Schatten in unſer Zimmer gehuſcht. Wir glaubten zuerſt, es ſei eine Dienerin, denn ſie alle hatten dieſen leiſen, ſchleichenden Gang. Aber als ſie den Schleier, der ſie verhüllte, zurückſchlug, erkannten wir ein feines, blaſſes Geſicht von hoher Schönheit, das wir bis dahin noch nicht erblickt hatten. Sie

ſprach einige Worte in ruſſiſcher Sprache, und als Nina und Sophia ihr in derſelben Sprache antworteten, ſank ſie in die Kniee, küßte Nina's und Sophia's Hände, brach in Thränen aus und war längere Zeit unfähig, ein Wort zu ſprechen.

Ich will in Kurzem wiedergeben, was mir Nina und Sophia ſpäter über das Schickſal unſerer Leidensgefährtin mittheilten.

Die Gräfin Helene G. ſtammte aus einer in Rußland angeſehenen und geehrten Familie von urſprünglich deutſcher Herkunft. Ihre Aeltern waren nicht reich geweſen, und in einem Proceſſe, den einige ruſſiſche Familien des geringen Erbtheils wegen erhoben, verlor ſie den letzten Reſt ihres Vermögens, da ihr Vormund ſich ihrer nicht, wie er geſollt hätte, annahm. Als Waiſe wohnte ſie bei einem Freunde ihres Vaters und begleitete die Familie deſſelben nach Stauropol, als er dort ein hohes Militärcommando übernahm. Obgleich, wie Jeder bemerken mußte, von großer Schönheit und — wie mir Sophia ſagte und wie ich auch ſelbſt einſah — von einer in Rußland nicht gewöhnlichen Bildung, fand ſie doch keinen Mann, mit dem ſie ſich für das Leben hätte verbinden wollen. Einige Anträge ſchlug ſie aus, da ſie ihr Herz nicht befriedigten. Doch ließ ſie durchblicken, daß ſie einen jungen Mann geliebt, der jedoch nicht die Mittel beſaß, einen eigenen Herd zu gründen.

Vor zwei Jahren nun war ein Tſchetſchenzenführer, Aimar-Eddin, von den Ruſſen in einem Gefecht gefangen und nach Stauropol geführt worden. Da man wußte, daß er aus einer der erſten Familien der Gebirgshäuptlinge ſtammte, ſo behandelte man ihn mit Achtung und Aufmerkſamkeit, denn es war die Politik der ruſſiſchen Regierung, ſo viel als möglich auf die Gefangenen einzuwirken und ſie für ſich einzunehmen. Aimar-Eddin lebte alſo im Hauſe des Oberſten O. — des Beſchützers der Gräfin Helene — nicht wie ein Gefangener, ſondern mehr wie ein Gaſtfreund. Der Oberſt war angewieſen, mit ſeiner Familie dem Gefangenen alle mögliche Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Dieſer ſpeiſte am Tiſche und verbrachte die Abende in der Familie. Im Allgemeinen pflegen die gefangenen Tſchetſchenzen ſich wenig um dieſe Gunſt zu kümmern und ſuchen die Einſamkeit, um ihren Gedanken an die Berge nachhängen zu können. Aimar-Eddin jedoch ſchien ſich in der Familie ſehr wohl zu fühlen, und bald bemerkte Helene, daß ſie ſelbſt der Grund der Vorliebe ſei, die der Sohn der Berge für das ruſſiſche Familienleben gefaßt hatte. Er ſprach ganz gut ruſſiſch, da er ſich ſchon früher einmal in ruſſiſcher Gefangenſchaft befunden hatte und überhaupt große natürliche Anlagen zu beſitzen ſchien, und benutzte jede Gelegen-

heit, mit Helenen allein zu ſein und derſelben kleine Aufmerkſamkeiten zu erweiſen. Zu Anfang lächelte ſie darüber; ſpäter, als der Gefangene kühner wurde, zog ſie ſich ſcheu zurück. Der Oberſt jedoch, dem ſie ſich durch deſſen Frau mittheilte, nahm die Sache leicht, ſprach davon, daß Aimar-Eddin bald gegen einen gefangenen ruſſiſchen Offizier ausgewechſelt werden würde, und bat ſie, die Harmonie, die bis jetzt zwiſchen der Familie und dem Gefangenen geherrſcht hatte, nicht durch allzu große Vorſicht und Zurückhaltung zu trüben. Sie erfüllte alſo den Wunſch ihres natürlichen Beſchützers, war freundlich gegen Aimar-Eddin und legte auf dieſe Weiſe den Grund zu ihrem ſpätern Unglück. Denn Aimar-Eddin, wenig bekannt mit den Formen der civiliſirten Geſellſchaft, glaubte wahrſcheinlich in der Freundlichkeit Helenens die Erwiderung ſeiner Neigung leſen zu dürfen. Er ſprach davon, ob ſie ihn in ſeine Berge begleiten wolle, und treu der Weiſung, die ſie von dem Oberſten erhalten, antwortete ſie ſcherzend und ausweichend, aber nicht gerade ablehnend.

Kurze Zeit darauf wurde Aimar-Eddin wirklich ausgewechſelt, und Helene, der dieſes Spiel um ſo unangenehmer geweſen ſein mochte, da ſie, wie erwähnt, einen Andern liebte, athmete auf. Vier Wochen ſpäter erſchien eine kleine Geſandtſchaft von den Bergen vor den

Thoren von Stauropol und verlangte den Oberſten zu ſprechen. Sie theilte demſelben mit, daß Aimar-Eddin in aller Form um die Hand Helenens anhalte, daß er verſprochen, ſie treu zu lieben, niemals eine andere Frau neben ihr zu wählen, ihr alle Annehmlichkeiten zu verſchaffen, genug, ſie ganz wie ein Franke zu behandeln. Sie habe nicht einmal nöthig, zum Islam überzutreten, wenn ſie nur darein willige, daß ihre Kinder als Mohammedaner erzogen würden. Natürlich lachten der Oberſt und Helene, der erſterer dieſen Antrag mittheilte, über die Anerbietungen Aimar-Eddin's. Man gab der Geſandtſchaft die Antwort, daß Helene ſchon einen Andern gewählt habe — was richtiger war, als der Oberſt vermuthete — und eine Woche lang ſprach man in Stauropol nur von dieſer komiſchen Werbung. Aber der Ernſt folgte bald darauf.

Die Bauern und die Wachen in der Umgebung von Stauropol berichteten einige Wochen ſpäter, daß man ein kleines Häuflein Tſchetſchenzen bald hier, bald dort bemerkt habe. Man hielt dies jedoch für Irrthum, da man nichts von Räubereien hörte, die doch gewöhnlich von derartigen Tſchetſchenzenſchaaren verübt werden, und traf keine Vorkehrungen. Nur Helene hatte, wie ſie ſagte, eine Vorahnung und war entſchloſſen, Stauropol zu verlaſſen und auf eine Zeit lang nach Odeſſa zu rei-

ſen, wohin eine ihrer Freundinnen ſich verheirathet. Sie machte deshalb einige Abſchiedsbeſuche in der Umgegend.

Stauropol liegt, wenn auch nicht allzufern vom Kaukaſus, doch inmitten einer ſo vollkommen friedlichen Bevölkerung, daß man dort, wie mitten in Rußland, ohne jede Beſorgniß und beſondere Vorkehrung reiſt. So war auch Helene, als ſie ihren letzten Beſuch machte, nur von einer Tochter des Oberſten und einem Diener begleitet. Als ſie am Abend zurückfuhr, wurde der Wagen indeſſen plötzlich angehalten, Helene fühlte ſich ergriffen, auf ein Pferd geſetzt und fortgeführt. Sie wußte ſogleich, was mit ihr geſchehen und wer ſie entführte; Schmerz und Schrecken raubten ihr Sprache und Beſinnung. Als ſie im Morgengrauen des nächſten Tages die Augen aufſchlug, erkannte ſie in der That Aimar-Eddin neben ſich. Doch ſprach er nicht mit ihr. Man ritt faſt ohne Unterbrechung bis nach Dargo-Weden, wo Aimar-Eddin ſeinen Wohnſitz hatte, da er zur unmittelbaren Umgebung Schamyl's gehörte. Hier wurde ſie in den Harem Schamyl's geführt, als Gefangene.

Es iſt leicht zu begreifen, was nun folgte. Aimar-Eddin, die Frauen des Harems und Schamyl ſelbſt bemühten ſich, ſie zu überreden, die Gattin des jungen Tſchetſchenzenführers zu werden, den ſie ihr als ein Muſterbild von Schönheit, Ritterlichkeit und außerdem

als ſehr reich ſchilderten. Sie ſchienen die Weigerung, bei der Helene beharrte, nicht begreifen zu können und bemitleideten ſie faſt wegen ihrer Beſchränktheit. Aber ſoviel auch Helene in ihrer zweijährigen Gefangenſchaft leiden mochte, ſie blieb feſt. „Sterben, wenn es ſein muß, aber nicht die Gattin eines ſolchen Mannes werden!“ Das blieb ihre Antwort.

Helene hatte ſchon am Tage unſerer Ankunft von uns gehört und die glühendſte Sehnſucht empfunden, endlich einmal wieder mit Frauen, die ihr gleich ſtanden, ſprechen zu können. Unter dem Vorwande, daß ſie krank ſei — und leider war ſie in der That durch Kummer und Entbehrungen ſehr leidend geworden — bat ſie um ein wärmeres Zimmer, und man gewährte ihr ein ſolches in dem Flügel, in welchem wir wohnten. Auf die Gefahr hin, entdeckt und in einen ſtrengern Gewahrſam geführt zu werden, hatte ſie die erſte günſtige Gelegenheit benutzt, uns aufzuſuchen. Und nun war ſie bei uns, zugleich ergriffen von der höchſten Freude über die Gegenwart von mitfühlenden Weſen und von um ſo größerem Schmerze über unſer gemeinſames Schickſal.

Was ich hier auf dem Raume weniger Blätter zuſammendränge, nahm in der Form der Erzählung und des wechſelſeitigen Geſprächs mehrere Stunden, bis über Mitternacht hinaus, in Anſpruch. Auch Helene,

deren Ungehorſam alſo nur in der Weigerung beſtand, einer Laune Aimar-Eddin's und dem ungerechten Zwang Schamyl's zu widerſtehen, hatte davon gehört, daß wir gegen den Sohn Schamyl's ausgewechſelt werden ſollten und daß man ſich auf eine lange Anweſenheit unſererſeits vorbereitet habe. Man überlegte, ob es nicht eine andere Rettung gebe. Aber vergebens. An Flucht war nicht zu denken, an eine Befreiung durch die Ruſſen ebenſo wenig. Selbſt die Vermittlung George's, auf die ich bisher ſo viel Gewicht gelegt, erſchien mir als werthlos, ſeit ich wußte, wie wenig Bedeutung Schamyl dem Aufſtande der Garikaner beilegte.

Helene verließ uns ſpät in der Nacht, weinend, wie ſie gekommen. Wir alle wünſchten, wir möchten uns wiederſehen, und gelobten ihr, nichts von ihrem Beſuche zu verrathen.

Die Tage und Wochen vergingen mir in aufreibender Einſamkeit. Ich beſaß nicht das Talent, wie Nina Brazow und auch Sophia, mich für die kleinen häuslichen Intriguen, die in dem Harem Schamyl's ſpielten, zu intereſſiren, ſondern füllte meine Tage damit aus, daß ich ſchrieb und mich von einigen Dienerinnen in Handarbeiten unterrichten ließ, wie ſie auf jenen Bergen verfertigt werden. Nina plauderte viel mit den Sultaninnen, den Frauen Schamyl's. Sophia ſchien von einer verzehren-

den Ungeduld nach Freiheit ergriffen zu ſein, und ich begreife allerdings, daß ihr Charakter am wenigſten für eine ſolche Gefangenſchaft geeignet war.

Schamyl ſchenkte uns, ſo oft er ſich in Dargo-Weden befand, ſeine bis ins Einzelne gehende Aufmerkſamkeit. Abgeſehen davon, daß er ſich oft nach unſerm Befinden und unſern Wünſchen erkundigen ließ, obwohl dieſelben, auch wenn wir ſie ausſprachen, nicht immer erfüllt wurden, ſuchte er uns auch durch kleine Handlungen der Menſchenfreundlichkeit zu beweiſen, daß wir ſein Wohlwollen beſäßen. Er ließ Nina's Kinder zuweilen zu ſich kommen und beſchenkte ſie mit Bonbons und Confitüren. Auch ſchickte er, als er bemerkte, daß der ältere Knabe blaß und kränklich ausſah, eine Frau, welche in jenen Gegenden die Heilkunſt ausübte. In der That wurde der Kleine nach wenigen Tagen munter und kräftig. Wie ich hörte, hatte ein Theil der Kur darin beſtanden, daß man das Kind eine Nacht lang in die Haut eines friſch geſchlachteten Hammels eingeſchlagen. Doch in der Hauptſache blieb Alles unverändert. Schamyl beſtand auf der Auswechſelung ſeines Sohnes und auf fünfzigtauſend Rubeln für Nina und Sophia, ja, wir hörten, er habe anfangs noch mehr verlangt und das Volk verlange auch jetzt noch eine größere Summe. Man hatte dort gar keinen Begriff davon, wie ſchwer es

ſchon iſt, fünfzigtauſend Rubel in Silber zuſammenzubringen.

Wir erhielten endlich Briefe. Mit welchem Entzücken ich das Blatt, auf dem ich die Handſchrift meines Vaters erkannte, an meine Lippen drückte, kann ich nicht ſchildern! Die Nachrichten, die wir erhielten, waren freilich im Ganzen nicht ſehr tröſtlich. Graf Brazow ſchrieb ſeiner Frau und Schweſter, daß man mit möglichſter Eile in der Auswechſelung verfahren wolle, daß aber gewiß der Winter darüber herankommen werde. Aehnliches ſchrieb mir mein Vater, der zugleich an Schamyl die Bitte gerichtet hatte, nach Dargo-Weden kommen zu dürfen, um in meiner Nähe zu ſein. Dieſe letztere Bitte wurde natürlich abgeſchlagen. Mit den Briefen zugleich waren Kleider und eine Menge Toilettengegenſtände für uns angekommen. Wir ſchenkten viele von den letztern an die Frauen Schamyl's. Doch war Chuanete die einzige, die uns wirkliche Zuneigung bewies. Aminete, die jüngſte, kümmerte ſich faſt gar nicht um uns. Zaïdete zeigte ſich nur dann freundlich, wenn ſie glaubte von uns Vortheil ziehen zu können. Sie war übrigens kränklich. Chuanete dagegen blieb ſanft, freundlich und wohlwollend gegen uns. Ich hörte, ſie ſei die Lieblingsfrau Schamyl's, und ich fand das ſehr begreiflich, denn während Zaïdete von morgens bis abends mit einem gro-

ßen Schlüſſelbunde und in einem unbegreiflichen Négligé durch das Haus rannte und lärmte, war Chuanete ſtets, und ſah man ſie auch am früheſten Morgen, die Sauberkeit und Sanftmuth ſelbſt. Und überdies war ſie viel ſchöner als Zaïdete. Dieſe letztere ſchien uns wirklich quälen zu wollen, wie ſie alle Andern quälte. Als Chuanete krank war, verbot man uns, in der Gallerie ſpazieren zu gehen, was man uns bis dahin erlaubt hatte. Zaïdete war ſchuld daran; ſie hatte geäußert, wir trügen unheilbringende Gegenſtände an uns, die der Kranken ſchaden würden, wenn wir in ihre Nähe kämen. Das wurde noch ſchlimmer, als Schamyl, nachdem die Ankunft ſeines Sohnes Kaſi-Machmet feſtlich begangen und ein großer Kriegsrath, dem auch Daniel-Bey, der bekannte Unterfeldherr Schamyl's, beiwohnte, gehalten war, Dargo-Weden verließ, um eine Expedition gegen die Ruſſen in eigener Perſon anzuführen. Wir waren im Anfang des September, und ſchon fiel zuweilen Schnee. Wir begannen von der Kälte zu leiden, denn unſere Zimmer waren nicht feſt zu ſchließen, das Fenſter hatte keine Scheiben, der Kamin füllte, ſobald man Feuer anzündete, unſer Zimmer mit Dampfwolken, die uns faſt erſtickten. Dazu kam, daß man uns ſchlechtere Nahrungsmittel ſandte, uns überhaupt vernachläſſigte. Das Serail glich während Schamyl's

Abweſenheit einer Schulſtube ohne Lehrer. Alles ging darunter und darüber. Der jüngſte Sohn Schamyl's, ebenfalls Machmet geheißen, amüſirte ſich während der Abweſenheit ſeines Vaters wie nur irgend ein ungezogener Burſche auf einem engliſchen Landgut. Er lief wie toll auf den Dächern umher, zerbrach Schlöſſer und Riegel und hielt es für eine ganz beſondere Beluſtigung, brennende Scheite Holz auf den Hof zu werfen. Während er ſich an dem Kniſtern und Funkenſprühen ergötzte, fürchteten wir ernſtlich, das leichte Holzgebäude könne Feuer fangen. Dieſe Freude währte jedoch nicht lange. Nach vierzehn Tagen kehrte Schamyl zurück, und der kleine Eulenſpiegel wanderte zuerſt in das Gefängniß des Serails und dann nach einem benachbarten Orte, wo ſeine Erziehung unter ſtrengerer Obhut fortgeſetzt werden ſollte. Uebrigens änderte die Rückkehr Schamyl's unſere Leiden nicht ſogleich. Schamyl, deſſen Expedition wahrſcheinlich nicht glücklich ausgefallen war, zog ſich in ſeine Wohnung zurück und blieb, wenigſtens für uns, unſichtbar. Als ſich jedoch bald darauf unter den Sultaninnen ein Streit über ein Stück Atlas entſpann, das wir für Aminete beſtimmt hatten und das Zaïdete dieſer nicht zu gönnen ſchien und den Töchtern Schamyl's zuwenden wollte, miſchte ſich auch Schamyl wieder in die Angelegenheiten des Harems. Er nahm das Stück

Atlas fürs erste an ſich, hatte aber bei der Gelegenheit einen Blick auf unſere Wohnung geworfen und den kläglichen Zuſtand derſelben erkannt. Er befahl, uns Glasfenſter zu geben, ſah ſelbſt nach, ob ſein Befehl befolgt ſei, und unterſuchte bei dieſer Gelegenheit auch den Küchentopf, der für uns am Feuer ſtand. Er entdeckte in demſelben nichts als einige Hülſenfrüchte, die in bräunlichem Waſſer ſchwammen. Er wurde zornig gegen Zaïdete, die uns zu dieſer magern Koſt verdammt hatte, und ſandte Zucker, Thee, Reis und Butter. Auch wenn wir nicht wußten, daß Schamyl abweſend ſei, konnten wir es ſogleich daran bemerken, daß Zaïdete uns auf eine ſchmalere Koſt ſetzte.

So nahte der Winter heran, der entſetzlich, vielleicht unerträglich geworden wäre, wenn nicht Graf Brazow ſeiner Frau und ſeiner Schweſter und mein Vater mir wärmere Kleidungsſtücke und Bücher geſchickt hätte. Inzwiſchen gingen die Unterhandlungen fort. Ja, eines Tages, als wir uns nach der Urſache des freudigen Lärms erkundigten, der das ganze Serail erfüllte, erfuhren wir, daß Schamyl die Nachricht empfangen habe, ſein Sohn befinde ſich ſchon auf dem Wege nach Stauropol, da der Czar in die Auslieferung deſſelben eingewilligt habe. Von dieſem Tage an durften wir uns freier bewegen und blieben von nun an theils durch die

Briefe, die wir erhielten, theils durch die Mittheilungen, die uns die wieder geneſene Chuanete machte, ſtets von dem Gange der Unterhandlungen unterrichtet. Denn in dem Serail Schamyl's ging es nicht anders zu als in jedem abend- oder morgenländiſchen Palaſte, und wenn die Frauen Schamyl's auch vielleicht keinen directen Einfluß auf die Entſchlüſſe des Imam hatten, ſo wußten ſie doch ſtets, was geſchah, und kannten die Gründe ſeiner Entſchlüſſe. Chuanete theilte uns mit, daß Schamyl mit Sehnſucht der Auslieferung ſeines Sohnes entgegenſehe und deshalb gern bereit ſei, unſer Löſegeld geringer anzuſetzen, daß aber das Volk, deſſen Wünſche er beachten müſſe, auf einer ſehr großen Summe beſtehe, ja, daß man von einer Million ſpreche. Schamyl verfiel, um ſeine Pläne zu fördern, auf ein Mittel, würdig eines ſo klugen Mannes. Er ließ die Weiſung an einen berühmten Eremiten ergehen, in Dargo-Weden zu predigen, und wahrſcheinlich auf den Rath Schamyl's wählte der fromme Mann die Mäßigkeit und die Verachtung irdiſcher Güter zum Thema ſeiner Predigten. Dies wirkte auf das Volk. Zugleich ſchrieben die ruſſiſchen Beamten oder Offiziere, die mit der Auswechſelung beauftragt waren, daß ſie die ganze Unterhandlung abbrechen würden, wenn man eine höhere Summe als fünfzigtauſend Rubel beanſpruche. Dies fruchtete. Die Unterhandlungen nah-

men einen ſchnellen Fortgang, denn das Volk übertrug nun die ganze Angelegenheit dem Gutdünken des Imam. Doch hatten wir noch einige ſchlimme Tage zu beſtehen. Schamyl war wieder abweſend; wir wußten, daß man kämpfte, denn natürlich unterbrach unſere perſönliche Angelegenheit den Gang der kriegeriſchen Ereigniſſe nicht. Das Gefecht näherte ſich Dargo-Weden ſo ſehr, daß wir deutlich den Donner der Kanonen hören konnten. Auch belehrten uns einige Worte Chuanete's, daß Schamyl bereits Vorkehrungen für den Fall eines ungünſtigen Ausgangs des Kampfes getroffen habe. Seine Frauen, Kinder und die Dienerſchaft ſollten dann nach einem noch mehr entlegenen und geſicherten Ort gebracht werden. Zaïdete zeigte auch bei dieſer Gelegenheit wieder ihren Haß gegen uns. „Täuſcht Euch nicht!“ ſagte ſie. „Wenn die Ruſſen kämen, Euch zu befreien, ſo würden ſie nur Eure Leichen finden!“ Und wir fürchteten, ſie möge Recht haben. Indeß ging dieſe Gefahr, ſowie die eines Erdbebens, das uns heftig erſchreckte, vorüber. Der Kampf entfernte ſich. Doch wurden einige Verwundete nach Dargo-Weden gebracht. Unter ihnen befand ſich Aimar-Eddin. Er ſtarb einen Tag ſpäter, nachdem er, wie Chuanete uns mittheilte, den Muriden, die ihn in ſeinen letzten Stunden umgaben, geſagt, ſie möchten Schamyl bitten, daß er nun Helenen die Freiheit ſchenke.

Ich erwähne bei dieſer Gelegenheit, daß ſowohl Nina und Sophia als auch ich uns in unſern Briefen dringend für die Unglückliche verwandt hatten. Doch war die Vorſicht von uns gebraucht worden, Brazow und meinen Vater zu bitten, ſie möchten thun, als ob ſie nicht durch uns, ſondern durch Andere die Nachricht von dem traurigen Schickſal der Gräfin erhalten hätten. Wir hatten übrigens Helene nur noch einmal wiedergeſehen, da ſie in ein anderes Gebäude geführt worden war."

Das letzte Blatt aus dem Tagebuche Mary's, datirt vom März 1855, enthält folgende Worte:

„Schamyl iſt ſo eben bei uns geweſen. Er meldet uns, daß in dieſem Augenblick die Auslöſungsſummen für uns bereits gezahlt und daß wir in wenigen Tagen mit den Unſerigen vereint ſein würden. Er war ſehr froh. Aber wir, wir weinten vor Freude! Ich werde meinen Vater wiederſehen! Alles Leid iſt vergeſſen!"

Ende des zweiten Bandes.

Der Held von Garika.

Roman aus den Ländern des Kaukasus

von

Adolf Mützelburg.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Digitized by Google

I.

Das Wiederſehen.

Es war an einem ſchönen Märzmorgen des Jahres 1855, als ein großer Zug, den man auf den erſten Blick für einen kriegeriſchen hätte halten können, ſich die Abhänge hoher Berge nach einem Thal hinabbewegte. Ungefähr fünftauſend Tſchetſchenzen begleiteten Schamyl, der, umgeben von ſeinen zahlreichen Muriden, mit ſeinen Söhnen Kaſi-Machmet und Machmet-Kabi in ihrer Mitte ritt, das Geſicht ernſt, ruhig, das Auge aufmerkſam, ſogar zuweilen beſorgt in die Ferne gerichtet.

Ungefähr fünfhundert Schritte hinter ihm ſah man einige ſchwerfällige Wagen mit vier Rädern, ſogenannte Arbas, wie man ſie in dieſer Art nie zuvor auf dieſen Bergen geſehen, nicht nach dem dortigen Gebrauch mit Ochſen, ſondern mit Pferden beſpannt. Auf dem erſten derſelben ſaßen Nina Brazow mit ihren Kindern und Sophia, auf dem zweiten Mary Hywell und die Gräfin Helene, auf dem dritten die Dienerinnen Nina's und Mary's. Obwohl

es für die Frauen unmöglich war, die dichten Reihen der Reiter mit ihren Blicken zu durchdringen, so waren doch aller Augen unverwandt vorwärts gerichtet, als hofften sie jeden Augenblick, die Wolken der Reiter sich theilen und diejenigen, nach denen sie sich so heiß sehnten, erscheinen zu sehen. Aller Wangen, obwohl bleich von dem langen Kummer und den vielen Entbehrungen, waren doch jetzt geröthet. Nina weinte leise; Sophia's Züge waren ernst und gedankenvoll; Helene und Mary hatten die Hände in einander verschlungen.

So ging der Zug abwärts in das Thal, das sich hier bereits mit dem Grün des Frühlings zu bekleiden begann. Plötzlich wurde Halt gemacht. Die Reihen der Reiter wichen nach beiden Seiten zurück, sodaß Schamyl mit seinen Muriden den vordersten Platz einnahm. Die Arbas der Frauen fuhren bis in seine Nähe.

Sobald diese Wagen die Höhe eines kleinen Hügels erreicht hatten, sahen die Frauen unten im Thal auf der gegenüberliegenden Seite eines kleinen Flusses Waffen blinken und bemerkten ein nicht unbedeutendes russisches Truppencorps, das so eben Halt machte und sich in einer langen Reihe aufstellte. Noch war es unmöglich, irgend einen Einzelnen in dieser Ferne zu erkennen, aber von einem gemeinsamen Gefühl ergriffen, erhoben sich Nina, Sophia und Mary und wehten

mit ihren Tüchern. Täuschten sie sich oder war es Wirklichkeit, es schien, als wehe auch da unten im Thal etwas Helles. Mary's Augen hafteten wie verklärt auf der Ferne. Sie blieb aufrecht während der ganzen folgenden Scene. Die Gräfin Helene saß stillschweigend, das Antlitz in die Hände gedrückt. Sie schien zu weinen.

Schamyl stieg vom Pferde und lagerte sich auf einer kleinen Erhöhung auf dem Rasen. Einer seiner Begleiter hielt einen schwarzen Schirm über ihn zum Schutz gegen die blendende Sonne. Daniel-Bey hatte sich zu ihm gestellt. Von Zeit zu Zeit erhob sich Schamyl, um durch ein Fernrohr zu blicken, das vor ihm auf der Erde aufgepflanzt war.

Es währte nicht lange, so sah man von den Russen eine kleine Schaar sich trennen, und als sie näher kam, erkannte man, daß es die Wagen seien, welche das Geld trugen, begleitet von einigen Reitern in russischer Uniform. Einer von den letztern sprengte den andern voraus. Es war ein Armenier, der die Unterhandlungen als bevollmächtigter Dolmetscher geleitet und sich durch seine Geschicklichkeit die besondere Gunst Schamyl's erworben hatte. Sobald er nahe genug gekommen war, stieg er vom Pferde, übergab dasselbe einem der Begleiter Schamyl's, der ihm zu diesem Zwecke entgegengeeilt war, und näherte sich Schamyl, der ihn mit einem

Lächeln, aber trotzdem mit einem gewissen Mißtrauen empfing.

„Ich danke Dir", sagte Schamyl. „Es freut mich, daß Du zu mir kommst. Du siehst, ich bin selbst gekommen, weniger um meinen Sohn zu empfangen, was unsern Gebräuchen nicht angemessen wäre, als um diese edlen Gefangenen zu begleiten, denen ich, um mein ganzes Wohlwollen zu zeigen, die Gefangene von Stauropol hinzugefügt habe. Auch will ich darüber wachen, daß nicht irgend ein trauriger Zwischenfall die Auswechselung störe. Kein Naib soll die Grenze überschreiten. Wo große Männer sich befinden, muß Ruhe, Frieden und Gerechtigkeit herrschen. Kannst Du mir Deinerseits die Versicherung geben, daß ich keinen Verrath der Russen zu fürchten habe?"

„Gewiß nicht!" antwortete der Armenier. „Du kannst vollkommen sicher sein!"

„Befindet sich mein Sohn wohl?"

„Gott sei Dank, ja!"

„Man sagt, er spreche unsere Sprache nicht mehr?" fügte Schamyl fragend hinzu.

„Er lebt seit so vielen Jahren in Rußland, daß er sie vergessen hat. Aber tadle ihn nicht deshalb, Imam; er wird sie in kurzer Zeit wieder vollkommen inne haben!"

„Also Du gelobst mir, daß meine Person ganz sicher ist?“ fragte Schamyl.

„Ich bürge Dir dafür“, antwortete der Armenier. „Die Russen achten Dich und kennen die Gesetze der Ehre.“

„Und wie steht es mit der Belagerung von Sebastopol? Hat man neue Nachrichten?“

„Nein. Man schlägt sich tapfer auf beiden Seiten!“

„Wie“, sagte Schamyl, „drei Czaren können eine Festung nicht in sechs Monaten erobern? Dann muß ich stolz darauf sein, daß ich den Russen so viele Jahre lang widerstanden habe. Es ist wahr, ich verdanke das den Wäldern meiner Tschetschenia und den Abgründen meines Daghestan.“

„Willst Du Deinen Kriegern den Befehl geben, Imam, keine Freudenschüsse abzufeuern?“ sagte der Armenier. „Es könnte mißverstanden werden und zu Unglück Veranlassung geben.“

„Gut; aber dann müssen die Russen dieselbe Vorsicht beobachten!“ sagte Schamyl.

„Das werden sie thun, denn seit dem Tode unseres Kaisers tragen wir Trauer, und jedes Zeichen der Freude ist untersagt.“

„Wie?“ rief Schamyl. „Euer Kaiser ist todt?“ Und er schwieg mehrere Minuten lang. „Ihr thut recht,

Trauer zu tragen", fuhr er dann fort. „Uebrigens muß der Sohn eines ſolchen Kaiſers ſeinem Vater gleichen. Iſt derſelbe Alexander, der vor kurzem den Kaukaſus beſucht hat, ſein Nachfolger?"

Der Armenier bejahte. Schamyl blieb noch eine Zeit lang in Nachdenken verſunken.

„Und iſt das Löſegeld bezahlt?" fragte er dann. „Sind das die Wagen, die es bringen?"

„Ja, Imam, Alles iſt in Ordnung. Dein Zahlmeiſter wird Dir ſagen, daß kein Irrthum ſtattgefunden."

„Wohlan!" rief Schamyl. „So reite zurück mit meinen Söhnen und fünfunddreißig von meinen Kriegern, bis auf tauſend Schritt von dem Bach. Eine gleiche Zahl von Ruſſen ſoll dort meinen Sohn und die Geldwagen übergeben. Dann ſind die Gefangenen frei. Mein Dank für Deine guten Dienſte wird Dir nicht fehlen!"

Der Armenier entfernte ſich, nicht ohne den gefangenen Frauen, die in großer Spannung dieſer Unterredung mit den Augen gefolgt waren, ein ermunterndes Zeichen gegeben zu haben. Er ſprengte in das Thal hinab und zu den Ruſſen. Gleich darauf trennte ſich von dieſen eine Reiterſchaar, und in demſelben Augenblick, in welchem die Söhne Schamyl's mit ihren fünf-

unddreißig Reitern auf der bezeichneten Stelle hielten, trafen auch die Ruſſen mit Djemmal-Eddin dort ein. Schamyl, der Alles genau mit ſeinen Blicken verfolgte, gab ein Zeichen, grüßte die Gefangenen mit der Hand und die Wagen rollten den Abhang hinab, dem Fluſſe zu.

Wenige Minuten ſpäter lag Mary Hywell in den Armen ihres Vaters, der ihre Stirn mit ſeinen Freudenthränen netzte und ſie dann ſprachlos zur Seite führte, um den ruſſiſchen Reitern, die ſich näherten, Raum zu machen.

Zugleich hallte die Luft von dem Jubelruf wieder, mit welchem ungefähr hundert Tſchetſchenzen, die trotz des Befehls Schamyl's das Thal hinabgeeilt waren, den Sohn des Imam begrüßten. Viele küßten ihm die Hände. Djemmal-Eddin, ein junger Mann von nicht viel über zwanzig Jahren, von ſchlanker Geſtalt und mit einem gutmüthigen Geſicht, ſchien freudig bewegt. Jetzt erſchien auch Kadjio, der Intendant, mit einem Paquet und ſagte dem jungen Manne, daß ſein Vater ihn nicht in ruſſiſcher Uniform, ſondern in der Tracht der Kaukaſier ſehen möchte. Ohne ſich zu beſinnen, ſprang Djemmal-Eddin hinter ein knospendes Gebüſch, warf die Oberkleider ſeiner Lieutenantsuniform ab und erſchien gleich darauf im tſcherkeſſiſchen Anzuge. Ein anderer Diener

brachte ihm ein prächtiges Pferd; Djemmal-Eddin ſchwang ſich leicht hinauf und ritt ſeinem Vater entgegen, der ihn ſtehend erwartete. Zehn Schritte vor ihm ſprang der Sohn auf die Erde und warf ſich in die Arme ſeines Vaters. Schamyl weinte. Dann wandte er ſich zu den Umſtehenden und ſagte: „Ich danke Gott, der mir meinen Sohn erhalten, dem Kaiſer, der mir ihn wiedergegeben, den Verwandten der Gefangenen, die dazu beigetragen, ihn mir zu ſenden, und Dir" — er deutete auf den armeniſchen Dolmetſcher, der hinzugekommen war — „der Du mir ſo gute Dienſte geleiſtet!"

In dieſem Augenblick bemerkte er einige ruſſiſche Offiziere und Cadetten, die neben dem Armenier ſtanden, und fragte, wer ſie ſeien. Der Armenier antwortete, es ſeien Ordonnanzen, die der General, welcher das ruſſiſche Detachement commandire, geſendet, um ihm ſeinen Sohn vorzuſtellen. „Ich danke ihnen", ſagte Schamyl. „Ich hatte eine andere Meinung von den Ruſſen. Ich beurtheile ſie heute beſſer."

Die ruſſiſchen Offiziere fragten Djemmal-Eddin, ob es ihnen nicht erlaubt ſei, Abſchied von ihm zu nehmen. „Welche Frage!" rief der junge Mann, und er umarmte ſie mit allen Zeichen lebhafter Anhänglichkeit. Schamyl's Augen füllten ſich von neuem mit Thränen, und vielleicht um den Eindruck zu ſchwächen, den dieſe Scene mögli-

cherweise auf die Krieger der Berge machen konnte, sagte er: „Diese jungen Leute waren ohne Zweifel Waffengefährten!“ Denn dem Kaukasier ist die Freundschaft unter Kriegern selbst verschiedener Stämme heilig.

Darauf grüßte er die Offiziere höflich und befahl Kasi-Machmet, sie an der Spitze von hundert Reitern zurückzugeleiten. Er selbst stieg mit Djemmal-Eddin zu Pferde, um den Rückzug anzutreten.*)

Aber während nun die russischen Truppen sich zum Rückmarsch ordneten und Graf Brazow seine Frau und seine Kinder herzte und Mr. Hywell und Mary noch immer mehr mit Blicken und Thränen als mit Worten zu einander sprachen, hatte sich, von allen ungeahnt, noch eine andere Scene des Wiedersehens entwickelt.

Helene war von dem Wagen gestiegen und stand unbeachtet von allen, bleich, die Augen zur Erde gesenkt, einsam inmitten all der Freude, vielleicht vergessen von der Welt, der sie wiedergegeben worden.

Da näherte sich ihr leise ein junger Offizier, dessen nicht schöne, aber männlich angenehme Züge den Ausdruck einer großen Erregung trugen, und sagte, nachdem

*) Die Scene dieser Auswechselung hat bis auf einige, Persönlichkeiten betreffende Abweichungen genau so stattgefunden, wie sie hier geschildert worden.

er einen Moment gezögert, als ob ihm der Athem fehle, mit bewegter Stimme: „Helene!“

Das junge Mädchen fuhr zuſammen und ihr Geſicht, von glühendem Purpur übergoſſen, drückte freudiges Erſtaunen und zugleich jene Verwirrung aus, von der jedes unſchuldige weibliche Weſen ergriffen wird, wenn der Zufall ihr wider ihren Willen die Aeußerung ihres innerſten Gefühls entreißt.

„Alſo Sie ſind es wirklich, Comteſſe!“ ſagte der junge Offizier. „Sie ſind uns wiedergegeben! Wollen Sie mir die Hand nicht reichen, nachdem wir uns ſo lange nicht geſehen haben?“

Die Purpurröthe, nur für Momente verſchwindend, blieb auf ihren Wangen.

„Sie ſind der erſte Freund, dem ich wieder begegne!“ ſagte ſie dann und reichte ihm die Hand.

Der junge Offizier behielt ſie in der ſeinigen, und da ſie fühlen mochte, daß er im Begriff ſtand, ihr mehr zu ſagen als gewöhnliche Worte der Begrüßung, und da ſie ihre Verwirrung noch nicht bemeiſtern konnte, ſo entzog ſie ihm dieſelbe nicht.

„Helene“, ſagte der junge Mann, „nach Ihrem Verſchwinden haben der Oberſt und Ihre Freunde — und ich denke, ich gehöre zu ihnen — alle möglichen Nachforſchungen angeſtellt. Wir zweifelten nicht daran, daß

Aimar-Eddin Sie entführt habe, aber alle Anfragen bei Schamyl blieben unbeantwortet. Wir mußten uns entschließen, Sie aufzugeben. Erst durch die Briefe der Gräfin Brazow und der jungen Engländerin erfuhren wir, daß Sie in Dargo-Weden gefangen seien und daß Sie" — seine Stimme zitterte bei diesen Worten — „nicht nur den Anforderungen Aimar-Eddin's widerstanden, sondern dadurch Ihr Unglück noch vergrößert hatten. Ich schrieb an Schamyl und — doch, das gehört nicht hierher. Er verweigerte Ihre Auslieferung, weil Aimar-Eddin noch lebte. Er hat sich zu derselben erst entschlossen, seit dieser Mann todt ist und weil er mit Recht erwarten darf, daß man ihm Dank für seine Großmuth wissen wird. Die Zwischenzeit war zu kurz, um den Herrn Obersten zu benachrichtigen, daß er Sie hier empfange; aber damit doch irgend Jemand zugegen sei, der Ihnen ein freundliches Wort sagen könne, nahm ich Urlaub von meinem Corps — es wurde mir unter den jetzigen Umständen nicht leicht — und wohnte dieser Auswechselung bei. Zugleich, Comtesse, stelle ich Ihnen alle meine Dienste zur Verfügung. Bestimmen Sie, was Sie zu thun gedenken. Ich werde es ausführen."

„In der That, Gregor", antwortete Helene, schnell und unruhig athmend, „es erfreut mich, irgend Jemand zu sehen, der einst Theil an meinem Schicksal nahm —

ich danke Ihnen. Ich ſtand ſehr einſam, bis Sie kamen. Es iſt ein trauriges Gefühl, die Gefangenſchaft mit der Verlaſſenheit zu vertauſchen. Denn ich wußte ja nicht einmal, ob der Oberſt noch lebe. Miß Hywell, die junge Engländerin, hat mir erlaubt, ſo lange bei ihr zu wohnen, bis —"

„Helene", unterbrach der junge Offizier ſie ſchnell, „laſſen Sie mich noch einige Worte ſprechen! Wir ſchieden — nicht im Frieden. Sie wußten, daß ich Sie liebte, und ich durfte hoffen, daß meine Neigung erwidert werde. Ich war arm — ich glaubte Sie nicht den Gefahren einer armſeligen Ehe ausſetzen zu dürfen. Ich deutete Ihnen dies an. Ihre Antwort, wenn ich ſie recht verſtand, wollte mir ſagen, daß ein Mann unter allen Umſtänden danach trachten müſſe, ein geliebtes Weſen ſein zu nennen, um ſo mehr, wenn er wiſſe, daß er mit einer Aufopferung, die zu Allem fähig ſei, wiedergeliebt werde. Habe ich Sie damals recht verſtanden, Helene?"

Sie blickte ihn groß, fragend, unruhig an, antwortete dann aber feſt und klar: „Ja, und ſo denke ich noch jetzt!"

„Sie haben Recht gehabt, Helene", fuhr Gregor fort. „Ich habe, als ich von Ihnen getrennt war und älter wurde, eingeſehen, daß nichts in der Welt geeigneter ſein kann, die trüben Gedanken der Entbehrung zu

verſcheuchen, als die Gegenwart eines geliebten Weibes, vorausgeſetzt, daß die Wünſche beider auf das Einfache gerichtet ſind, daß ſie ſich treu lieben und daß ſie mit feſtem Muthe vorwärts ſtreben. Nicht, als ob nicht auch dann noch das Unglück ein ſolches Paar verfolgen könne, aber es wird und muß ſich leichter gemeinſam ertragen laſſen. Ich habe eingeſehen, daß es oft eine Grauſamkeit ſein kann, die Ehe an den Beſitz eines beſtimmten Einkommens zu knüpfen. Der feſte Wille und das Vorwärtsſtreben eines Mannes müſſen genügen; an Gott iſt es dann, zu ſegnen oder Entbehrungen zu ſchicken. Als ich dies eingeſehen hatte, war ich entſchloſſen, aus der Armee zu ſcheiden und mich als Ingenieur in Odeſſa niederzulaſſen. Ich ſchrieb in dieſem Sinne an Sie und an den Oberſten und bat Sie, falls Sie willens ſeien, auf mein Anerbieten einzugehen und meine Zukunft zu theilen, um Ihre Hand. Sie werden dieſe Briefe in Stauropol vorfinden; ſie kamen zu ſpät. Sie waren bereits verſchwunden. Helene, wenn ich dies jetzt ſage, ſo geſchieht es wahrlich nicht, um Ihrer Erregung und dem Gefühl der Verlaſſenheit, das Sie hier beſchleichen mußte, ein Geſtändniß zu entlocken, ſondern nur, um Ihnen meine Geſinnung mitzutheilen, wie ich ſie in jenen Briefen ſchon vor zwei Jahren ausgeſprochen. Ich bin auch jetzt bereit, das Verſprechen meiner Briefe wahr zu ma-

chen, obwohl man mir meinen Abſchied jetzt als Feigheit auslegen könnte, und obwohl" — fügte er mit einem Lächeln hinzu — „ich vielleicht jetzt nicht mehr genöthigt bin, Ingenieur zu werden."

Das junge Mädchen hatte, während es oft die Farbe wechſelte, mit geſenkten Augen zugehört.

„Gregor", ſagte ſie dann, „laſſen Sie uns ein andermal davon ſprechen. Führen Sie mich nach Tiflis oder Stauropol! Ich möchte Ihrer Gewiſſenhaftigkeit, Ihrem Ehrgefühl nichts verdanken, nicht Ihre Laufbahn gefährden, weil —"

„O Helene!" unterbrach ſie der junge Offizier. „Sagen Sie mir nur, ob Sie meiner gedacht haben, ob Sie mich noch lieben! Alles iſt glücklich hier. Sollen wir, ſoll ich allein nichts hoffen?"

„Gregor", antwortete Helene, „meine Geſinnungen ſind dieſelben, wie ſie es waren, als wir uns trennten. Aber ich möchte nimmer die Urſache ſein, daß Sie Ihre Laufbahn opfern — nimmer!"

„Aber, Helene, machen Sie mich glücklich!" rief Gregor. „Sagen Sie mir nichts, als daß Sie mich lieben!"

Das junge Mädchen wandte ſich ab und ſagte, während ihre Augen ſich mit Thränen füllten: „Gregor, Sie wußten es damals und Sie wiſſen es jetzt!"

„Und Sie wollen mein liebes Weib werden, Helene?"

„Ja, aber nur, wenn Sie meinetwegen kein Opfer bringen, nur dann, Gregor!"

„Das ſtimmt nicht zu Ihren damaligen Worten, wo Sie ein Opfer verlangten!" rief der junge Mann. „Aber gleichviel! Helene, ich bringe kein Opfer mehr! Sie machen mich glücklich! Helene, ich darf Sie meinen Gefährten als meine Braut vorſtellen?"

Er ſchlang den Arm um ſie, ſie wehrte ihn ſanft ab. Aber ſie vermochte dem Stürmiſchen nicht zu widerſtehen. Er drückte ſie an ſein Herz, die ſüßeſten Worte mit einer Bewegung ſprechend, aus der die Wonne ſeines Herzens widerſtrahlte. Helene, überwältigt von ſo viel Freude nach ſo viel Schmerz, ſank auf ein Felsſtück und weinte leiſe, während Gregor ihr unabläſſig wiederholte, wie glücklich er ſei.

Inzwiſchen hatte ſich Alles zum Rückmarſch geordnet. Schon hatten Nina, Sophia und die Kinder auf der Arba wieder Platz genommen, neben der Graf Brazow ritt, und auch der glückliche Mr. Hywell näherte ſich mit ſeiner Tochter, während Gregor und Helene noch immer, Alles vergeſſend, neben einander ſaßen. Hywell und Mary blickten erſtaunt auf die Scene, die ſie ſich nicht zu erklären vermochten. Die Melodie des Marſches, den

das Musikcorps anstimmte, ließ Gregor aufblicken. Er sah Mr. Hywell und sprang auf.

„Ah!“ rief er. „Sie sind es! Sie haben Ihre Tochter wiedergefunden, ich meine Braut!“

„Aber, Herr Graf“, rief Mr. Hywell, „Sie haben uns nichts davon gesagt, daß diese Dame —“

„Weshalb?“ rief Gregor lachend. „Wußte ich denn vorher, ob diese stolze Dame mich noch ansehen würde, nachdem ein Tschetschenzenhäuptling ihr den Hof gemacht? Aber sie hat mich nicht vergessen, sie ist ein Muster von Treue!“

„Herr Graf?“ fragte Helene, die sich schnell erhoben hatte und ihre Thränen trocknete, voll Verwunderung.

„Nun ja, Helene, nachdem Du den armen Lieutenant, der um Deinetwillen mit Vergnügen Ingenieur werden möchte, wieder zu Gnaden angenommen hast, kann ich Dir wohl etwas mittheilen, was freilich sehr unwesentlich ist, denn es ändert nichts, gar nichts. Ein trauriger Zufall hat es gewollt, daß die Grafen Nordenberg, der Vater und die beiden Söhne, in derselben Woche an derselben Krankheit gestorben sind, und so bin ich — da gar keine Erben weiter vorhanden waren — plötzlich wie im Traume in den Besitz einer Erbschaft gekommen, an die ich gar nicht gedacht hatte. Der Kaiser ist sogar so gnädig gewesen, mir, dem einfachen

Edelmann, mit der Erbſchaft zugleich den Grafentitel zu verleihen. Ich habe alſo nicht mehr nöthig, die Armee zu verlaſſen und Ingenieur zu werden, vorausgeſetzt, daß Du es nicht ausdrücklich verlangſt. Aber das iſt ja Nebenſache! Ich ſchwöre Dir, daß ich Dich nicht lieber haben könnte, wenn ich auch Ingenieur wäre, und meine Briefe in Stauropol werden Dir zeigen, wie ich ſchon vor zwei Jahren dachte! Komm und laß uns glücklich ſein!"

Und er zog das junge Mädchen, das nicht wußte, wie es ſo viel Glück begreifen ſolle, mit ſich fort.

Eine Viertelſtunde ſpäter war die Colonne im Marſch, nach Süden, nach Tiflis zu, und Mr. Hywell ſaß allein mit ſeiner Tochter auf der einen Arba, denn Helene hatte ein Pferd beſtiegen, das Gregor für ſie mitgebracht.

Mr. Hywell hatte bis jetzt noch ſehr wenig mit ſeiner Tochter geſprochen. Die Freude macht ſtumm, und außerdem gab es ja ſo Vieles zu ſprechen, daß beide vielleicht nicht wußten, womit ſie beginnen ſollten.

„Und wie geht es Mr. Wiedenburg?" fragte Mary endlich. „Du haſt mir ſo wenig von ihm und George geſchrieben."

„Ah — Wiedenburg, ja!" rief der alte Mann. „Welch ein prächtiger Menſch! O wie ſelten ſind ſolche Leute!

Ach, er müßte ſchon längſt in Wien ſein, ich weiß es, aber ich kann ihn gar nicht entbehren. Es war mir, als müßte auch die letzte Stütze meines Lebens von mir weichen, wenn er ginge. Nun, ich hoffe, ich kann ihm eines Tages all die Opfer erſetzen, die er mir bringt."

„So iſt er in Tiflis? Oder wo iſt er denn?" fragte Mary.

„Nein, er iſt jetzt bei George", antwortete Mr. Hywell. „Seit wir wußten, daß die Auswechſelung ihren richtigen Gang nehme, daß keine Gefahr mehr vorhanden ſei und daß wir uns nur in Geduld faſſen müßten, kam Wiedenburg — wie immer! — auf die ganz richtige Idee, daß es beſſer ſein würde, wenn er zu George ginge. Doch um Dir das zu erklären, mein liebes Herz, muß ich Dir ſagen, wie es George geht. Ach — nicht beſonders, nicht beſonders!"

Er fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, blickte in die Ferne hinaus und ſeufzte.

„Ja", fuhr er dann fort, „ich ſchrieb Dir wenig über George, weil es mir wenig Freude machte, davon zu ſchreiben, und weil außerdem unſere Briefe durch die Hände des ruſſiſchen Commandos und Schamyl's gingen, und da war es denn beſſer, lieber gar nichts als ein Wort zu viel zu ſagen! Gerade an dem Morgen, an welchem Euch die verwünſchten Tſchetſchenzen aus

Dari fortſchleppten, griff der Major Ombrazowitſch Garika an und mußte mit großem Verluſt heimziehn. Die Ruſſen ſelbſt haben eingeſtanden, daß die Garikaner ſich wie Kerntruppen geſchlagen. In ihren officiellen Berichten ſtand natürlich nichts davon. Nun war George freilich ſehr erfreut über dieſen Sieg, aber Dein Schickſal drückte ihn doch ſehr nieder; er ſchrieb ſich die Schuld davon zu. All mein Zureden half nichts, er wurde düſter und mißmüthig. Allerdings fehlte es auch nicht an andern Gründen, ihn trübe zu ſtimmen. Mit dem Aufſtand wollte es nicht recht vorwärts. Es blieb bei dieſem erſten Erfolge. Zum Theil war George auch ſelbſt daran ſchuld, daß nicht andere georgiſche und mingreliſche Fürſten beitraten. Er ſprach zu dieſen Leuten in einer Sprache, die ſie nicht verſtanden — ich meine geiſtig. Er ſprach davon, es ſei nöthig, hier ein Regiment einzuführen, ähnlich dem engliſchen, den Völkern nicht nur die Unabhängigkeit, ſondern auch die Freiheit zu geben. Das verſtanden dieſe Herren, die alle mehr oder weniger von dem Schlage Daniel's ſind, nicht. Gott weiß es, ich bin der Letzte, George wegen ſo löblicher Gedanken anzuklagen; aber ſie paſſen doch nicht hierher, und jedenfalls hätte er beſſer gethan, erſt dann mit ihnen hervorzutreten, wenn die Ruſſen beſiegt und aus dem Lande hinausgeſchlagen waren. Die eingeborenen Fürſten miß-

trauten ihm deshalb, hielten ihn für einen Schwärmer oder gar für einen Betrüger. Sein eigener Bruder verstand ihn nicht und unterstützte ihn nicht in seinen Plänen. Du weißt, daß Daniel Garika nur aus Eifersucht und Mißmuth ein Feind der Russen geworden. Jetzt, da die Sache sich in die Länge zog, überfiel ihn seine frühere Schwäche. Manche Schwierigkeiten kamen hinzu. Garika konnte die drei- bis viertausend Bewaffneten nicht auf die Dauer ernähren. Sollten die Truppen nicht auseinandergehen, so mußte man sie in den Kampf, womöglich zum Siege führen. George unternahm deshalb einen abenteuerlichen Zug, der mit der Eroberung von Tiflis enden sollte. Die Truppen stießen auf eine starke russische Truppenabtheilung, die nach dem Süden marschirte, konnten natürlich nicht Stand halten und flohen in die Wälder. Nur ungefähr tausend fanden sich wieder in Garika zusammen. Schamyl ließ auch nichts von sich hören, an den Grenzen wurden die Türken zurückgedrängt, genug, George sah leider ein, daß, wenn nicht bald Hülfe kam, sein kleines Häuflein noch mehr zusammenschrumpfen werde. Er correspondirte mit den Engländern, Franzosen und Türken, aber diese konnten ihm nur Hoffnungen und Versprechungen, keine Truppen senden. Die Russen machten inzwischen gar keinen Angriff. Sie brauchten ihre Truppen anderwärts und

gingen von dem ganz richtigen Grundſatz aus, daß ſich George's Schaar in der Unthätigkeit am erſten ruiniren werde. Ich ſelbſt war inzwiſchen nach Tiflis übergeſiedelt, da ich einſah, daß ich nur von dort aus Deine Befreiung mit dem richtigen Nachdruck betreiben könne. Wiedenburg war abwechſelnd bei mir und George. Die Ruſſen, unſere ganz außergewöhnliche Lage erkennend, legten uns keine Schwierigkeiten in den Weg. Man muß es ihnen laſſen, daß ſie Alles thun, ſich Freunde zu machen und ſich die Leute nicht ohne Grund zu verfeinden. Ich habe nicht über ſie zu klagen.

So kam der Herbſt. Im October hatte man ein Corps disponibel und ſandte es gegen Garika. Der Major Ombrazowitſch, ſeiner damaligen Niederlage eingedenk, erbat ſich das Commando und erhielt es. Ich glaube, es waren ungefähr zweitauſend Mann. Die Niederlage George's war vorauszuſehen; ich ſchrieb ihm, obgleich es eigentlich unrecht war, ſchleunigſt einen Brief, um ihn von der Gefahr zu benachrichtigen und zur Flucht aufzufordern. Natürlich befolgte er meinen Rath nicht. Der Major griff an und nach einem zweiſtündigen Kampfe, der ſehr heftig geweſen ſein ſoll, da Alia Waſſi das kleine Garika in eine ſtarke Feſtung umgewandelt, war der Major Herr von Garika. Doch entkamen George, Daniel, die beiden Waſſi, Johnny und

einige Hunderte von den Garikanern. Sie zogen ſich nach Weſten, und dort hauſen ſie noch jetzt, unbeläſtigt von den Ruſſen, die gar nicht die Abſicht haben, zwecklos ihre Truppen zu opfern, aber auch ohne irgend eine Ausſicht, den Ruſſen Schaden zuzufügen. Denn die weſtlichen Völkerſchaften haben keine Luſt, mit ihnen gemeinſame Sache zu machen.

So liegen die Dinge, mein Kind. George's Pläne ſind ſo gut wie geſcheitert und werden im beſten Falle nur dann wieder aufgenommen werden können, wenn die türkiſchen oder alliirten Heere Georgien betreten. Doch das liegt, wenn es überhaupt geſchieht, im weiten Felde. Ich habe Briefe aus Sinope, von Wiedenburg's Oheim, der mir verſichert, die Engländer und Franzoſen würden Frieden ſchließen, ſobald ſie Sebaſtopol genommen, an deſſen Zerſtörung ihnen mehr läge als an der Erhaltung des türkiſchen Reichs. Ich glaube leider, daß er Recht hat. Ich weiß ja längſt, daß unſere Politiker es nicht mit Rußland verderben wollen, und deshalb glaubte ich von Anfang an nicht ernſtlich an den Krieg. Die Ruſſen glaubten es auch nicht und ſind ſehr wüthend auf uns, weil wir wenigſtens in etwas Ernſt gemacht haben. Genug, unſer armer George hat von dieſer Seite viel weniger zu erwarten, als er einſt hoffte. Hauptſächlich aber ſchaden ihm ſeine Civiliſationsideen.

Der Einzige, der ihn verſteht, iſt Alia Waſſi. Das iſt überhaupt ein ganzer Kerl — ein echter Volkstribun. Hätte George nur hundert Leute wie den und David, ſo würde ich ſeine Sache auch heute noch nicht verloren geben. Aber was Alia gut macht, verdirbt Daniel, der ſeinem Bruder geradezu entgegenarbeitet und, davon bin ich überzeugt, ſich ſeiner entledigen möchte. Ich habe nun Wiedenburg gebeten, zu George zu reiſen, ihm das Vergebliche ſeiner Pläne vorzuſtellen und ihn zu bitten, mit uns, ſeinem Bruder, den beiden Waſſi und wer ſonſt folgen will, dieſes Land zur See zu verlaſſen. Die Truppen ſollen ſich zu den Türken durchſchlagen oder ſich nach der Krim überſetzen laſſen. Für ein Schiff will ich ſchon ſorgen. Es iſt übrigens ſelbſt dies nicht einmal nöthig, denn die Ruſſen würden ihnen verzeihen. Sie ſind zu klug, ſich dieſe Länder zu entvölkern, und wiſſen recht gut, daß das Volk friedlich iſt, wenn ihm die Führer fehlen. Sie haben allen, außer George und Daniel, den beiden Waſſi und einigen andern Häuptern, Verzeihung zugeſichert, und in Garika iſt, ſoviel ich weiß, Niemand beſtraft worden, den man nicht mit den Waffen in der Hand gefangen.

So iſt die Lage der Dinge, mein liebes, mir wiedergegebenes Kind! Ob George ſich bewegen laſſen wird, uns zu begleiten — ich weiß es nicht. Wie dem

aber auch ſein mag, wir verlaſſen, ſobald Du Dich dazu fähig fühlſt, Tiflis, reiſen nach Poti, warten dort, bis ein engliſches Schiff uns aufnimmt, und fahren nach Konſtantinopel. Ich bleibe nicht eine Stunde länger, als ich muß und Dir angenehm iſt, in dieſem Lande. Und Wiedenburg muß uns begleiten. Auch ſein Leben ſchwebt hier in Gefahr und darf nicht geopfert werden. Sollte George ſterben, was Gott verhüten wird, ſo weiß er, wofür er fällt. Er hat es gewollt, er hat um einen großen Preis gerungen, wenn auch unglücklich. Aber Wiedenburg erfüllt hier keinen andern Zweck als den des theilnehmenden Freundes. Nun, ich hoffe, beide zu retten. In Kutais denke ich George heimlich zu ſehen. Dann nehme ich ihn mit mir und müßte es mit Gewalt ſein. Hier iſt doch jede Hoffnung verloren!"

In ſolcher Weiſe ſchilderte Hywell ſeiner Tochter die Vorfälle der Zwiſchenzeit und gab ihr dann auf ihre Fragen Auskunft über die Einzelnheiten. Auch Mary geſtand, daß ſie eine unendliche Sehnſucht nach der Heimat habe, obwohl die Gegenwart des Vaters ihr die Heimat in ihrem beſten und ſchönſten Theil erſetzte. Und da ſie keine Ermüdung und keine Schwäche fühlte, ſo beſchloſſen ſie, Tiflis, ſobald es irgend möglich ſei, zu verlaſſen.

Die Reiſe nach Tiflis währte mehrere Tage. Vorher ſchon verließen Brazow und ſeine Familie den Zug, um ſich nach Dari zu begeben, das der Graf inzwiſchen wieder in Stand geſetzt hatte. Für die Gräfin Helene fand ihr Bräutigam ein Aſyl in der Wohnung eines hohen Beamten. Der jungen Dame, die vor wenigen Tagen noch in den kalten und einſamen Zimmern des Serails geſeufzt hatte, ſtanden jetzt alle Thüren offen, lächelte die ganze Welt.

Es war ein herzlicher Abſchied, den Mary und Helene von einander nahmen. Gemeinſame Leiden ſchlingen ja ſo bald ein Freundſchaftsband um jugendliche Herzen! Und überdies hatte Helene erfahren, daß Mr. Hywell ſich auf die dringenden Bitten Mary's faſt noch mehr um ſie bemüht hatte als Graf Brazow.

„Sie ſind durch den Empfang, der Ihnen an jenem Tage in dem Thale, das mir unvergeßlich bleiben wird, zu Theil wurde, reichlich für alle Leiden entſchädigt worden", ſagte Mary, als ſie Abſchied nahm. „Ich zweifle nicht daran, daß Ihr Leben nun ein einziger ſüßer Friede ſein wird. Und ich glaube, erſt nach ſolchen Leiden empfindet man die Freuden um ſo tiefer und inniger!"

„Ja, das fühle ich!" rief Helene. „Es iſt mir, als wäre ich aus der Unterwelt an das Licht des Tages em-

vorgeſtiegen. Und Sie, Mary — erwartet Sie Niemand, wie Gregor mich erwartet hat?"

Mary ſenkte erröthend die Augen und ſchüttelte leicht den Kopf.

„Es gibt wohl einen, den ich im Grunde meines Herzens lieb habe", ſagte ſie leiſe, „aber ich fürchte, er liebt mich nicht!"

„O thörichte Furcht!" rief Helene. „Welcher Mann ſollte Mary Hywell nicht lieben! Nun, Mary — glauben Sie dem Rath einer treuen Freundin! — ſeien Sie nicht zu ſtreng, zu vorſichtig. Viele Männer wagen nur dann zu ſprechen, wenn ſie des Erfolgs ſicher ſind — und müſſen wir das nicht verzeihen? Wenn Sie wiſſen, daß Sie geliebt werden, ſo verzögern Sie Ihr Glück nicht durch Kälte! O Sie wiſſen nicht, wie ſüß es iſt, vor aller Welt ſeine Liebe bekennen zu dürfen! Heimliche Liebe iſt nur dann kein Elend, wenn ſie noch hoffen darf! Ich weiß, was ich empfand, als ich Gregor für immer von mir getrennt glaubte!"

II.

Die letzten Hundert.

Gimneti ist ein kleines Dorf, hoch auf den Felsen eines der Gebirgszüge, die sich südlich vom Kaukasus nach dem Rion hinabziehen. Es ist fast unzugänglich. Wenigstens muß auch der Wanderer in ruhigen Zeiten die Wege kennen, um hinauf zu gelangen auf die kleine Ebene, auf welcher die Hütten von Gimneti einer ärmlichen Bevölkerung Schutz gewähren. Einer bewaffneten Schaar würde es ganz unmöglich sein, die Felsenhänge zu erklimmen, wenn sie von einigen entschlossenen Männern vertheidigt werden.

Diesen Ort, den Alia Wassi früher einmal kennen gelernt, hatte er zum Zufluchtsort bestimmt, und dort lagerte jetzt schon seit Monaten die kleine Schaar, die sich der Führung der beiden Brüder und Alia Wassi's anvertraut hatte und die jetzt auf kaum zweihundert Mann zusammengeschmolzen war. Die Leiden des Winters waren jetzt überstanden, denn der Frühlingshauch

ſchwebte hinauf auch auf die rauhen Berge. Aber ihre Spuren waren noch nicht verwiſcht. Bleich, abgezehrt und zerlumpt, fröſtelnd, mehr vor Schwäche als vor Kälte, lagerten die Garikaner auf den Felſen oder unter den Hütten von Baumzweigen, die ſie ſich errichtet, denn die wenigen Hütten von Gimneti hatten nur dem kleinſten Theil der Schaar ein kärgliches Obdach gewähren können. Jeder Einzelne war ein Bild des Jammers, nicht nur des körperlichen, ſondern auch des geiſtigen, denn Entmuthigung, Zweifel, vielleicht auch Reue nagten an den Herzen.

Selbſt Johnny, der ewig gleichgültige und friſche Johnny, war nicht mehr der alte. Seinen Anzug zwar hatte er wunderbarerweiſe in beſtem Zuſtande erhalten und ſein ſchwarzlackirter Hut glänzte noch, als wäre er ſo eben aus einem bewährten londoner Magazin gekommen. Aber Johnny ſelbſt war magerer geworden, ſein Auge war trüber, ſein Bart grauer und ſeine Haltung hatte etwas Gebücktes, das man früher nie an ihm bemerkt. So ging er jetzt langſam am Rande eines ſteilen Abhangs auf und ab, um ſich zu wärmen, und pfiff trübſelig die Melodie eines engliſchen ſchwermüthigen Schifferliedchens, die ihm ſeit zwanzig Jahren vielleicht nicht in den Sinn gekommen war, die aber hier plötzlich wieder auftauchte. Es war ein harter Winter für Johnny

geweſen. Wenig zu eſſen und noch weniger zu trinken, denn der Wein des Landes, ſonſt berühmt, mundete ihm nicht; viel Kälte, aber, was noch ſchlimmer war, überall düſtere Geſichter und vor allem das bleiche Geſicht ſeines lieben jungen Herrn!

Da erſchien es, dieſes bleiche Geſicht. George trat aus einer der ärmlichen Hütten, in halb fränkiſchem, halb orientaliſchem Anzuge. Er ging aufrecht und leicht. Man ſah es, daß er Niemand zeigen wollte, wie viel auf ihm laſte. Aber es bedurfte nur eines einzigen Blicks in ſein Antlitz, in die tiefliegenden Augen und den unſichern Blick, um zu wiſſen, daß das Herz dieſes jungen Mannes noch viel mehr gealtert war als ſein Geſicht.

Als ſein Auge über die weite Felſenlandſchaft ſchweifte, die ſich maleriſch und wild dem Auge auf allen Seiten eröffnete, erkannte er Johnny, der ruhig und als ob er ſeinen jungen Herrn nicht bemerkt hätte, ſeinen Spaziergang fortſetzte. Er ging auf Johnny zu, die Garikaner grüßend, die ſich ehrerbietig, wenn auch matt erhoben, um ſeinen Gruß zu erwidern, denn ſie liebten ihn. Er hatte Alles mit ihnen getheilt, Brod, Waſſer und Wein, er hatte gehungert, wenn er irgendwo eine Klage neben ſich hörte, er hatte die Wachen bezogen, wie jeder gewöhnliche Garikaner, und er hatte in allen Fällen ein Wort des Troſtes, der Ermuthigung, des Mitleids für Jeden ge-

habt. Sie wußten, daß er ſeine Decke ablegen, ſeinen Rock ausziehen werde, um denjenigen zu wärmen, den er neben ſich über Kälte klagen höre, und ſie wußten auch, daß ihr Unglück an ſeinem Herzen ſchwerer nage als an jedem andern.

Als Johnny ſah, daß George auf ihn zukam, ſtand er ſtill.

„Etwas kühl, Mr. George!“ rief er, ſich die Hände reibend. „Die Sonne meint's gut, aber hier oben iſt der Wind noch etwas ſcharf. Na, es wird ja mit jedem Tage mehr Sommer!“

„Wir haben kein inneres Feuer mehr, alter Freund!“ ſagte George, mit einem Lächeln, das den Ausdruck ſeiner Züge noch trauriger machte. „Ich wollte Dir nur ſagen, Johnny, daß Mr. Wiedenburg und ich Briefe aus Tiflis erhalten haben. Miß Mary iſt glücklich und wohlbehalten mit ihrem Vater wieder vereinigt!“

„Gott ſei Dank!“ rief Johnny mit der wahrſten Freude. „Hurrah! Das iſt Land! So hat mich ſeit Monaten keine Nachricht erquickt! Nun, ſehen Sie, Sir, es kann Alles wieder gut werden!“

„Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie ſehr auch mich dieſe Nachricht erfreut hat“, ſagte George, „denn Du weißt, daß ich mich mit Recht für den Urheber dieſes Unglücks hielt. Nun, Mary iſt mit ihrem Vater vereint.

Sie werden in der nächſten Zeit, vielleicht in wenigen Tagen, auf ihrer Reiſe nach dem Schwarzen Meere, Kutais oder ſonſt einen Ort in der Nähe paſſiren. Ich möchte ſie wohl noch einmal wiederſehen, ja, ich geſtehe es, es würde mich unendlich glücklich machen, noch einmal Mr. Hywell's treues Antlitz und Miß Mary's anmuthiges Lächeln zu ſchauen. Aber ich weiß doch kaum, ob ich es wagen darf. Ich fürchte, die Ruſſen werden dazwiſchen kommen, obgleich", fügte er hinzu, und der ſchmerzlich-ſehnſüchtige Ausdruck ſeiner Züge wich einem kalten, gleichgültigen Lächeln, „obgleich mir das jetzt auch einerlei wäre, denn früher oder ſpäter fangen ſie mich doch!"

„Reden Sie doch nicht ſolch Zeug, Sir!" rief Johnny faſt heftig. „Iſt das Land nicht ſo gut wie frei, ſind die Wege nicht offen, iſt das Meer nicht weit und ſind Alt-Englands Schiffe nicht an der Küſte? Ich will verdammt ſein, wenn Mr. Hywell Ihnen nicht ſchreibt, daß Sie mit ihm reiſen ſollen, und wenn das nicht ein verdammt geſcheidter Gedanke iſt."

„Mr. Hywell ſchreibt das allerdings!" ſagte George mit einem ſtillen Lächeln. „Aber Du weißt ja, Johnny, daß ich es nicht annehmen kann. Ich bleibe bei denen, mit denen mich mein Schickſal verbunden hat. Dagegen wirſt Du, alter Freund, mit Mr. Hywell zurückreiſen.

Du haſt Dich lange genug in der Welt meinetwegen herumgetrieben.“

„Ich bleibe bei denen, mit denen mich mein Schickſal und Mr. Hywell's Befehl verbunden hat!“ antwortete Johnny feſt.

„Sei kein Thor, lieber alter Freund!“ bat George. „Es iſt hier nichts mehr für Dich zu thun, nichts mehr für mich zu ſorgen. Die Dinge gehen ihren Gang, man muß ſie abwarten.“

„Nun, und was denken Sie denn zu thun, Sir?“ fragte Johnny. „Wollen Sie hier oben in dieſem Krähenneſt abwarten, bis Sie vor Hunger und Langeweile ſterben? Seien Sie aufrichtig, Mr. George!“

„Ich bin es, Johnny, gegen Dich immer!“ rief George.

„Nein, nicht immer“, antwortete Johnny, ſeinem jungen Herrn feſt ins Auge blickend, „obwohl ich recht gut weiß, daß Sie es nicht böſe meinen. Antworten Sie mir aufrichtig! Glauben Sie, daß Sie Ihren Zweck noch erreichen, daß Sie die Ruſſen zum Lande hinausjagen und Ihren Bruder zum König machen können? Was, nebenbei geſagt, der größte Unſinn iſt, denn Ihr Bruder iſt mir ebenſo widerwärtig, wie ich Ihnen von Herzen gut bin! Antworten Sie mir, Mr. George!“

„Nun, Johnny, weshalb ſollte ich denn jede Hoff-

nung aufgegeben haben?“ fragte George und versuchte zu lächeln. „Das Kriegsglück ist treulos. Zuerst siegten wir, dann die Russen. Nun ist die Reihe zu siegen wieder an uns. Die Türken werden vorrücken, sobald sie sich organisirt und gute Generale erhalten haben. Sebastopol ist in diesem Augenblick vielleicht schon eingenommen. Dann rücken die Verbündeten in Rußland ein und die Russen müssen noch mehr Truppen als jetzt aus den kaukasischen Ländern herausziehen. Unser Glücksstern wird noch leuchten. Im Kriege muß man nie verzweifeln, solange man noch einen Arm und eine Muskete hat. Vielleicht sind wir in drei Monaten in Tiflis!“

„Mr. George“, sagte Johnny, kurz den Kopf schüttelnd, „Alles, was Sie mir da sagen, ist recht gut, und ich weiß auch, daß Sie nicht so Unrecht haben. Mancher General hat sich in einer schlimmern Lage befunden als Sie. Aber wenn Sie mir trotzdem Ihre innersten Gedanken mittheilen wollten, wenn Sie, was ich eben meine, wirklich aufrichtig wären, so würden Sie anders sprechen! Denn Sie, Sir, wissen so gut wie ich, daß Sie hier nicht hergehören und daß hier Alles vergeblich ist, auch wenn die Russen aus dem Lande geschlagen würden — vergeblich für Sie! Denn Sie gehören hier nicht her, so wenig wie ich und Mr. Wiedenburg. Der alte Weißkopf, der Wassi, das ist der Einzige, dem ich's an den

Augen anſehe, daß er Sie verſteht, und auch er hofft nichts mehr. Lachen Sie nicht über mich, Mr. George, ich habe auch meine Augen, und wenn ich die Sprache des Mundes nicht verſtehe, ſo verſtehe ich die Sprache der Augen und der Mienen. Die Männer hier zu Lande ſind Ihnen zugethan, bis auf Ihren Bruder, den nehme ich aus, der liebt überhaupt keinen Menſchen! Jeder würde für Sie durchs Feuer gehen, aber das Alles reicht nicht aus! Ihr Bruder Daniel, ſo wenig ihn die Leute auch leiden können, iſt in den Augen der Männer dieſes Landes doch mehr König als Sie. Man verſteht Sie nicht, das iſt es! Man liebt und ehrt Sie, weil Jeder, der Sie kennt, Sie lieben muß, aber man verſteht Sie nicht! Sie wollen die Leute glücklich machen, aber ſie verſtehen nichts von dieſem Glück! Mr. George, der alte Johnny wird Ihnen einen Rath geben. Ueberlegen Sie bei ſich ſelbſt, ob Sie der Mann ſind, zehn einflußreichen Männern dieſelben Verſprechungen zu machen und ſie alle nachher darum zu betrügen, ob Sie zehntauſend Menſchen auf dem Schlachtfelde opfern können, um nachher fünfzigtauſend mit Füßen zu treten, genug, ob Sie betrügen, verſprechen, lügen, tyranniſiren können! Glauben Sie, daß Sie der Mann dazu ſind, dann vorwärts! Dann verſprechen Sie den Türken dies, den Engländern das, den Eingeborenen etwas Anderes

und Schamyl noch etwas Anderes, dann verſchaffen Sie ſich Geld und Truppen, laſſen dem, der Ihnen widerſpricht, vor der Fronte der Armee den Kopf abſchlagen, verhöhnen den, der Sie an ein gegebenes Verſprechen erinnert, genug, dann ſind Sie ein Politiker und können hoffen, hier Erfolge zu erringen, vorausgeſetzt, daß die Engländer, Franzoſen und Türken überhaupt Luſt haben, hier ein tüchtiges Reich ſich bilden zu laſſen. Denn, Sir, ſo macht man hier Rebellion! Aber das könnten Sie nicht! Sie können kämpfen, aber nicht intriguiren, und deshalb paſſen Sie nicht hierher. Die armen Leute, die Eingeborenen, ſind gut, aus denen läßt ſich Alles machen, aber mit denen allein kommen Sie nicht durch, Sie müſſen die Häupter für ſich haben, und mit denen können Sie ſich nicht verſtändigen, weil Sie kein Intrigant ſind. So iſt es, Sir!"

George's Miene, die anfangs lächelnd geweſen war, wurde ernſter und ernſter. Jetzt ſenkte er den Kopf und ſagte leiſe: „Du haſt in Manchem Recht, Johnny! Aber was ſoll aus dieſem Lande werden, wenn ſich nicht ein uneigennütziger Mann findet, der außer der Unabhängigkeit des Landes auch das Wohl des Volkes will?"

„Darum handelt es ſich jetzt gar nicht, Sir!" rief Johnny. „Ich habe oft genug mit Mr. Wiedenburg darüber geſprochen, und der meint auch, das ſei Sache der Zu-

kunft. Es wäre wohl einmal möglich, daß ſich hier der Mann fände, der einen glücklichen Moment benutzte, Hunderttauſende gegen die Ruſſen vereinte und ſie mit Hülfe der Bergvölker aus dem Lande ſchlüge. Wenn dann das Land erſt unabhängig ſei, ſo werde ſich das Weitere ſchon finden. Aber er ſagt, wie ich: Sie ſind nicht der Mann dazu und werden es auch nicht, wenn Sie auch nach Amerika oder ſonſt wohin gingen, wo man Staaten gründet. Sie wären ganz da am Platz, wo ein Volk Sie verſtehen kann, aber hier würden Sie ſtets als ein Fremder, ein Schwärmer von den Mächtigen mit Mißtrauen betrachtet werden, und das niedere Volk allein iſt zu unſelbſtſtändig, um Sie zu ſtützen. Sehen Sie das ein, Mr. George?"

„Und wenn ich dies oder etwas Aehnliches einſehe, Johnny?" fragte George.

„Nun, Sir, dann müſſen Sie ſich ſagen, daß Sie hier überflüſſig ſind!" rief der treue Diener. „Und dann müſſen Sie Ihr und ſo Vieler Leben retten, als möglich iſt. Es iſt eine Kleinigkeit für Sie, ihren Bruder und die beiden Waſſi, zu entkommen und Mr. Hywell zu begleiten. Mögen Sie dann mit Ihren Gefährten nach England gehen oder ſich ſonſt irgendwo am Kriege gegen Rußland betheiligen, das geht mich nichts an. Aber fort müſſen Sie! Den Garikanern haben die Ruſſen Ver-

zeihung zugeſichert, wenn ſie zurückkehren, und ſie werden Wort halten, denn ſie brauchen Soldaten und Steuerzahler. Die Ruſſen wiſſen recht gut, daß der Leib todt iſt, wenn man den Kopf herunterſchlägt. Alſo nehmen Sie Mr. Hywell's Anerbieten an. Wir reiſen zuſammen? Topp?"

Und er ſtreckte mit einem herzlich bittenden Lächeln George die Hand hin.

„Ich kann nicht, Johnny, ich kann nicht", antwortete dieſer traurig. „Ich kann mich nicht fortſchleichen wie ein Dieb in der Nacht, nachdem um meinetwillen Tauſende unglücklich geworden ſind. Johnny, Du mußt das einſehen! Ich könnte die Schande einer ſolchen Flucht nicht überleben!"

„Aber, Sir," rief Johnny, „dann hätten ſchon hundert Könige und Feldherrn ſich die Hälſe abſchneiden müſſen! Wie viele haben Kriege begonnen, die unglücklich endeten! Ihre Abſicht war gut, die Garikaner ſind freiwillig zu Ihnen getreten oder eigentlich zu Ihrem Bruder; der Ausgang war traurig, nun, wo iſt Ihre Schuld? Kein Menſch wird es Ihnen verargen, wenn Sie fliehen. Jeder wird ſich freuen, wenn Sie entkommen. Und wenn einige von Ihren Garikanern ſich fürchten, zurückzukehren nach Garika, nun, ſo begleiten ſie uns. Und wären es hundert, was ſchadet

das? Ein engliſches Schiff wird ſie ſchon aufnehmen und nach Sinope oder der Krim bringen, wo ſie in türkiſche Dienſte treten können. Alſo vorwärts, einen Entſchluß gefaßt, Sir!"

„Die einzige Möglichkeit wäre in der That, daß dieſe treuen Männer mich begleiteten!" ſagte George in tiefem Nachſinnen. „Das Land iſt faſt frei von Ruſſen, wir könnten die Küſte glücklich erreichen. Aber nein, nein! Ich will nicht! Ich bin gekommen, um zu ſiegen oder zu ſterben, und ſo will ich denn ſterben!"

„Das ſagt jeder junge General!" rief Johnny. „Hätte ſich jeder nach der erſten Niederlage eine Kugel durch den Kopf ſchießen wollen, ſo hätte er ſpäter kein berühmter General und Sieger werden können! Nein, Mr. George, ermannen Sie ſich! Laſſen Sie ſich nicht niederdrücken vom Unglück! Ueberlegen Sie ſchnell und benachrichtigen Sie Mr. Hywell! Am beſten, wenn wir nach der Küſte vorausziehen und ihn dort treffen. Aber Eile iſt nöthig", fügte er leiſe hinzu, „ſonſt fürchte ich Verrath!"

„Verrath?" rief George zuſammenzuckend. „Was ſprichſt Du da, Johnny?"

„Etwas, das ich wohl überlegt habe, mit Ihrer Erlaubniß, Sir!" ſagte Johnny feſt. „Verrath, und zwar von Ihrem Bruder Daniel!"

George ſtand eine Minute lang, ohne den Blick zu erheben. Hatte das inhaltsſchwere Wort ihn niedergeſchmettert, oder hatte er Johnny's Verdacht längſt getheilt und traf es ihn nur ſo hart, dieſen Verdacht ausgeſprochen zu hören?

„Johnny", ſagte er dann faſt vorwurfsvoll, „wie willſt Du eine ſolche Beſchuldigung beweiſen?"

Der alte treue Burſche nahm George's Hand in die ſeine, zärtlich, wie ein Vater die Hand ſeiner geliebten Tochter nimmt.

„Mr. George", ſagte er, „ich habe Sie groß werden ſehen, Sie ſind mir ans Herz gewachſen, nicht allein, weil Mr. Hywell mir geſagt hat, ich ſolle über Sie wachen, ſondern weil ich weiß, daß Sie ein gutes Herz haben. Aber Sie ſind ein Kind. Was wiſſen Sie von den Schlechtigkeiten der Welt? Woher kennen Sie das Leben? Sie werden mir ſagen, was denn ein ſolcher Burſche, wie ich bin, davon verſtehe, und es iſt wahr, ich bin nicht viel unter die Leute gekommen, die man die Herren und die feinen Leute nennt. Ich bin auf mancherlei Schiffen durch die Welt geſtreift und bin nichts als ein ſimpler Matroſe. Aber die Charaktere der Menſchen, ihre guten Seiten und ihre Schlechtigkeiten kann man überall ſtudiren, wär' es auch auf einem kleinen Küſtenboot. Und da ſag' ich Ihnen, ſo feſt wie

Sie dem Alia Waſſi vertrauen können, ſo wenig dürfen Sie Ihrem Bruder trauen. Ich habe ihn mir ſchon ſeit geraumer Zeit genau angeſehen. Es geht etwas in ihm vor. Er iſt ſcheu und mürriſch; er hat den unſichern Blick eines Menſchen, der auf Böſes ſinnt. Und was kann das Böſe hier weiter ſein als ein Verrath? Mir wär's am liebſten, er wäre gar nicht hier und wäre wieder zu den Ruſſen gegangen, zu denen er mehr gehört als hierher. Er hat keine Luſt, dieſes Land zu verlaſſen; er weiß, daß er anderwo nichts wäre als ein unbedeutender, überflüſſiger Menſch. Deshalb ſinnt er auf Mittel und Wege, hier zu bleiben. Und wie kann er das anders, als indem er Sie verräth, um ſich ſelbſt Gnade und Verzeihung zu verſchaffen? Auch ſteckt ihm noch das Mädchen, die Comteſſe, im Kopf. Wenn er ſie ſelbſt nicht erhalten kann, ſo gönnt er ſie keinem Andern. Genug, es geht etwas in ihm vor, und das iſt auf keinen Fall etwas Gutes. Wollen Sie mir vertrauen, liebe Mr. George? Verlaſſen Sie dieſes Land und folgen Sie Mr. Hywell!"

Es war George unmöglich, ſogleich zu antworten. Zu Vieles ſtürmte auf ihn ein: die Vernichtung ſeiner hochfliegenden Hoffnungen, ſeiner kühnen Pläne, ſein Elend, die Schmach der Niederlage, vielleicht auch der Gedanke an Mary, die jetzt, bei aller Theilnahme, doch

nur noch den Beſiegten, das Opfer zu hoch geſpannter Entwürfe in ihm ſehen konnte. Seine zuckenden Lippen, ſeine Bläſſe verriethen, wie ſehr dieſes Leben ihm zur Laſt ſei, wie heftig die innere Qual an ſeinem Herzen nage.

„Sprich mir nicht mehr davon, Johnny!“ rief er dann. „Ich will es überlegen. Beſchuldige meinen Bruder nicht, ich kann an ſolchen Verrath nicht glauben. Ich will mit Alia ſprechen. Stimmt er bei, ſo gehe ich mit Mr. Hywell!“

„Nun, da iſt er, und da iſt auch Mr. Wiedenburg!“ ſagte Johnny. „Auch dem Deutſchen können Sie vertrauen. Das iſt ein ehrliches Gemüth. Nicht Jeder hätte ſo lange bei Ihnen ausgeharrt! Ein Vergnügen iſt dieſes Leben nicht!“

Alia Waſſi und Wiedenburg kamen mit ihren Büchſen auf der Schulter den Berg heraufgeſtiegen. Einige Garikaner trugen die Hirſche, die jene Beiden auf der Jagd erlegt. Wiedenburg's Erſcheinung war kräftig, echt männlich, wie immer, aber der Ausdruck ruhiger Heiterkeit in ſeinem Geſicht hatte einem Zuge tiefen Ernſtes weichen müſſen. Er empfand die ganze Schwere der jetzigen Lage; ſie mußte ihm eine Laſt ſein, aus der er erlöſt ſein wollte. Geſtand er ſich doch ſelbſt, daß ſogar Mr. Hywell's Bitten ihn nicht länger in einem Lande

hätten festhalten können, in welchem die kostbare Zeit seiner Jugend nutzlos und freudlos dahinstrich, wenn nicht die Besorgniß um Mary's Schicksal, die Hoffnung, in ihrer Begleitung zurückreisen zu können, ihn bestimmt, zu bleiben. Aber es war dadurch ein Kampf in seinem Herzen entstanden, der vielleicht um so heftiger war, je weniger er ihn zeigte. Sein Gewissen, das Gefühl, daß seine Kräfte anderswo nützlicher verwendet werden könnten, daß es eigentlich eine Schwäche sei, hier zu bleiben, quälten ihn, und diese Qual zeigte sich als tiefer Ernst auf seinem Gesicht und oft als Mißmuth in seinem äußern Wesen. Täglich sagte er sich, daß er gehen müsse, und doch blieb er. Nicht als ob er geglaubt hätte, daß vielleicht in seiner Abwesenheit George Mary's Herz leichter gewinnen könne, sondern weil eine tiefe Sehnsucht, wenigstens Gewißheit zu erhalten, sich seiner bemächtigt hatte. Er wollte wissen, ob er nie auf das Glück an Mary's Seite hoffen dürfe. War diese Hoffnung verloren, dann hinein in den aufreibenden und abspannenden Kampf um die tägliche Existenz, hinein in das Alltagsleben, das keine Hoffnung auf das süßeste Glück mehr kannte! Und doch empfand er es als eine Schwäche, daß er blieb. Mußte er nicht früher oder später doch erfahren, ob Mary George liebte oder nicht?

Johnny winkte den Beiden, und ſie kamen heran. George reichte Wiedenburg einen Brief.

„Mein Pflegevater hat durch einen Boten Alia's Gelegenheit gefunden, uns zu ſchreiben", ſagte er. „Hier iſt auch ein Brief für Sie."

Edmund Wiedenburg las das Schreiben aufmerkſam und ſagte dann:

„Ich kann annehmen, daß Ihnen Mr. Hywell ungefähr daſſelbe geſchrieben hat wie mir, und ſein Vorſchlag verdient Ihre ernſteſte Erwägung, Mr. George. Ihr Pflegevater wünſcht, daß Sie ſich ihm mit allen denjenigen, die Sie begleiten wollen, anſchließen, und er gibt genau den Weg an, den er nehmen wird, damit Sie ihn treffen und ſich mit ihm über das Nähere beſprechen können. Der Vorſchlag iſt vernünftig und ausführbar. Es wird uns eine Kleinigkeit ſein, die Küſte zu erreichen, die vollſtändig von der engliſch-franzöſiſchen Flotte beherrſcht wird und wo ein Schiff uns alle leicht aufnehmen und nach der türkiſchen Küſte oder nach der Krim führen kann. Mr. Hywell iſt unterwegs. Er kann übermorgen, vielleicht morgen ſchon in unſerer Nähe ſein. Alia wird Boten ausſenden, die uns von ſeinem Nahen unterrichten. Er reiſt abſichtlich ohne jede ruſſiſche Militärbegleitung, um es Ihnen möglich zu machen, mit ihm zuſammen zu treffen. Wollen Sie ſich entſcheiden?

Ich meinerſeits geſtehe Ihnen, Mr. George, daß ich jetzt nicht länger ſäumen darf, in meine Heimat, wo man mich ſo ſehnlich erwartet, zurückzukehren. Meine Theilnahme für Ihr Unternehmen und der Wunſch Mr. Hywell's haben mich bis jetzt hier gefeſſelt, jetzt aber tritt die Nothwendigkeit dringend an mich heran. Ich muß zurückkehren! Darf ich hoffen, daß Sie uns begleiten werden?"

„Sie wiſſen, wie oft ich Sie gebeten habe, Ihr Schickſal nicht an mein unſtätes Daſein zu knüpfen", antwortete George. „Dafür, daß Sie es ſo lange gethan, werde ich Ihnen ſtets dankbar ſein. Nun, Alia, was ſagſt Du, lieber alter Freund?"

Es entſpann ſich jetzt eine lange und lebhafte Unterredung zwiſchen dem zögernden George, dem überlegenden Alia und dem kühn überredenden Wiedenburg. Zu Wiedenburg's großer Befriedigung ſtimmte Alia endlich dem Vorſchlage Mr. Hywell's bei. Es ging aus allen Nachrichten, die man — auch durch einige Zeitungen, die Mr. Hywell beigelegt — erhalten, hervor, daß die Belagerung Sebaſtopols ſich in die Länge ziehe, daß die türkiſchen Heere in Kleinaſien zurückgedrängt worden und daß alſo für die nächſten Monate jede Möglichkeit, etwas Bedeutendes gegen die Ruſſen in Georgien ausführen zu können, verſchwunden ſei. Deshalb erſchien

es als vernünftig und zweckmäßig, das kleine Häuflein der Zurückgebliebenen nicht durch Unthätigkeit und Entbehrungen zu demoraliſiren, ſondern diejenigen, die ſich George und Alia anſchließen wollten, dem türkiſchen Heere oder den Verbündeten zuzuführen, ſie dort zu tüchtigen Soldaten auszubilden und aus ihnen einen Kern zu ſchaffen, mit welchem man, wenn die Verhältniſſe ſich günſtiger geſtaltet, nach Georgien zurückkehren könne. Dieſe letztere Hoffnung, die Wiedenburg immer wieder hervorhob, wenn er ſie auch nicht mit ſolcher Sicherheit hegte, wie er ſie ausſprach, war es hauptſächlich, die George endlich beſtimmte, nachzugeben und ſich dem Vorſchlage Wiedenburg's zu fügen.

„Und Daniel?" ſagte er dann mit gepreßter Stimme. Während des ganzen Geſprächs war von dem „Könige von Garika" nicht die Rede geweſen, da man ſeine Perſon und ſeine Meinung für vollkommen gleichgültig hielt.

„Nun, Ihr Bruder wird thun, was alle thun", ſagte Wiedenburg. „Er iſt nicht ſchlimmer daran wie alle Andern. Er trägt die Folgen eines verfehlten Unternehmens, zu dem er den erſten Anſtoß gegeben, und hat dieſelben Hoffnungen für die Zukunft. Soweit ich ihn kenne, iſt er ſehr verſtimmt über den Ausgang. Aber wer kann gegen den Wechſel des Kriegsglücks?"

„Der Gedanke, daß ich doch eigentlich die Urſache dieſer Erhebung war, daß ich ihn in dieſen Kampf hineingeriſſen, drückt mich nieder, es iſt mir der ſchmerzlichſte von allen!“ ſagte George düſter. „Ich habe ſein Glück zerſtört. Wenn es auch in nichts weiter beſtand als in glänzendem Elend, in erbärmlicher Abhängigkeit von Rußland, ſo war es doch immer ſein Glück. Alles, Alles könnte ich leicht vergeſſen, mein eigenes Unglück würde mich nicht rühren, wäre Daniel nicht und die Andern, die mir gefolgt ſind!“

„Aber ſeien Sie doch nicht härter gegen ſich ſelbſt, als Ihr bitterſter Feind es ſein könnte!“ rief Wiedenburg. „Wer von dieſen Garikanern ohne Waffen nach ſeiner Heimat zurückkehrt, dem wird verziehen. Und Daniel, nun, er mag dafür büßen, daß er das Banner gegen Rußland erhob, nur weil Eiferſucht ihn ſtachelte. Sie hatten edlere Beweggründe, Sie kämpften nur für die Unabhängigkeit Ihres Vaterlandes; bei Daniel ſpielten weniger reine Gründe mit. Er wird irgendwo in der Türkei eine Stellung finden, wenn er es nicht vorzieht, pater peccavi zu ſagen, alle Schuld auf Sie zu ſchieben und ſich den Ruſſen zu Füßen zu legen.“

Es trat eine Pauſe ein, die peinlich war wie der Gegenſtand, der ſo eben berührt worden.

„Wir müſſen ſchnell handeln“, ſagte Wiedenburg.

dann. „Alia mag einige Boten nach der Straße von Kutais ſchicken, die uns davon benachrichtigen ſollen, ob Mr. Hywell ſich nähert. Inzwiſchen müſſen diejenigen, die uns folgen wollen, ſich erklären. Sprechen Sie mit Daniel, George. Mir perſönlich würde es lieb ſein, wenn er zurückbliebe. Wo iſt er denn?"

„Er ſchläft wahrſcheinlich, wie gewöhnlich, in ſeiner Hütte", antwortete Alia Waſſi. „In den letzten Tagen hat er zuweilen Ausflüge gemacht, ich weiß nicht wohin. Ich vermuthe faſt — doch, es iſt beſſer, ich vermuthe nichts. Sprich mit ihm, George!"

Die Qual, welche dieſe Aufforderung dem jungen Mann verurſachte, zeigte ſich deutlich auf ſeinen Zügen. Er ſchien etwas erwidern, vielleicht Alia oder Wiedenburg bitten zu wollen, daß dieſe ſtatt ſeiner mit Daniel ſprächen. Dann aber mochte er fühlen, daß ſich dies nicht zieme. Er ſeufzte, drückte Alia, Wiedenburg und Johnny, deſſen Geſicht freudiger leuchtete, die Hand und ging in das Dorf.

In der beſten Hütte, die aber freilich auch nur eine Hütte war, hatte der König von Garika ſeine Wohnung genommen. Gewöhnt an Bequemlichkeit, konnte er ſie auch hier, ſoweit es möglich war, nicht entbehren. Was an Decken und Hausgeräth nur irgend anderswo aufzufinden war, hatte er hierher bringen laſſen, und ſelten

fehlte es ihm an Wein und Lebensmitteln, denn die Garikaner, an Unterwürfigkeit gewöhnt, gaben oft an Daniel, was George mit ihnen getheilt.

Daniel lag in Decken eingehüllt und las einen französischen Roman, den er noch von Garika her mit sich genommen und der eben kein Sittenspiegel war. Als George eintrat, blickte er unwillig auf und sein Gesicht wurde noch finsterer, als er George erkannte.

„Ich wollte nicht gestört sein!“ sagte er. „Was führt Dich zu mir?“

George blieb mitten im Zimmer stehen und betrachtete ihn mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes. Das also war sein Bruder, nach dem er sich so heiß gesehnt, von dem er soviel gehofft, dessen Glück er hatte begründen wollen und dessen Unglück er herbeigeführt! Selten mochten zwei ungleichere Brüder unter einem und demselben Mutterherzen geruht haben. George wußte es, fühlte es. Er würde seinem Bruder offen seine Verachtung gezeigt haben, hätte nicht der Glaube, daß er mit zu dem Unglück desselben beigetragen, jedes bittere Gefühl, das er gegen ihn empfand, gemildert, und ihn seiner Ansicht nach verpflichtet, alle Härte desselben zu ertragen.

„Daniel“, sagte er, „ich bin mit Alia dahin übereingekommen, daß es gut sein würde, Gimneti zu verlassen. Unsere Anwesenheit hier und überhaupt in die-

ſem Lande iſt nutzlos und gefährlich. Mr. Hywell hat mir das Anerbieten gemacht, dafür ſorgen zu wollen, daß ein engliſches Schiff uns und alle, die uns begleiten wollen, aufnehme und nach der türkiſchen Küſte oder der Krim führe. Biſt Du damit einverſtanden, daß wir nach der Küſte ziehen und dort das Schiff erwarten?"

Offenbar kam dieſe Nachricht für Daniel unerwartet. Er blickte George groß und unruhig an.

„Wann ſoll das geſchehen?" fragte er.

„Vielleicht oder wahrſcheinlich morgen ſchon", antwortete George. „Wir wollen es den Garikanern mittheilen."

„Und Du denkſt, ich würde Euch begleiten?" rief Daniel, ſeine Decken wegwerfend und aufſpringend.

„Ich hoffe es, weil ich keinen Ort weiß, an dem Du ſicher ſein würdeſt in dieſem Lande", ſagte George.

Daniel hatte eine ſchnelle Antwort auf den Lippen, aber er unterdrückte ſie, ging einige Minuten im Zimmer auf und ab und blieb dann mit zornfunkelnden Augen vor George ſtehen.

„Du haſt mich um Alles gebracht, Du Hund!" rief er. „Durch Dich bin ich zum Bettler geworden!"

George's Auge blitzte auf bei dieſer rohen Anklage, aber er bezwang ſich ſogleich.

„Ich weiß, Daniel", ſagte er, „daß ich an Vielem, wenn auch nicht an Allem ſchuld bin. Vergiß nicht, daß Dich Dein Zorn gegen Michael Brazow und den Major zu demſelben Schritte antrieb, zu welchem Alia und ich Dich bewegen wollten. Meine Abſicht war gut, und ich glaube, es ziemt uns, die würdigen Söhne eines Vaters zu ſein, der gleiches Unglück erduldet. Wir wagten viel und haben viel verloren. Wir müſſen als Männer tragen, was nicht zu ändern iſt, und auf eine baldige beſſere Zukunft hoffen."

„Was haſt denn Du gewagt und verloren?" rief Daniel höhniſch. „Ein Abenteurer, der nichts zu verlieren hatte, biſt Du in dieſes Land gekommen, um mich zum Aufſtand zu reizen und die Früchte des Siegs zu ernten. Aber ich — ich bin ein Bettler — durch Dich! Vermögen und Land habe ich verloren, Sophia verſcherzt, um eines Abenteurers willen, der es für gut fand, ſich für meinen Bruder auszugeben, was ihm glauben mag, wer Luſt hat!"

„Daniel!" rief George, mit gewaltiger Anſtrengung ſeinen Zorn bekämpfend. „Das Blut unſerer Aeltern fließt in meinen Adern und duldet keine Schmach, komme ſie, von wem ſie wolle. Zu jeder andern Zeit und an jedem andern Orte würde ich Rechenſchaft von Dir fordern, aber jetzt ſind wir beide im Unglück, und es

ſcheint mir würdiger, es gemeinſam mit Selbſtüberwindung zu ertragen, als uns gegenſeitig zu beſchuldigen. Daß Du Sophia meinetwegen verſcherzt, kannſt Du wohl nicht im Ernſt ſagen. Die heimliche Geliebte eines Ombrazowitſch konnte doch nimmer die Gattin eines Garika werden!"

„Ihr hetztet mich damals auf, Du und Alia!" rief Daniel, ermuthigt durch die äußere Ruhe und die ſchmerzliche Niedergeſchlagenheit George's. „Ich hätte reiflicher prüfen, mich nicht ſo leicht fortreißen laſſen ſollen. Sophia wollte wahrſcheinlich dem Major ſagen, daß ſie mich ihm vorziehe, daß er ſeine Bewerbung aufgeben müſſe —"

„O Daniel", unterbrach ihn George, „täuſche Dich nicht ſelbſt, wie Du mich täuſchen willſt. Ich bin in Dari Zeuge von der Kälte und Gleichgültigkeit geweſen, mit welcher Sophia Brazow Dich behandelte. Wen ſie liebt, weiß ich nicht, aber daß Du es nicht biſt, das weiß ich. Sprich nicht davon! Du liebſt ſie leider immer noch, und das entſchuldigt Deine Bitterkeit."

Es hieß bei dem eiteln Daniel Oel ins Feuer gießen, wenn man daran zweifelte, daß er unwiderſtehlich ſei.

„Was verſtehſt Du davon, Knabe?" rief er höhniſch. „Was weißt Du, was zwiſchen mir und Sophia

vorgegangen! Sie war gereizt — durch meine Thorheit! Statt mit ihr glücklich zu ſein, begann ich einen Kampf, der mich auf immer von ihr trennen mußte. Ja, durch dieſen thörichten Kampf bin ich um Glück und Liebe betrogen worden! Was haſt Du eingeſetzt bei dieſem unglücklichen Spiel? Nichts als ein Abenteurerleben, eine erbärmliche Exiſtenz. Ich opfere Alles!"

„Ich weiß nicht, warum ich mehr Abenteurer bin als Du", antwortete George düſter. „Ich bin, was Du biſt, der Sohn meines Vaters. Unſere Schickſale ſind verſchieden geweſen, das iſt Alles! Wehe dem, der mich deſſen anklagen wollte, was man gewöhnlich unter Abenteurergeſinnung verſteht! Du haſt das Gnadenbrod Rußlands, ich habe das Brod eines freien engliſchen Mannes gegeſſen; mein Leben iſt rein und unbefleckt. Ich würde Dich mit dieſer meiner eigenen Hand niederſtoßen, wenn Du es wagteſt, die Reinheit meines Lebens und meiner Grundſätze in Frage zu ſtellen. Hier nimmt die Achtung, die ich dem ältern Bruder zolle, die Rückſicht, die ich dem Unglücklichen ſchenke, ein Ende. Kein Wort mehr davon! Ich kam mit den reinſten Abſichten hierher — Gott weiß es! Ich bin unterlegen, ich muß dieſes Land für jetzt verlaſſen. Willſt Du mich begleiten?"

Gebändigt durch die düſtere Entſchloſſenheit, die aus

George's Augen leuchtete, blickte Daniel den Bruder ſcheu, düſter und gehäſſig an, wie der Wolf den Mann anblickt, deſſen eiſerne Fauſt ihn niederhält.

„Ich werde mir's überlegen", antwortete er. „Türkiſcher, engliſcher oder franzöſiſcher Soldat, im beſten Falle Offizier zu ſein, iſt keine beneidenswerthe Ausſicht für einen Fürſten von Garika. Vielleicht finde ich noch andere Hülfsmittel. Noch ſtehen mir ja die Berge offen. Möglich, daß ich zu Schamyl gehe."

„Zu ihm, an den wir uns in unſerer Noth gewandt und der uns mit feiger Trägheit geantwortet?" rief George, und diesmal blitzten ſeine Augen im wildeſten Grimme auf. „Nimmermehr zu ihm! Er trägt die Schuld, daß dieſer Kampf ſo unglücklich geendet. Er, von dem ich Alles hoffte, denkt nur an ſich, überſieht in hochmüthiger Selbſtgenügſamkeit das Nächſte und Beſte, das einzig Rettende! Weshalb verband er ſich nicht mit uns, weshalb ſchickte er uns nicht einige Tauſende ſeiner Reiter? Mit vereinter Macht hätten wir die Reihen der Ruſſen durchbrochen, den Türken die Hand gereicht -- Georgien wäre frei! Aber es ſchmeichelt dieſem hochmüthigen und verblendeten Führer, allein in ſeinen ſichern Bergen gegen die Ruſſen zu kämpfen. Er fürchtet in ſeiner neidiſchen Schwäche das Bündniß mit Andern, weil er vorausſieht, daß er dann nicht mehr der Erſte und Ein-

zige ſein würde. In ſeiner kurzſichtigen Abgeſchloſſenheit verſäumt er es, ſich Genoſſen zu ſuchen, Freunde zu erwerben, und ſein Loos wird das unſere ſein. Auch er wird den Ruſſen zum Opfer fallen. Denn wenn auch mächtiger als wir, iſt er dennoch zu ſchwach, einem Feinde zu widerſtehen, der über mehr Tauſende gebietet, als er über Hunderte. Nichts ſiegt in der Welt, wenn nur die Selbſtſucht Triebfeder iſt. Schamyl kämpft gegen die Ruſſen, nicht weil er in ihrer Herrſchaft das Ende der Freiheit und Unabhängigkeit ſeines Landes ſieht, ſondern weil er ſelbſt Fürſt und Herrſcher, Despot ſein will, weil ſie ihm einige Wieſengründe raubten, auf denen ſeine Pferde und Kühe weiden. Er hat kein Herz für das Edle, Große und Menſchliche. Er kämpft, wie der Panther gegen den Tiger kämpft, und er wird unterliegen, da er nicht mächtig genug iſt. Er vertheidigt nicht den goldenen Hort der Freiheit, die alle Menſchen gleichen Stammes als Brüder befreien und beglücken möchte, ſondern nur einige Bergſpitzen. Deshalb iſt auch ſein Ende nahe. Schlau mag er ſein, aber kurzſichtig iſt er dennoch, wenn er nicht begreift, daß einem Gegner wie dem Czaren nur ein Volk widerſtehen kann, das in ſich das Gefühl gleicher Abſtammung und den heiligen Gedanken der Freiheit trägt. Schamyl kümmert ſich nicht um diejenigen, die in Georgien, Mingrelien, Suanien

und in allen dieſen ſchönen Ländern des Kaukaſus nach Freiheit und Unabhängigkeit ſchmachten. Er ruft ihnen das bittere Wort des Selbſtſüchtigen zu: Helft Euch ſelbſt! Ja, er wäre vielleicht willens, ſich zum Despoten der jungen Freiheit zu machen, wenn ſie hier aufblühte. Auch er wird alſo fallen, auch ſein Hülferuf wird keinen Widerhall finden, wenn er ihn einſt ertönen läßt! Fluch ihm und ſeinem kalten Herzen!"*)

Halb verwundert, halb mißtrauiſch und gewiß ohne das ganze Verſtändniß deſſen, was er hörte, blickte Daniel in das geröthete, vor Schmerz und Zorn glühende

*) Die düſtere, von dem nicht ungerechten Ingrimm getäuſchter Hoffnung eingegebene Prophezeiung George's iſt nur zu bald in Erfüllung gegangen. Nachdem Schamyl in de Jahren 1857 und 1858 immer mehr in das Innere der Berge zurückgedrängt worden und viele ſeiner bisherigen Anhänger, unter ihnen ſogar Daniel-Bey, von ihm abgefallen, ſein Sohn Djemmal-Eddin, wie man ſagt, an Melancholie und Sehnſucht nach ſeinen frühern ruſſiſchen Gefährten geſtorben, wurde der Imam im September 1859 durch die Truppen des Generals Bariatinsky auf dem Plateau von Ghunib-Dagh, ſeiner letzten Zufluchtsſtätte, eingeſchloſſen. Die wenigen Streiter, die ihm treu geblieben, vermochten den faſt uneinnehmbaren Felſen nicht auf allen Punkten zu vertheidigen. Am 12. September erſtiegen die Ruſſen, durch Nebel begünſtigt, den Felſen, metzelten die Muriden, die ſich ihnen verzweifelt entgegenwarfen, nieder und richteten die eigenen Kanonen Schamyl's auf den Imam, der ſich auf die höchſte Spitze des Berges geflüchtet. Er ergab ſich mit ſeinen Söhnen und den letzten vierzig Getreuen. Jetzt lebt er in der ruſſiſchen Stadt Kaluga, die ihm zum Wohnſitz angewieſen worden.

Antlitz George's. Dann, als ob er mit ſich im Reinen ſei oder nichts mehr hören wolle, griff er nach ſeinem Buch. Für ihn war George, wenn auch kein Betrüger — denn im Grunde ſeines Herzens bezweifelte er nicht, daß George ſein Bruder ſei — doch ein thörichter Schwärmer. Er konnte Schamyl und die Ruſſen begreifen, aber nicht die Aufopferungsfähigkeit eines Mannes, der in allen Menſchen ſeine Brüder ſah und dem die gerechte Sache überall heilig war. Für Daniel gab es nur ein Recht des Stärkern, eine Ausbeute des Schwachen, ein glänzendes Leben im Genuß, gleichviel auf weſſen Koſten. Ein unangenehmer, höhniſch-verächtlicher Zug lauerte in ſeinen Mundwinkeln. Die Schwärmerei George's war ihm unverſtändlich, jedenfalls ein Zeichen kindiſcher Einfalt. Wozu anders waren ſolche Schwärmer da, als ſich ihrer zu entledigen?

„Alſo Du biſt damit einverſtanden, daß wir nach der Küſte ziehen?“ fragte George.

„Ich habe nichts dagegen, aber es wird mir freiſtehen, zu bleiben, wo ich Luſt habe“, antwortete Daniel.

„Aber wo willſt Du bleiben? Der Aufenthalt hier iſt gefährlich!“

„Laß das meine Sorge ſein! Du haſt Dich ſo lange nicht um mich gekümmert, und ich kann nicht ſagen,

daß es mir beſſer ergangen iſt, ſeit Du Dich meiner angenommen. Adieu!'

George verließ ihn, das Herz zerriſſen von Zorn, Scham und Schmerz. Das war der Bruder, den er ſo gern zum Könige eines freien und glücklichen Volkes erhoben, für den er mit Freuden ſein Leben gelaſſen hätte! Darum alſo hatte er das glückliche England verlaſſen, um hier von einem kalten, mißtrauiſchen Herzen zurückgeſtoßen zu werden! Ach, er hätte fliehen mögen, weit in die Einſamkeit, und das letzte Jahr ſeines Lebens vergeſſen! Aber er ſtand nicht allein! Dieſes traurige Jahr hatte das Schickſal Anderer an das ſeinige geknüpft. Nicht um ihn allein handelte es ſich mehr, wie früher. Er war auf die Bühne des öffentlichen Lebens getreten, wo ein Fehler zur Schuld, ein Unglück zum Verbrechen wird. Und glücklich war er noch zu preiſen, wenn es ihm gelang, wenigſtens das Wrack des Schiffes zu retten, deſſen Steuer er ſo verwegen in die Hand genommen!

Eine halbe Stunde ſpäter hatte das Signal ſämmtliche Garifaner auf die kleine Ebene vor Gimneti zuſammengerufen. Da ſtanden ſie, in ärmlichen, zerriſſenen Kleidern, mit abgehärmten Geſichtern, Bilder des Jammers, des Leidens und der Entbehrungen, ungefähr zweihundert an der Zahl. George kam aus ſeiner Hütte, begleitet von Wiedenburg, den Brüdern Waſſi und Johnny —

der Stab eines jungen unglücklichen Generals! Daniel war nirgends sichtbar.

Das Gesicht marmorblaß, das tiefliegende Auge starr, in jedem Zuge seines Gesichts den unnennbaren Schmerz des fühlenden Mannes, der auf seinen Schultern die entsetzliche Verantwortung für das Unglück Anderer trägt, so trat der junge Mann hin vor die kleine Schaar, neben ihn Alia mit dem Löwenbanner von Garika.

Er sprach zu den Männern. Mit einer Stimme, deren Zittern jeden Schlag seines blutenden Herzens widertönte, schilderte er, weshalb er im Frühling des vergangenen Jahres gekommen, was er gehofft, weshalb er mit seinem Bruder das Banner gegen Rußland erhoben. Mit den glühendsten Farben des Ideals entwarf er das Bild seiner Pläne, seiner Absichten für das Wohl des Volkes, des Glücks, das Garika unter einer freien und unabhängigen Regierung genossen haben würde, mit dem erschütternden Klange der Verzweiflung schilderte er das Scheitern seiner Hoffnungen, klagte er sich selbst an, mit bebender Stimme, Thränen im Auge, bat er um Verzeihung und betheuerte er die Reinheit seiner Absichten.

„Männer von Garika", so schloß er, „Gott schaut in mein Herz und weiß, daß ich sterben würde, freudig, ja glücklich, wenn ich das Geschehene ungeschehen machen

könnte. Ich hoffte zuverſichtlich auf den Sieg, und da mein eigenes Leben mir nichts galt, wenn ich es unſerm Vaterlande opfern konnte, ſo ſchlug ich auch das Leben Anderer gering an. Aber ſowie der glückliche Sieger die Leichen nicht zählt und Freudenklänge zum Preiſe derer ſchallen, die für das Vaterland geſtorben ſind, ſo ſteht der Beſiegte mit gebrochenem Herzen an den Leichenhügeln, die ſich vergebens aufhäuften. Männer von Garika, ich wollte Euer Beſtes; Gott war mir nicht günſtig, noch ſoll Garika nicht frei ſein. Unſer Kampf iſt beendet, für jetzt! Nicht für immer, das hoffe ich, denn leicht können die Würfel des Kriegsglücks zu Gunſten unſerer Verbündeten fallen, und wir kehren ſiegreich hierher zurück. Ich hoffe es, ja, ich weiß es. Aber jetzt zwingen uns Noth und Klugheit, einen Boden zu verlaſſen, auf dem unſere Feinde Sieger ſind. Der Beſchluß iſt gefaßt worden, nach der Küſte zu ziehen und von dort auf einem fränkiſchen Schiff die Türken oder Franken zu erreichen. Aber Niemand ſoll gezwungen ſein, uns auf dieſem traurigen Wege zu begleiten. Ihr wißt, daß die Ruſſen allen denen ſtillſchweigend Verzeihung gewähren, die ohne Waffen in ihre Heimat zurückkehren, ich habe es Euch nie verhehlt. Ob die Ruſſen ihr Wort halten, kann ich nicht verbürgen, aber ich glaube es, da ihnen daran liegt, dem Lande ſeine Bewohner zu erhalten. Nie-

mand von Euch braucht alſo Bedenken zu tragen, nach Garika zurückzukehren. Niemand kann der Feigheit beſchuldigt werden, wenn er es thut. Ihr habt tapfer gekämpft und Niemand kann Euch ſagen, Ihr wäret Eurer Fahne untreu geworden. So entlaſſe ich Euch denn in meinem und meines Bruders Daniel Namen und entbinde Euch Eurer Pflicht. Für diejenigen, die mich begleiten wollen, werde ich treulich Sorge tragen, wie ich es bisher gethan. Denen, die zu ihren Aeltern, Frauen, Brüdern und Kindern zurückkehren, werde ich ein dankbares und innig treues Gedachtniß bewahren bis zum glücklichen Wiederſehen oder bis zum letzten Augenblick meines Lebens. Ich danke Euch von Herzen. Das Glück war uns nicht günſtig, aber Georgien weiß, daß es Männer beſitzt, die für ihr Vaterland ſterben können, und das Blut der Tapfern wird nicht vergebens gefloſſen ſein, da ihm die Saat einer beſſern Zukunft entſprießt. So entſcheidet Euch denn, Ihr, die Ihr zurückkehren wollt, begleitet von meines Herzens tiefſtem Dank und ſeinen heißeſten Wünſchen, und Ihr, die Ihr ferner mein Geſchick theilen wollt; denn ich werde fortfahren, in den Reihen der Gegner Rußlands gegen diejenigen zu kämpfen, die meinen Ahnen ihre Krone genommen haben. Das Löwenbanner von Garika, ſo herrlich entfaltet, kehrt wieder zurück in die Nacht der Verborgenheit. Alia wird

es treu bewahren, bis es in ſeinem goldenen Glanze neu aufleuchtet wie die Sonne, neu auferſteht wie der Keim aus dem Saatkorn, das in die Erde verſenkt worden. Noch einmal ſteige nieder in die Nacht, Banner von Garika! Wenn du wieder ſtrahlſt, ſtrahle für immer! Lebe wohl, Siegeszeichen meiner Väter!"

Und mit brechender Stimme ergriff er das goldigrothe Banner und drückte es an Bruſt und Lippen, ſeine Thränen nicht mehr zurückhaltend und laut ſchluchzend. Ein einziger wilder Schmerzensſchrei rang ſich aus der Bruſt der zweihundert Männer. Weinend, viele mit gellendem Geſchrei, mit maßloſem Jammer, ſtürzten ſie ſich auf das Banner, um es zu küſſen, und zu den Füßen George's, um ſein Kleid mit ihren Lippen zu berühren. Wiedenburg war tief bewegt, Johnny machte ein bitterböſes Geſicht, unter welchem er ſeine Rührung verbarg, und über die gefurchten Wangen Alia's und David's rollten große ſchwere Thränen. Dann aber nahm der alte Alia das Banner, hob es hoch in die Luft und ließ es flattern im Winde, glänzen im Sonnenſchein.

„Hoch Garika!" rief er. „Treue unſern alten Königen von Garika! Tod den Ruſſen!"

Und während die Felswände das Echo widerhallten, ſenkte Alia das Banner, trennte es von der Stange, rollte es zuſammen und verbarg es auf ſeiner Bruſt.

Eine düstere, verzweifelte Niedergeschlagenheit ergriff die ganze Schaar. George trat zu Einzelnen und tröstete sie. Dann aber, nicht mehr fähig, so große und so schmerzliche Aufregung würdig vor den Augen der Krieger zu ertragen, kehrte er mit Wiedenburg in seine Hütte zurück.

Eine Stunde darauf hatten sich die Garikaner in zwei Gruppen gesondert. Die eine Hälfte, ungefähr hundert, wollte ohne ihre Waffen nach Garika zurückkehren. Es waren meist solche, die dort Verwandte zurückgelassen hatten. Die andere Hälfte, von gleicher Anzahl, meist aus jungen Männern bestehend, wollte bei George ausharren.

Dieser hatte inzwischen mit Alia und David den Weg verabredet, den sie nehmen wollten, um Mr. Hywell treffen und zugleich den Zusammenstoß mit einem russischen Detachement vermeiden zu können. Denn jetzt wäre jedes Blutvergießen unnütz und thöricht gewesen. Im Gegentheil, jetzt handelte es sich darum, dem künftigen Kampfe möglichst viele Arme und Herzen zu erhalten. Man kam überein, Mr. Hywell benachrichtigen zu lassen, daß sie ihm unterhalb Kutais, auf dem Wege zwischen Kutais und Sfanawardo, begegnen und dann das Weitere verabreden wollten.

Auf jeden Fall hatten die Vorgänge dieses Tages, indem sie der aufreibenden Ungewißheit des Lagers von

Gimneti ein Ende machten und an die Stelle des trägen Abwartens einen bestimmten Entschluß setzten, ein frischeres Leben bei allen hervorgerufen. In jedem Entschluß, auch wenn er noch so schmerzlich ist, liegt eine gewisse Heilkraft. George's Züge trugen zum ersten Male wieder den Ausdruck der Entschiedenheit. Alia und David, die jetzt die Erde verlassen sollten, auf der sie seit mehr als sechzig Jahren gelebt, waren vielleicht die Einzigen, die jede andere Entscheidung vorgezogen hätten; aber auch sie fügten sich der unerbittlichen Nothwendigkeit. Von Daniel sah man nichts. Man hörte, daß er mit einigen Garikanern, den einzigen liederlichen Burschen, die sich in der Schaar befanden und die er zu einer Art Leibgarde gewählt, Gimneti verlassen habe. Es unterlag kaum einem Zweifel, daß er nicht mehr zurückkehren werde. George vermuthete, er habe sich zu einem der unabhängigen Fürsten von Suanien begeben, um dort die nächste Zukunft abzuwarten. Alia, Johnny und Wiedenburg drängten zum schnellen Verlassen von Gimneti. Der Aufbruch sollte in aller Frühe am kommenden Morgen erfolgen.

Dieser Morgen kam, und auf schmalen Felswegen verließ die kleine Schaar den schützenden Felsenhorst. Noch eine traurige Scene stand den Flüchtlingen bevor, der Abschied von den Hundert, die nach Garika zurück-

kehren wollten und die ſich am Fuß des Berges von ihren Genoſſen trennten. Noch einmal mußte George ſeine ganze Selbſtbeherrſchung aufbieten, um nicht in allzu unwürdigem, wenn auch begreiflichem Schmerz zu vergehen. Jedem einzelnen von den Scheidenden reichte er die Hand, bat ihn, tauſend Grüße nach Garika zu überbringen, die Zurückgebliebenen zu tröſten und ihnen eine baldige beſſere Zukunft zu verheißen. Endlich war auch dieſer letzte Kelch geleert. Die Flüchtlinge wandten dem Vaterlande den Rücken, das Antlitz gen Weſten. Das bittere Brod der Verbannung erwartete die Scheidenden. Sollte einer von ihnen jemals Garika wiederſehen?

Wiedenburg, wohl vertraut mit dem Weſen George's, lenkte das Geſpräch auf die Zukunft, auf das, was George nun thun müſſe, und in der That gelang es ihm bald, das empfängliche Herz George's mit den Bildern neuer Thätigkeit zu beleben. Der junge Führer ergriff den Gedanken, im engliſchen oder franzöſiſchen Heere eine eigene garikaniſche Compagnie zu bilden, dort ſeine Truppen zu vervollkommnen, jeden Einzelnen zu einem tüchtigen Soldaten auszubilden, mit Feuereifer. Noch zweifelte er nicht daran, daß dieſer Krieg mit der Niederlage und dann nothwendigerweiſe mit der Zerſtückelung Rußlands enden müſſe. Und hatte er ſich dann

nicht durch dieſen Kampf, der jetzt hinter ihm lag, ein Anrecht darauf erworben, wieder in Garika zu erſcheinen? Ja, nutzlos war dieſer Kampf doch nicht geweſen. Er hatte auf jeden Fall den Boden für die Saat der Zukunft gelockert, in den Garikanern die Liebe zum Vaterlande wieder wach gerufen, ſie mit neuen blutigen Banden an ihr altes Königshaus geknüpft. Wenn George jetzt wieder den Boden von Garika betrat, ſo erſchien er nicht als ein Fremder. Tauſende mußten ihm dann jubelnd entgegeneilen, als alte Gefährten, als Waffenbrüder! Das waren die tröſtenden Bilder, die Edmund Wiedenburg mit dem richtigen Gefühl wahrer Theilnahme und mit der richtigen Erkenntniß von dem beweglichen Gemüth George's in ihm hervorzurufen wußte. George hoffte wieder. Noch war er ja jung, noch lag die Welt offen vor ihm, noch boten ſich ſeinem Geiſte tauſend Möglichkeiten des Glücks! Und dann, plötzlich die Abſicht erkennend, in welcher Wiedenburg ihm dieſe Bilder vor die Seele gerufen, ſtreckte er ihm die Hand entgegen und rief:

„Ach, Wiedenburg, Sie ſind ein wahrer Freund! Sie lehren mich wieder hoffen, und hoffen heißt leben!“

Und faſt von Stunde zu Stunde wuchs ſein Muth und kehrte ihm die Freudigkeit des Lebens zurück. Zuweilen freilich flog es über ſein Geſicht wie Schatten

des Todes. Aber wer ſie bemerkte, mußte ſie für Schatten der fliehenden Vergangenheit halten, nicht für die Vorboten der Zukunft. Die rettende Küſte lag ja ſo nahe!

Es war um die zehnte Stunde am Morgen des folgenden Tages, als die Kundſchafter Alia's die Nachricht brachten, daß Mr. Hywell ganz in der Nähe ſei. Die kleine Schaar George's hatte ſich bis jetzt auf Nebenwegen, längs der großen Landſtraße, unbemerkt nach Weſten vorwärts bewegt, meiſt dem Rion-Fluſſe mit ſeinen wunderherrlichen Wäldern, denen der Winter nur einen Theil ihres Schmucks zu rauben vermocht, folgend. Jetzt wurde ein Halt beſchloſſen. Die Schaar ſollte ſich unter Alia's Obhut an einem verſteckten Orte lagern; George, Wiedenburg und Johnny ſollten ſich zu Mr. Hywell begeben und dieſen dann zu einem Punkte abſeits von der Landſtraße führen, an welchem man unbemerkt und ungeſtört einige Stunden zubringen und die nöthigen Anordnungen treffen könne.

Die drei Männer hielten auf ihren Pferden — ſie hatten ſie erſt am vergangenen Tage in einem Dorfe gekauft — auf einem Hügel, von welchem aus ſie die Landſtraße weithin überblicken konnten. Die Sonne ſchien warm hier in den Thälern und bereits begannen die

Wieſen ſich mit friſcherem Grün zu ſchmücken. Heiter lag der blaue Himmel über der märzlichen Landſchaft; die klare Luft geſtattete den Blick bis in weite Ferne. Erwartungsvoll hatten die drei Männer das Auge nach Oſten gerichtet. Wohl war es ein bedeutungsvolles Wiederſehen, das ſie erwartete!

„Da ſind ſie!“ rief Johnny. Das Auge des Seemanns hatte zuerſt eine Gruppe von Reitern erkannt, die ſich auf der Straße von Kutais her näherte, aber auch bald wieder hinter Krümmungen des Wegs und Baumgruppen verſchwand. Schweigend hielten die Drei auf der Höhe. Es galt zu erkennen, ob man ſich nicht geirrt habe. Aber jetzt tauchten die Reiter ganz in der Nähe aus einem Hohlwege auf. Sie waren es, Mr. Hywell und Mary mit ihren Dienern und Dienerinnen!

Alsbald ſtieß Johnny ein ſchallendes Hurrah aus und trieb ſein Roß mit Lebensgefahr den ſteilen Hügel hinunter. Wenige Minuten ſpäter lag George ſchluchzend in den Armen ſeines Pflegevaters und Wiedenburg ſtand vor Mary.

So ſah er es wieder, das holdſelige Antlitz, das kaum noch die Spuren der Leiden und Entbehrungen trug und jetzt von einer ſanften Röthe übergoſſen war. Wie war es denn? Hatte Wiedenburg recht geſehen?

Lag nicht etwas ſo ganz Eigenthümliches in dieſem Erröthen, in der Bewegung, mit der ſie ihm ſo freudig und dann über ihre Freude faſt erſchreckend die Hand entgegen hielt? Etwas wie ein Rauſch ergriff den jungen Mann. Nur langſam, abgebrochen ſagte er einige Worte, während George noch immer an dem väterlichen Herzen Mr. Hywell's ruhte und in ſeinem Schluchzen beſſer als in der beredteſten Sprache der Welt Alles ſchilderte, was ihn bei dieſem Wiederſehen ergreifen mußte. Und auch Mary wußte nur wenige und faſt zuſammenhangsloſe Worte zu ſagen. Es war ein Wiederſehen, ganz verſchieden von den frühern. Zum erſten Male hatten Mary's Augen etwas von dem verrathen, was ihr Herz in ſeinen geheimſten Tiefen verbarg, zum erſten Male ſtieg in Wiedenburg der Gedanke an die Möglichkeit eines Glücks auf, das er bis dahin nur als einen Traum betrachtet. Aber nein! Wie leicht konnte er ſich irren! Daß Mary ihn achtete und ehrte, das wußte er ja längſt! Was war dies alſo anders als ein freundſchaftliches Wiederſehen? Leuchtete Mary's Auge nicht viel inniger, lächelte ihr Mund nicht viel freundlicher, als ſie George ihre Hand zum Gruß reichte? Und doch, lag nicht gerade in der offenen, herzlichen Unbefangenheit dieſes Grußes etwas, das rein ſchweſterlich war? Wiedenburg empfand es, wie viel Hoffnungen

und Zweifel ein Menſchenherz in einer einzigen Minute ergreifen können!

Wie herzlich empfing der alte Herr ſeinen jungen Freund Wiedenburg! Er drückte ihn an ſeine Bruſt gleich George, wie einen Sohn, ja, er nannte ihn ſeinen Sohn, ſeinen lieben, braven Jungen. In dieſem Moment begriff Wiedenburg, daß er für immer einen feſten Platz in dem Herzen Hywell's erobert, einen Platz, der neben dem Mary's und George's war, daß er zur Familie gehöre, daß die letzte Schranke gefallen!

Aber die Stunde war ernſt. Sie mußte benutzt werden. Nachdem auch Johnny herzlich bewillkommnet worden, nicht wie ein Diener, ſondern wie ein Freund, lenkte Mr. Hywell das Geſpräch ſogleich auf die Lage der Dinge. Mit höchſter Freude vernahmen er und Mary den Entſchluß George's, das Land zu verlaſſen. Seinem zweiten Entſchluß, den Engländern oder Franzoſen ſeine Dienſte anzubieten, ſetzten ſie für jetzt keinen Widerſtand entgegen. Auf den Wunſch George's und Wiedenburg's verließen alle die Landſtraße und wandten ſich langſam der Gegend zu, in welcher Alia mit den letzten hundert Garikanern zurückgeblieben.

„Nun iſt Alles gut!“ ſagte Mr. Hywell. „Eine ſchwere Zeit liegt hinter uns. Aber was thut es? Die Sonne lacht und man vergißt Winter und Sturm! Du

haſt eine Schule der Erfahrung durchgemacht, George, eine blutige Schule. Sei zufrieden, die Erkenntniß nicht mit Deinem Leben bezahlt zu haben, und hoffe auf die Zukunft. Mein Rath, mein Beiſtand, meine Hülfe werden Dir niemals fehlen, und Du wirſt jetzt begreifen, daß Manches, das Du bisher nur für Zaghaftigkeit des Alters hielteſt, die richtigere Erkenntniß war, die man in einem langen Leben einſammelt. Das Nächſtliegende iſt jetzt unſere gemeinſame Abreiſe. Ich habe in Tiflis Erkundigungen eingezogen; die Engländer dort ſind gut von den Bewegungen unſerer Schiffe unterrichtet. Ende dieſer Woche wird ein engliſches Kriegsſchiff in der Nähe von Redut-Kaleh erſcheinen. Ich kenne die Männer, mit denen ſich der Kapitän in Verbindung ſetzen wird, und halte es für leicht, ſeine Einwilligung zu erlangen, uns und die Deinigen aufzunehmen und nach irgend einem ſichern Hafen zu führen. Es kann nicht ſchnell genug geſchehen. Noch befindeſt Du Dich in Feindes Land; erſt auf engliſchem Grund und Boden — ich meine auf einem engliſchen Schiffe — biſt Du ſicher. Begleitet Dich Daniel?"

George berichtete, daß Daniel an dem Tage verſchwunden ſei, an welchem man den Entſchluß gefaßt, Gimneti zu verlaſſen. Mr. Hywell hörte dieſe Nachricht mit verdüſterter Stirn.

„Nun, weshalb kam er nicht mit Dir?" ſagte er.

„Nicht, daß ich mich ſehnte, ihn wiederzuſehen — er iſt mir verhaßt. Aber wohin hat er ſich gewendet? Er iſt ein Verräther, George! Du mußt eilen, die Küſte und ein Schiff zu erreichen. Ich fürchte, Daniel geht mit dem Gedanken um, ſich Gnade durch Deine Vernichtung zu erkaufen!“

George wandte ſich ſchmerzlich bewegt ab und ſchüttelte den Kopf.

„Glaube es oder nicht — es iſt ſo!“ rief Mr. Hywell. „Ich werde Dir und Alia Waſſi die Abſchriften von Briefen vorlegen, die er nach Tiflis geſchrieben und die das Schlimmſte befürchten laſſen. Suche die Küſte ſo ſchnell als möglich auf geheimen Wegen zu erreichen. Wenn Daniel Dich nicht verdirbt, ſo danke es dem Himmel, aber nicht der Liebe Deines Bruders!“

Wiedenburg und Johnny wollten beiſtimmen, aber ſie unterließen es, da ſie ſahen, wie ſchmerzlich George von dieſem Gedanken erregt wurde. Man ſprach über politiſche und perſönliche Angelegenheiten. So erreichte die Geſellſchaft das kleine Lager Alia Waſſi's, dem Mr. Hywell herzlich und ſelbſt mit Achtung die Hand drückte und dem er durch George Dank für die Treue und Hingebung ſagen ließ, mit welcher er ſich der Sache George's angenommen. Alia fand es vollkommen gerechtfertigt, jetzt ſo ſchnell und ſo geheim als möglich nach der

Küſte zu ziehen, und ließ ſelbſt ein Wort davon fallen, daß er Verrath fürchte.

Als George darauf die Gruppe verließ, um mit Mary zu ſprechen, ſetzte Wiedenburg das Geſpräch mit Alia und Mr. Hywell fort. Der junge Deutſche, mit ſchneller Faſſungskraft begabt, hatte den faſt zehnmonatlichen Aufenthalt in den georgiſchen Landestheilen dazu benutzt, die Sprache zu erlernen, einmal, weil ihm Beſchäftigung ein Bedürfniß war, und dann, weil er glaubte, daß ihm dieſe Kenntniß ſpäter nützen könne. Denn der Reichthum des Landes an Producten mancherlei Art war ihm nicht verborgen geblieben und er hoffte ſpäter ergiebige Handelsverbindungen mit dieſem Lande, das ſchon im Alterthum wegen ſeiner Fruchtbarkeit berühmt geweſen war, anknüpfen zu können, namentlich wenn die ruſſiſche Abſperrung ein Ende genommen habe. So war er alſo im Stande, den Dolmetſcher zwiſchen Alia und Mr. Hywell zu machen.

Was der letztere über Daniel's Benehmen mittheilte, klang allerdings ſehr bedenklich. Der Engländer hatte durch einen ruſſiſchen Beamten, der über die Verrätherei des Prinzen Garika entrüſtet war, die Copien von Briefen erhalten, welche Daniel an einen vornehmen Ruſſen in Tiflis geſchrieben. In dem erſten dieſer Briefe hatte Daniel ſich als das Opfer eines Betrugs, einer

Intrigue hingeſtellt und die beſtimmte Verſicherung ausgeſprochen, daß George nicht ſein Bruder, ſondern ein Betrüger und zugleich mit Alia Waſſi die Seele des Aufſtandes ſei. Er hatte angefragt, unter welchen Bedingungen der Czar oder der Generalgouverneur ihm Verzeihung angedeihen laſſen wolle. Es war ihm geantwortet worden, mit einem Rebellen könne man nicht unterhandeln. Es bleibe ihm nichts übrig, als ſich nach Tiflis zu begeben und die Gnade des Generalgouverneurs oder deſſen Fürſprache beim Kaiſer anzuflehen. Dann habe er im beſten Falle lebenslängliche Verbannung nach Sibirien zu erwarten. In dem zweiten Briefe hatte Daniel bereits beſtimmte Vorſchläge gemacht, ſich erboten, Alia Waſſi und George in die Hände der Ruſſen zu liefern, und die Verſicherung gegeben, daß dieſe ſehr gefährliche Menſchen ſeien, die jeden Augenblick einen neuen Aufſtand hervorrufen könnten. Natürlich hatte er den Werth deſſen, was er thun wollte, in das günſtigſte Licht geſtellt. Es war ihm darauf geantwortet worden, man wiſſe recht gut, in welcher Bedrängniß die Aufrührer ſich befänden, und daß man dieſelben nur ſich ſelbſt zu überlaſſen brauche, um ſie aufzureiben. Doch ſehe man aus dem Anerbieten ſeine gute Abſicht und das werde ihm jedenfalls zum Vortheil gereichen. In einem dritten Briefe hatte Daniel jene Vorſchläge nebſt den

Mitteln, um zum Ziele zu gelangen, wiederholt und für die Vernichtung George's, Alia und David Waſſi's vollſtändige Verzeihung und die Wiedereinſetzung in ſeine Güter und Würden verlangt, hatte auch zu gleicher Zeit ein entſetzliches Bild von den Plänen und Entwürfen jener Aufrührer, von ihren Verbindungen mit dem Auslande, den Mitteln, die ihnen zu Gebote ſtänden, entworfen, genug, er hatte gezeigt, daß er ein ganz erbärmlicher, aber in der Schlechtigkeit ſchlauer Schurke ſei. Offenbar hatte die Noth den geringen Verſtand, den er beſaß, geſchärft. Welche Antwort man Daniel geſandt, wußte Mr. Hywell nicht, da er Tiflis inzwiſchen verlaſſen. Auf jeden Fall aber war es verdächtig, daß Daniel ſich von der Schaar getrennt. Es ließ ſich annehmen, daß er ſeinen Plan nicht aufgegeben. Entkamen George und die beiden Waſſi glücklich auf ein engliſches Schiff, ſo hatte Daniel nichts, womit er ſeine Verzeihung erkaufen konnte. Alia wurde ſehr ernſt, als dieſer Gegenſtand zur Sprache kam, und trieb zur größten Eile. Ihm wie Mr. Hywell und Wiedenburg war es einleuchtend, daß Daniel ſich ſeine Verzeihung nur mit dem Opfer ſeines Bruders erkaufen könne. Nur ſchnelle Flucht und die ſichere Schutzwehr eines fremden Schiffes konnten retten.

Während dieſe drei Männer das Schickſal George's

in ſo eifriger und beſorgter Weiſe beſprachen, plauderte George ſelbſt glückſelig lächelnd mit Mary, ſchalt auf Schamyl, deſſen Namen er nicht hören konnte, und ſchilderte ſeine Pläne für die Zukunft. Er machte in ſeiner Aufrichtigkeit kein Hehl daraus, daß es Wiedenburg geweſen, der dieſe Hoffnungen in ihm wieder erweckt, ſodaß es für Mary leicht war, das vorſichtige, ſanfte und theilnehmende Wirken des jungen Deutſchen zu erkennen. Schon ſah der lebhafte Jüngling es wieder als eine Thatſache an, daß er binnen wenigen Monaten vereint mit dem türkiſchen oder franzöſiſch-engliſchen Heere nach Georgien zurückkehren und daß man ihn jubelnd als Sieger und Befreier empfangen werde. Mary lauſchte dieſen Schilderungen, die vielleicht um ſo glühender waren, je mehr ſie den Schmerz um die geſcheiterten Hoffnungen der Vergangenheit verbergen ſollten, mit ſanfter Theilnahme. Das erregte Weſen George's fiel ihr auf, aber ſie fand es erklärlich. Mit feinem weiblichen Gefühl errieth ſie Alles, was in ſeinem Innern vorging, ja, zum erſten Male errieth ſie heute vielleicht mehr, als ſie bis jetzt geahnt. Dieſes Leuchten in George's Augen, dieſer heiße, fieberiſche Druck, mit welchem er zuweilen ihre Hand erfaßte, deuteten ſie nicht auf mehr als brüderliche Liebe? Und wurde deshalb ihre Miene ſo ernſt, neigte ſie deshalb den Kopf ſo ſchwermüthig? Selbſt

George fiel es auf, und er fragte ſie nach dem Grunde.

„Ich glaubte, George, Sie würden mit uns nach England zurückkehren“, ſagte Mary. „Aber ich ſehe wohl, Sie ſind ein wilder, thatendurſtiger Menſch geworden, dem es in unſerer ſtillen Heimat nicht mehr behagt. Nun, Sie wiſſen, daß meine heißen Segenswünſche Sie überall begleiten werden. Sie ſind ein öffentlicher Charakter geworden; man wird ſich überall von Ihren Kämpfen erzählen. Ich fühle, daß in einer ſolchen Oeffentlichkeit eine Verpflichtung liegt, auf dem Wege, den man einmal eingeſchlagen, fortzuſchreiten. Sie haben Ihr Loos gewählt! Mag es glücklich ſein!“

„O nein, Mary, nicht in dem, was Sie erwähnen, liegt eine Verpflichtung für mich“, antwortete George. „Die Verpflichtung liegt in den Opfern, die mir gebracht worden ſind, in den Opfern an Leben und Gut. Die Garikaner dürfen niemals von mir glauben, daß ich als ein thörichter Knabe gekommen ſei, um leichte Lorbeeren auf ihre Koſten zu ernten, und daß ich ihre und meine Niederlage in der Vergeſſenheit und Stille eines ruhigen Lebens vergraben werde. Die Todten von Garika, die Tapfern, die in den Wäldern von Georgien für mich gefallen, ſie rufen mich immer und immer wieder hierher zurück. Ich darf den Plan, Garika zu befreien, nie-

mals aufgeben, wenn ich ein Mann von Ehre ſein will! Das, was ich jetzt nicht erreichte, bleibt dennoch meine Loſung für die Zukunft: Sieg oder Tod! O Mary, wäre das nicht, wäre dieſe neue Wendung meines Lebens auf das Friedliche gerichtet, ich wüßte dann wohl, welchem Glück ich vor allem nachſtreben würde."

Er ergriff ihre Hand. Eine leichte Bläſſe überzog Mary's Wangen. Sie war im Begriff, ſich zu erheben, die Erklärung fürchtend, die ſie ſeit kurzer Zeit ahnte. Ein günſtiger Zufall kam ihr zu Hülfe. Alia erſchien.

Er ſagte George, daß die höchſte Eile nöthig ſei, daß man ſogleich aufbrechen müſſe. Ein Bote habe die Nachricht gebracht, daß eine Abtheilung ruſſiſcher Truppen von Kutais im Anzuge ſei, und die Vermuthung lag nahe, daß dieſe Truppen zur Verfolgung der Flüchtigen beſtimmt ſeien. Mr. Hywell ſollte mit ſeiner Tochter und der Dienerſchaft nach der Landſtraße zurückkehren. In der Nähe der Küſte, zwiſchen Poti und Redut-Kaleh, wollte man ſich wieder mit ihnen vereinigen. Für jetzt war die Trennung nothwendig. Johnny ſollte bei George bleiben, auch Wiedenburg, damit nicht der Verdacht erweckt werde, daß Mr. Hywell und George ſich bereits getroffen hätten. Schon ſei Alles zum Aufbruch gerüſtet; man warte nur auf George und die Dame.

Nicht zufrieden mit dieſer Unterbrechung, aber doch

in der Hoffnung, Mary in wenigen Tagen wiederzuſehen, ging George mit Mary und Alia Waſſi zu Mr. Hywell und den Garikanern, die ihn bereits in geordnetem Zuge erwarteten. Noch einmal wurde genau verabredet, an welchem Orte in der Nähe der Küſte Mr. Hywell George und ſeine Schaar erwarten ſolle. Dann ſchüttelten ſich die Männer die Hände. Wiedenburg blieb, wie verabredet, mit Johnny bei George, obgleich es Mr. Hywell gern geſehen hätte, wenn der junge Mann mit ihm gezogen wäre.

„Auf Wiederſehen!“ ſagte George, als er mit leuchtenden Augen von Mary Abſchied nahm. „Ich hatte noch etwas auf dem Herzen, aber ich denke, ich ſage es Ihnen bald in aller Ruhe und Sicherheit!“

Mary verſuchte zu lächeln, aber ihr Blick blieb doch ernſt. Zufällig begegnete er dem Blicke Wiedenburg's; ſie ſenkte die Wimpern und beſtieg ihr Pferd, ſichtlich von einem ſehr ernſten Gedanken in Anſpruch genommen.

Während Mr. Hywell nach der Landſtraße zurückkehrte, ſetzten ſich die Garikaner querfeldein in Bewegung. Wenn ſie gut marſchirten, durften ſie hoffen, am zweitfolgenden Tage mit Mr. Hywell zugleich die Küſte zu erreichen. George war ſehr lebhaft erregt. Offenbar hatte das Zuſammentreffen mit ſeinem Pflegevater und Mary auf ihn einen großen und freudigen Ein-

druck gemacht. Er hatte ſich gewiſſermaßen die Vergangenheit wieder erobert; er hatte geſehen, daß er noch tief in dem Herzen Mary's und Mr. Hywell's ruhte, und nichts iſt tröſtender, als nach einer Niederlage vor der ganzen Welt die alte Liebe und Herzlichkeit bei denen wiederzufinden, deren Herzen wir vorher nahe geſtanden. Er hatte vielleicht geglaubt, von Mr. Hywell und Mary Anklagen und Vorwürfe zu hören oder eine Erkältung ihrer frühern Zuneigung zu finden. Nichts von dem war eingetroffen. Dort war er der treu Geliebte wie immer, und ſo ritt er denn freudig neben Wiedenburg in den freundlichen Märztag hinein. Sein Auge glänzte, als ob es erhellt ſei von den Viſionen einer glücklichen Zukunft.

„Haben Sie Miß Mary nicht ſchöner als je wiedergefunden?“ fragte er ſeinen Begleiter.

„Miß Mary wird mit ſechzig Jahren noch ſchön ſein“, antwortete Wiedenburg. „Ihr Geſicht wird ſtets den Ausdruck von Güte und Lieblichkeit bewahren, der es ſo ſchön macht.“

„Wiedenburg, ich hätte eine Frage an Sie, eine vertrauliche Frage!“ ſagte George. „Sie haben ſo lange mit Mr. Hywell zuſammen gelebt, in der letzten Zeit ſahen Sie ihn öfter als ich; er vertraut Ihnen, er liebt Sie. Sagen Sie mir offen, hat er jemals von der

Möglichkeit geſprochen, ich könnte der Gatte Mary's werden?"

„Wenn Sie dieſe Frage ſtellen, ſo müſſen Sie Mary lieben", antwortete Wiedenburg ruhig. „Ja, mehr als das, Sie müſſen von Mary's Gegenliebe überzeugt ſein."

„Ich liebe Mary, ja!" rief George leidenſchaftlich. „Ich weiß, daß ich unrecht thue, ein ſolches Geſtändniß zu machen, aber ich kann es nicht zurückhalten. Ob mich Mary liebt, ich hoffe es; ſie hat mir ſo viele Beweiſe ihrer Zuneigung gegeben. Aber es quält mich ein Gedanke. Ich fürchte, Mr. Hywell könnte einem Manne, deſſen Leben ſo wechſelvoll iſt, wie das meine ſein wird, ſeine Tochter nicht anvertrauen wollen. Er wird mir vielleicht die Bedingung ſtellen, meine Pläne aufzugeben, mit ihm nach England zurückzukehren. Ich will, ich muß mit Mary ſprechen, in den nächſten Tagen. Ich wurde heute durch Alia unterbrochen in dem Augenblick, in welchem das Herz mir auf die Lippen trat. Aber wiſſen möchte ich gern, ſo gern, ob Mr. Hywell jemals ein Wort zu Ihnen geäußert, das mich ermuthigen könnte. Es iſt ein kühnes Beginnen, einen ſo zärtlich liebenden Vater um ſein Jawort zu bitten, wenn man ſeiner Tochter zwar eine glänzende Zukunft, aber doch nur eine ſtürmiſche Gegenwart zu bieten hat. Denken Sie nicht ſchlechter von mir, daß ich ſo offen ſpreche! Es drängt

mich, mein Herz irgend Jemand zu offenbaren, und ſtehen Sie mir nicht näher als mein leiblicher Bruder? Wie unendlich würde es mir meine Aufgabe erleichtern, mit wie frohem Herzen würde ich den Schritt thun, wenn ich wüßte, daß Mr. Hywell ſelbſt ſchon den Gedanken gehegt hätte, mich mit Mary verbunden zu ſehen!"

Wiedenburg begriff die Zweifel George's, wenn er es auch nicht billigen konnte, daß er ſie ausſprach. Für ihn war die Liebe ein Heiligthum, das entweder ewig verborgen bleiben oder zuerſt dem geliebten Herzen offenbart werden mußte. Wenn Andere anders handelten, ſo tadelte er es nicht. Wohl aber wußte er, daß kein Zweifel, keine Befürchtung, keine Hoffnung auf Beſtätigung ſeiner Wünſche ihm das Geheimniß ſeines Herzens entriſſen haben würde. Er konnte dulden, hoffen, leiden, fürchten, aber nicht eher ſprechen, als bis der ſüße und heilige Augenblick der Erklärung gekommen war. Wiedenburg machte aufs neue die Bemerkung, wie verſchieden doch im Grunde die Natur George's von der ſeinen ſei, trotz mancher Aehnlichkeiten. Die Erregung des Augenblicks hatte keine Macht über ihn wie über George.

„Ich ſage Ihnen nur die volle Wahrheit", erwiderte er, „wenn ich Ihnen antworte, daß Mr. Hywell auch nicht ein einziges Mal mit mir über dieſen Gegen-

ſtand geſprochen hat. Im Uebrigen iſt meine Anſicht, daß Mr. Hywell demjenigen Manne, den Miß Mary liebt, die Hand ſeiner Tochter nicht verſagen wird, mag ſeine Stellung ſein, welche ſie wolle. Denn Miß Mary kann nur einen guten und rechtſchaffenen Mann lieben!"

„Ah, das iſt ein Troſt für mich!" rief George mit einem tiefen Athemzuge und einem dankbaren Blick auf Wiedenburg. „Ja, Sie haben Recht! Mr. Hywell liebt ſeine Tochter zu zärtlich, als daß er ihr Glück an Bedingungen knüpfen könnte. Ich will ſprechen, ſobald wir uns wiederſehen. Ich kann mein Herz nicht länger beruhigen. Seit ich weiß, daß Mr. Hywell mich noch liebt, ſeit ich wieder in Mary's Augen geblickt, hält mich nichts mehr zurück. Mary wird meine Braut ſein, ſolange ich kämpfe, meine Gattin, wenn ich ſiege, oder wenn Sieg unmöglich iſt. Nur der Gedanke, daß ſie mein ſein wird, tröſtet mich jetzt ſchon für den Gedanken einer Niederlage! Aber nein, nein, ich fühle es, ſie wird mit mir Herrſcherin ſein, Herrſcherin durch Güte, Anmuth und allen Zauber der Schönheit!"

Wiedenburg's Geſicht blieb in unbeweglicher Ruhe. Und doch durchzog ſein Herz ein tiefer Schmerz. Konnte George ſo ſprechen, wenn er der Liebe Mary's nicht ſicher war? Konnte eine Vermuthung allein genügen,

ihn ſolche Wünſche hegen, ſolche Pläne bauen zu laſſen? Nein, Mary mußte George lieben, es war nicht anders möglich.

Eine Unruhe im Zuge, ein Stocken des Marſches, einige verworrene Rufe ließen George und Wiedenburg, die etwas abſeits ritten, ſich umblicken. Sie ſahen die Blicke der Garikaner nach einer beſtimmten Richtung gewendet. Der Zug befand ſich in einem kleinen Thal, das auf allen Seiten von bewaldeten Hügeln umgeben war.

„Der Feind!“ rief Alia Waſſi mit Donnerſtimme. „Die Waffen bereit!“

„Um Gotteswillen — der Feind! Jetzt!“ rief George wie betäubt. Dann gab er ſeinem Pferde die Sporen, mit einem Blicke, der Wiedenburg erſchrecken ließ, einem Blicke der wildeſten, bitterſten Verzweiflung, einem Blicke, der keine andere Deutung zuließ, als daß George den Tod geſchaut, der ihm entgegenſtierte in dieſem Moment, in welchem ein neues Leben ihm zu lächeln ſchien.

„Der Feind!“ rief es von vielen Lippen, und verſchiedene Hände deuteten nach verſchiedenen Richtungen. Ueberall, auf allen Hügeln ringsum ſah man die ruſſiſchen Uniformen aus dem knospenden Gebüſch auftauchen. Erſtarrt hielt Wiedenburg auf ſeinem Pferde.

George, mit dem Degen in der Hand, war ſchon bei den Garikanern.

„Vorwärts! Es gilt das Leben!“ rief er. „Rette ſich, wer kann!“

„Wohl hatte George die Worte gerufen: „Rette ſich, wer kann!“ aber wohin auch die erſchreckten Blicke der Einzelnen ſich wenden mochten, überall, auf allen Höhen, in allen Gebüſchen ſahen ſie ruſſiſche Uniformen. Die Zahl der Feinde, ſoweit ſie bis jetzt ſichtbar waren, belief ſich auf mindeſtens zweitauſend Mann, und wie viele mochten noch hinter den Gebüſchen verſteckt ſein! Wiedenburg erkannte auf den erſten Blick, daß hier nicht nur Widerſtand, ſondern auch Flucht ganz unmöglich ſei.

Er ſprengte an die Seite George's, deſſen todtenbleiches Geſicht in finſterer Verzweiflung erſtarrt war. Alle rief die Einzelnen, die angefangen hatten, ſich zu zerſtreuen, zuſammen.

„Was wollen Sie? Fliehen Sie!“ rief George. „Wollen Sie ihr Leben opfern? Fort, Wiedenburg!“

„Noch iſt Flucht vielleicht möglich — dort, durch jene Oeffnung zwiſchen den Hügeln hindurch!“ rief der Deutſche.

„Nein, ich will ſterben!“ rief George in Verzweiflung. „Sehen Sie jenen Menſchen da — neben

den ruſſiſchen Offizieren? Es iſt Daniel — mein Bruder — er verräth mich!"

Und er ſtieß ein bitteres, höhniſches Lachen aus und ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn.

„Um ſo mehr Grund zu fliehen und nicht zu kämpfen!" rief Wiedenburg.

„Der eine Bruder ein Verräther, der andere fliehend — was ſollen die Garikaner von uns glauben? Nein, nimmermehr!" rief George. „O könnte ich an ihn heran, mit eigener Hand ſtieße ich ihn nieder!"

Inzwiſchen näherten ſich die ruſſiſchen Truppenabtheilungen langſam und ſich allmälig dabei ausbreitend, ſodaß ſie einen weiten Kreis bildeten, der faſt gar keine Lücke mehr ließ.

Alia's weißes Haupt tauchte neben George auf.

„Giorgi, mein Sohn, es iſt Alles vorbei!" rief der Alte. „Reiche mir Deine Hand, Sohn meines Herrn und Königs! Es ſoll nicht ſein; die Garikas ſollen nicht herrſchen. Wir ſterben zuſammen. Aber wenn ich nicht ſterbe, ſo will ich Dich rächen, Dich und uns alle — an ihm, an ihm!"

„Bei Gott, Alia, räche uns, wenn Du kannſt!" rief George in faſt wahnſinniger Verzweiflung. „Nie iſt eine ſolche Schmach erhört worden; der Bruder verräth den Bruder!"

„Ergeben Sie ſich, George!“ rief Wiedenburg. „Wir werden Sie retten, Sie befreien. Fügen Sie ſich in das Unvermeidliche. Wir werden Mittel und Wege finden, Sie der Gefangenſchaft zu entreißen. Ein offener Kampf gegen einen ſolchen Feind wäre Wahnſinn!“

„Ja, Wahnſinn! Ich bin wahnſinnig vor Wuth und Schmerz!“ rief George. „Nur der Tod kann mich von dieſem Wahnſinn befreien. O mein Vaterland! O Mary!“

Und er ſtieß einen Schrei aus, ſo wild und entſetzlich, daß der junge Deutſche in der Tiefe ſeines Herzens erbebte. Die kleine Schaar hatte ſich verſammelt. Mit den Waffen in der Hand erwartete ſie ſchweigend ihr Schickſal. Johnny, diesmal bleich, aber ruhig, hielt nicht fern von George, von dem er keinen Blick verwandte.

Ein ruſſiſcher Offizier, mit einem weißen Fähnlein in der Hand, kam einen Hügel herabgeſchritten.

„Wozu noch verhandeln! Was will der Parlamentär?“ rief George wild. „Man ſchieße uns nieder! Aber nein, es iſt möglich, daß man den Garikanern verzeiht. Ich will gern mein Leben opfern! Hören wir ihn!“

Der Offizier, ein junger Mann, war näher gekommen und ſtand fünfzig Schritt von der Schaar entfernt

ſtill. George ſchien ſich mit übermenſchlicher Anſtrengung zur Ruhe zu zwingen. Er ritt auf den Offizier zu, begleitet von Wiedenburg und Alia Waſſi.

Die Miene des jungen Offiziers verrieth eine gewiſſe Theilnahme mit dem Schickſale George's. Er grüßte höflich und ſagte dann, daß er komme, um den Garikanern, wenn ſie die Waffen niederlegten und ſich ergäben, die Verzeihung des Generalgouverneurs und auch des Kaiſers zuzuſichern, mit Ausnahme eines gewiſſen George, der ſich George Garika nenne und ſich für den Enkel des letzten regierenden Königs von Garika ausgebe, und der Brüder Alia und David Waſſi. Dieſe müßten ſich auf Gnade und Ungnade ergeben, und der Czar ſelbſt habe das Urtheil über ſie zu fällen.

„Ich werde Ihre Bedingungen ſogleich den Garikanern mittheilen", antwortete George. „Was aber auch kommen möge, ſo bitte ich Sie, Ihren Vorgeſetzten mitzutheilen, daß ich derjenige wirklich bin, für den ich mich ausgebe, und daß ich bereit bin, in dieſem von mir begonnenen Kampfe zu ſterben. Dieſer Herr an meiner Seite iſt ein Deutſcher; er, ſowie mein engliſcher Diener, ſind nur meine Begleiter und Freunde; der erſtere befindet ſich zufällig bei mir und hat ſich nie an dem Kampfe betheiligt. Was aber meinen Bruder anbetrifft, den elendeſten und feigſten Verräther, den je die Erde

getragen, ſo ſagen Sie ihm, daß ich ihn verfluche, und daß ich hoffe, die allgemeine Verachtung werde ihn aus dieſem Lande verjagen, in welchem er das Andenken an unſere Ahnen durch ſeine Gemeinheit beſudelt. Der Czar ſelbſt muß einen ſo erbärmlichen Verräther von ſich ſtoßen. Sagen Sie dieſem Menſchen, in dem kein Tropfen edlen Blutes fließt, daß ich, der von ihm Verachtete, ihn nicht als meinen Bruder anerkenne, und daß ich ſterbe, indem ich ihn verwünſche und ihn der allgemeinen Brandmarkung, der Rache jedes Mannes preisgebe!"

„Garikaner!" rief er dann, zu der Schaar zurückſprengend, „wir ſind umzingelt, Rettung iſt nicht möglich. Der Czar bietet Euch Verzeihung — legt die Waffen nieder und ergebt Euch. Ich danke Euch für Eure Treue! Kehrt zurück zu den Euren und bewahrt mir ein gutes Andenken!"

„Und was wird aus Dir und aus Alia ?" rief man ihm zu.

„Kümmert Euch nicht darum!" antwortete George. „Wir werden unſer Schickſal zu ertragen wiſſen. Ich bin Euer Commandeur. Legt die Waffen nieder, ich befehle es Euch!"

Unentſchloſſen blickten die Garikaner ihren Führer und ſich untereinander an; die meiſten waren, nach

ihren Mienen zu urtheilen, bereit zum letzten Verzweiflungskampfe. Da fiel plötzlich ein Schuß.

Er kam von einer Stelle, die mehr als zweihundert Schritt von den Garikanern entfernt war. Irgend ein Mann mußte ſich dort hinter einen Baumſtumpf und dichten, noch nicht belaubten Schößlingen auf der Erde verborgen haben. Es ſchien unmöglich, daß es einer von den Garikanern ſei, denn man hatte nicht bemerkt, daß ſich ein Einzelner von ihnen ſo weit entfernt. Aber die Kugel war auf den Parlamentär gerichtet, an deſſen Kopf ſie vorüberſauſte.

„Das iſt Verrath! Das iſt keiner von den Garikanern!“ rief Wiedenburg erſchreckt und heftig.

Es hat ſich ſpäter herausgeſtellt, daß der junge Deutſche Recht hatte, daß Daniel Garika, der den Untergang ſeines Bruders wollte, eine ſeiner Creaturen abgeſendet, um jenen Schuß zu thun. Wie dem auch ſein mochte, das Schickſal des Tages war entſchieden, der Zweck erreicht. Die Ruſſen ſetzten ſich in Bewegung, die Garikaner, die, wie ſelbſt George, glaubten, daß der Schuß ein feindlicher geweſen ſei und daß ſie angegriffen würden, erhoben ihre Waffen. Der Parlamentär eilte zurück.

Der Kampf, der nun folgte, läßt ſich in ſeinen Einzelnheiten nicht beſchreiben. Es war kein Kampf, es war

eine Jagd auf Wild, das von den Treibern auf einen kleinen Raum zuſammengedrängt worden. Schon aus der Ferne gab das erſte herranrückende ruſſiſche Bataillon Feuer, doch richteten die matten Kugeln keinen Schaden an. Jetzt aber kam auch ein Trupp ruſſiſcher Dragoner herangeſprengt und es begann ein entſetzliches Gemetzel, das um ſo länger währte, da die letzten hundert Garikaner aus wirklich tapfern und entſchloſſenen Leuten beſtanden, die jetzt, da ſie ihren Untergang doch einmal vor Augen ſahen, ihr Leben ſo theuer als möglich verkaufen wollten.

David Waſſi war der erſte, der, von mehreren Kugeln zugleich getroffen, ſtürzte. Die Mehrzahl der Garikaner hatte ſich, dem Inſtinkt der Selbſterhaltung folgend, nach Weſten gewandt, wo ein Durchbrechen der ruſſiſchen Linien noch am erſten möglich ſchien. Als David ihnen voraneilte, fiel er und ſtarb ohne einen Laut. George ſah es, und in der entfeſſelten Wuth des Kampfes ſpornte er ſein Roß gegen das ruſſiſche Bataillon, das auf ſie anrückte. Wiedenburg, der regungslos auf ſeinem Pferde hielt, ohne ſich an dem Kampfe zu betheiligen, ſah das jugendliche Antlitz George's, das vorher noch ſo bleich geweſen, glühen in der Wuth eines verzweifelten Kampfes. Mit erhobenem Degen, die Garikaner mit einem wilden Kriegsruf anfeuernd, ſprengte

George gegen die Ruſſen. Einen Augenblick darauf ſank er vom Pferde. Pulverdampf lagerte ſich über das Thal. Wiedenburg, mitten unter den Kämpfenden, das Herz zerriſſen von Schmerz und Zorn, ſah plötzlich Johnny neben ſich.

„Wo iſt George?“ rief der treue Diener. „War er nicht ſo eben dort zur Linken?“

Und er ſuchte ſich durch die Kämpfenden hindurchzuarbeiten. Unwillkürlich folgte ihm Wiedenburg. Eine ganze ruſſiſche Linie gab Feuer. Wiedenburg griff ſich nach der Bruſt und ſank vom Pferde.

Eine Viertelſtunde ſpäter war die Schaar vernichtet. Ungefähr zwölf von den Garikanern waren gefangen worden und ſtanden entwaffnet, blutend, vom Pulverdampf geſchwärzt, in der Mitte eines ruſſiſchen Carrés. Die übrigen deckten als Todte oder Schwerverwundete die Erde. Johnny, nur leicht am Arme verwundet, ſaß an der Erde und hatte den Kopf eines jungen Mannes auf ſeinen Schooß gelegt, einen bleichen Kopf mit geſchloſſenen Augen, von deſſen Lippen zuweilen noch ein leiſer Athemzug ſich losrang. Johnny achtete auf nichts. Er ſah nicht, wie die Ruſſen ſich wieder formirten, wie

die einzelnen Abtheilungen Marſchſtellung nahmen und ein kleiner Trupp dazu commandirt wurde, die Todten zu begraben. Er blickte nur auf das bleiche Geſicht ſeines ſterbenden jungen Herrn.

Eine Anzahl ruſſiſcher Offiziere war zuſammengetreten und beſichtigte langſam den Kampfplatz. Als ſie zu George kamen, ſtanden ſie ſtill. In einzelnen Geſichtern zeigte ſich Theilnahme.

„Das iſt er", ſagte der junge Offizier, der vorher als Parlamentär gekommen war.

„Ja, er ſieht ſeinem Vater ſehr ähnlich", ſagte ein älterer Offizier. „Ich kannte ihn. Welcher Wahnſinn von dieſem Menſchen! Aber er ſoll bei allen Affairen Tapferkeit bewieſen haben."

„Das hat er", ſagte Paul Ombrazowitſch. „Er iſt mir lieber als ſein Bruder."

Es trat eine düſtere Pauſe ein. Dann fragte man, wer der Mann ſei, der neben ihm ſitze und ſeinen Kopf halte. Ombrazowitſch, der die Verhältniſſe genauer kennen gelernt hatte, vielleicht durch Michael Brazow oder Sophia, erklärte den Offizieren das Verhältniß George's zu der engliſchen Familie.

„Iſt er nur ſchwer oder tödtlich verwundet?" fragte ein Offizier.

„Tödtlich", lautete die einſtimmige Antwort.

„Und wo iſt der Haupträdelsführer? Wo iſt Alia Waſſi?“ fragte man.

Der Alte war nicht gefangen worden, auch ſeine Leiche fand man nicht. Aber man entdeckte, daß eins von den drei Pferden, die George, Wiedenburg und Johnny geritten, fehlte. Noch einmal wurde der Platz unterſucht, und als man auch jetzt keine Spur von dem Alten entdeckte, unterlag es keinem Zweifel mehr, daß ihm das Unmögliche gelungen, daß er auf einem von den Pferden während des Kampfes entkommen war.

„Das iſt ärgerlich!“ ſagte Ombrazowitſch. „Dieſer Mann war die Seele des Aufſtandes. Nun, wir haben ihn nicht zu fürchten. Er wird zu den Türken fliehen.“

Und man richtete die Blicke auf die Soldaten, die inzwiſchen bereits in dem weichen Boden große Gruben gegraben hatten, in welche man die Todten hineinwarf, vielleicht auch Manchen, in dem noch nicht alles Leben erſtorben war.

„Halt“, ſagte der junge Offizier, „da iſt auch der Fremde, von dem mir George Garika ſagte, daß er ſich nur zufällig bei ihm befinde. Er ſcheint ſchwer verwundet zu ſein. Nun, das ließ ſich vorausſehen. Es war ein furchtbares Kreuzfeuer. Ich glaube, unſere Leute haben ſich gegenſeitig getroffen.“

Man ging zu Wiedenburg. Der junge Deutſche

lag mit bleichem Antlitz und geſchloſſenen Augen auf der Erde. Er hatte einen leiſen Schmerzensſchrei ausgeſtoßen, als die ruſſiſchen Soldaten ihn ergriffen, um ihn fortzutragen, und ſie hatten ihn deshalb wieder niedergelegt. Die Offiziere unterſuchten ſeine Wunde. Zwei Kugeln waren ihm durch die Bruſt gegangen; die eine hatte die rechte Seite nur geſtreift, die andere hatte mehr oben, nach der Schulter und nach der Mitte zu, getroffen. Die Wunde war, wenn nicht tödtlich, doch jedenfalls ſehr ſchwer.

„Wir wollen ihn nach dem nächſten Orte bringen laſſen", ſagte ein Offizier. „Wir müſſen ja ohnehin einige von den nicht tödtlich Verwundeten mit uns nehmen. Die Soldaten können aus dem jungen Holz Bahren flechten. Er ſcheint in der That an dem Kampfe nicht Theil genommen zu haben. Seine Büchſe hängt ihm über die Schulter und iſt nicht abgeſchoſſen; der Hirſchfänger ſteckt in der Scheide. So iſt es unſere Pflicht, uns ſeiner anzunehmen."

Die Soldaten erhielten den Befehl, einige Bahren zu flechten, und geübt in dieſem Geſchäft, waren ſie nach zehn Minuten damit fertig. Einige Verwundete wurden auf die Bahren gelegt, die Todten waren begraben, man ſah nichts mehr von dem überſtandenen Kampfe als einige Mützen und Waffen, die hier und dort lagen.

die blutgeröthete, zerſtampfte Erde, die Bahren und George und Wiedenburg. Die ruſſiſchen Verwundeten waren ſchon vorher in eigenen Wagen fortgefahren worden.

„Wer kommt denn dort?“ fragte ein Offizier und deutete nach einem Hügel hinauf.

Man ſah einen Reiter und eine Reiterin den Hügel herabkommen. Ihnen folgten in einiger Entfernung andere Reiter und Reiterinnen, welche die Dienerſchaft zu bilden ſchienen. Ombrazowitſch nahm ſein Taſchenfernrohr.

„Es iſt der Engländer, der Pflegevater dieſes George Garika, mit ſeiner Tochter, die eine Zeit lang zuſammen mit den Comteſſen Nina und Sophia Brazow bei Schamyl gefangen war. Ich habe ſie in Tiflis geſehen. Daniel Garika ſagte uns ja, daß ſie in der Nähe ſeien.“

„Das wird ein trauriges Wiederſehen ſein“, ſagte einer von den Offizieren. „Und auf jeden Fall iſt dies kein Anblick für die junge Dame. Ich will ihnen entgegengehen.“

Mr. Hywell und Mary waren bis auf hundert Schritt herangekommen. Dort hielt Mr. Hywell ſein Pferd an und ſchien lebhaft mit Mary zu ſprechen, wahrſcheinlich um ſie zurückzuhalten. Mary legte die Hand vor die Augen. Dann half ihr der Vater vom Pferde. Die Diener und Dienerinnen waren inzwiſchen

herbeigekommen und umgaben ihre junge Gebieterin. Mr. Hywell kam allein herangeritten.

Der Offizier, der ihm entgegengegangen war, grüßte ihn höflich und ſagte leiſe in franzöſiſcher Sprache: „Sie haben recht daran gethan, die junge Dame zurückzuhalten. George Garika iſt im Sterben.“

Mr. Hywell neigte traurig den Kopf, ſtieg vom Pferde, das einer von den Dienern am Zügel nahm, und folgte dem jungen Offizier bis zu dem Platze, wo George in Johnny's Schooße lag. Dort kniete er ſtill neben den Beiden nieder, die Hände faltend. Kein Athemzug, kein Seufzer kam mehr von George's Lippen. Mr. Hywell berührte ſeine Stirn, ſeine Hände; ſie waren kalt und erſtarrten. George Garika war todt.

Es war eine lange, traurige Pauſe, in der Mr. Hywell neben der Leiche ſeines Pflegeſohns kniete, das ſtarre Auge unverwandt auf die Züge des Todten gerichtet.

„Gott hat ſeinem jungen und unruhigen Herzen den Frieden vor der Zeit gegeben“, ſagte er dann mit leiſer, zitternder Stimme. „Johnny, alter Freund, Du haſt treu bei ihm ausgeharrt!“

„Ja, Sir, und ich wußte, daß es ſo kommen würde“, ſagte der Diener mit einem tiefen Seufzer. „Er hat nun Ruhe! Aber das Schwerſte wurde ihm noch zuletzt

zu Theil, als er ſeinen Bruder als Feind ſich gegenüber ſah. Er hätte bei uns in England bleiben ſollen. Aber ſein Herz hing an dieſem Lande und ſeine Gedanken gingen hoch. Es iſt traurig, Mr. Hywell, wenn wir alten Leute die Jugend ſterben ſehen müſſen!"

„Meinſt Du, Johnny, daß Mary ihn noch einmal ſehen ſoll?" fragte Hywell leiſe.

„Warum nicht, Sir?" erwiderte Johnny. „Man ſagt, das ſei gut, und ich glaube es ſelber. Es iſt ein harter Abſchied, aber es iſt doch ein Abſchied. Und die Frauen ſind ſtärker als wir!"

Mr. Hywell winkte nach der Gruppe der Zurückgebliebenen. Mary kam. Sie ging aufrecht und feſt zwiſchen den beiden Dienerinnen. Vielleicht hoffte ſie noch, George nur als Verwundeten zu finden. Aber ihre feſten, bleichen Züge deuteten dennoch an, daß ſie auch das Aeußerſte erwarte. Mr. Hywell ſtand auf, als ſie in der Nähe war, ging ihr entgegen, legte ſeinen Arm um ſie und ſagte:

„Mary, ich wollte, daß Du ihn noch einmal ſehen ſollteſt. Er iſt todt!"

Mary zuckte zuſammen, dann aber trat ſie zu George, kniete neben ihm nieder und beugte ihr Haupt über ſein ſtilles, bleiches und im Tode noch zorniges und düſteres Antlitz. Ihre Lippen flüſterten. Dann fielen zwei

ſchwere Thränen auf George's marmorne Stirn. Wenn George ſich einen Tod gewünſcht, ſo hätte er ihn nicht anders wünſchen können, als bethaut von Mary's Thränen, begleitet von ihrem Gebet.

Dann erhob ſie ihren traurigen Blick und richtete ihn auf den Vater und Johnny.

„Es hat mir ſtets geahnt, daß es ſo kommen müſſe", ſagte ſie leiſe. „Es war mir immer, als würde ich ihn nie ruhig und glücklich ſehen. Er wäre es auch nie geworden hier auf dieſer Erde. Die Vergangenheit hätte an ſeinem Herzen genagt. Und doch kann ich es kaum faſſen, daß ich denjenigen nie wiederſehen ſoll, den ich wie meinen Bruder liebte!"

Ihre Stimme zitterte und große Thränen rollten langſam über ihre blaſſen Wangen. Aber ſie bezwang ſich und erhob ſich, unterſtützt von ihrem Vater.

„Wo iſt George's Freund?" fragte ſie.

„Mr. Wiedenburg?" antwortete Johnny trüb und tonlos. „Ach Gott, der wird todt ſein wie ſie alle!"

„Um Gotteswillen — ja, wo iſt Mr. Wiedenburg?" rief der alte Herr mit jähem Schrecken. „Ich dachte im Augenblick gar nicht an ihn, ich glaubte ihn auf dem Wege nach der Küſte —"

Mary ſtieß einen Schrei aus, deutete mit der Hand vor ſich hin und ſchwankte. Mr. Hywell, der Richtung

ihrer Hand folgend, ſah, wie man Wiedenburg ſo eben auf eine der geflochtenen Bahren legte. Er ſtand eine Minute in ſtarrem Entſetzen, Mary unterſtützend.

„Gott ſteh' uns bei!“ rief er dann. „Das iſt nicht möglich! Wiedenburg kann uns nicht entriſſen ſein. O Gott, ich wäre ſchuld daran! Nein, nein, es iſt nicht möglich!“

Und in ſeiner Herzensangſt um den jungen Mann, dem er ſich in wahrhaft väterlicher Liebe zugewandt, ſelbſt Mary vergeſſend, eilte er auf Wiedenburg zu, während Mary ſich neben der Leiche George's auf die Erde ſetzte und ihr Geſicht in den Händen verbarg.

In weniger als einer Minute war Mr. Hywell bei Wiedenburg. Einem Todten ähnlich, vielleicht ſchon todt, lag der junge Deutſche auf der Bahre. Hywell ſtand vor ihm, die Hände übereinander gelegt, das Haupt tief, niedergeſunken — das Bild eines Mannes, den ein plötzlicher Schlag gebrochen. Ja, der Tod Wiedenburg's griff zerſtörend in ſein innerſtes Herz, mehr als der Tod George's, er fühlte es in dieſem Augenblick. Er hatte ſich in der letzten Zeit daran gewöhnt, an den Verluſt George's zu denken, er hatte ſich täglich die Möglichkeit vorgeſtellt, daß der junge Mann ſeine hochfliegenden Pläne mit dem Leben bezahlen werde, aber Wiedenburg's Bild war ihm nie anders erſchienen als in voller jugendlicher

Kraft, umſtrahlt von dem hellen Schein einer thätigen, glücklichen Zukunft. Und auch dieſer Mann, den er ſelbſt bewogen, hier zu bleiben, eine Leiche, gemordet durch den Zufall, geopfert durch ein Unternehmen, das ihm fremd war — das war zu viel für ſein erſchüttertes Herz. Ein tiefes, ſchmerzliches Stöhnen rang ſich aus der Bruſt des alten Mannes, Thränen ſtürzten ihm aus den Augen und in dumpfem Jammer preßte er die Hände vor das Antlitz.

„Sie nehmen Theil an dieſem Verwundeten?“ ſagte eine Stimme neben ihm.

Mr. Hywell blickte auf, und ohne ſeine Thränen und ſeine Verzweiflung zu verbergen, ſagte er: „Ich liebte ihn wie meinen Sohn.“

„Es ſcheint, als ob dieſer junge Mann verwundet worden ſei, ohne daß er kämpfte“, ſagte der ruſſiſche Offizier, der Mr. Hywell angeredet. „Wollen Sie ſich ſeiner annehmen?“

„Iſt er nur verwundet?“ rief der alte Mann haſtig und mit aufleuchtendem Blick. „Täuſchen Sie mich nicht! Er iſt todt. Sie ſehen es, er iſt eine Leiche.“

„Nein, er iſt ſchwer verwundet“, antwortete der Offizier. „Wenn er ſorgfältig behandelt wird, ſo kann er gerettet werden. Dürfen wir Ihnen einige Soldaten, ihn zu tragen, und einen Wundarzt anbieten?“

„Wenn er zu retten iſt, mein Gott, ja — ich beſchwöre Sie!“ rief Mr. Hywell ſtürmiſch. „Ich will es allen lohnen, ſo reich ich nur kann. Ich bin ja ſchuld an ſeinem Schickſal, ich allein!“

„Noch haben Sie keinen Grund, das Schlimmſte zu fürchten“, ſagte der Offizier. „Soviel ich davon verſtehe iſt dieſe Wunde nicht tödtlich, wenn der Verwundete ſorgſam behandelt wird. Ich werde Ihnen den Wundarzt ſenden. Er wird bei Ihnen bleiben, ſolange Sie ihn nöthig haben.“

Eine halbe Stunde ſpäter ſah man auf dem Platze nur noch zwei Gruppen und auch dieſe in weiter Entfernung von einander. Die eine beſtand aus dem Wundarzt und vier ruſſiſchen Soldaten, die Wiedenburg auf der Bahre bis zu einem kleinen Bache getragen hatten, der ein Seitenthal durchfloß. Dort unterſuchte der Wundarzt Wiedenburg's Wunden, reinigte und wuſch ſie und legte den Verband an.

Die zweite Gruppe beſtand aus Mr. Hywell, Johnny und den Dienern, die bemüht waren, mit dem Degen George's und einigen andern, nothdürftig ausreichenden Inſtrumenten ein Grab zu graben — eine traurige und zugleich mühſelige Arbeit. In einiger Entfernung davon

ſaß Mary mit ihren Dienerinnen auf demſelben Baumſtumpf, von welchem aus jener verhängnißvolle verrätheriſche Schuß gefallen. Sie weinte ſtill und leiſe. Ja, wohl waren die mannichfachen Leiden, die ſie auf dieſer unglücklichen Reiſe erduldet, eine Schule für ſie geweſen, wohl war ihre Seele in Entbehrungen und Einſamkeit erſtarkt, ihr Geiſt gereift und gewöhnt an die Befürchtungen des Schlimmſten, ihr Herz erzogen zur Geduld, zur Ergebung und zum Gottvertrauen! Wie hätte ſie ſonſt dieſen Schlag ertragen können, der ihr mit einem Male den Bruder und vielleicht auch den Freund — ach, mehr als das entriß! Sie hatte die Hände auf ihre Kniee gelegt und den Kopf gebeugt. So weinte ſie ſtill und ununterbrochen, in ſich ſelbſt nach Muth und Ergebung ringend und verſuchend, ihre Gedanken auf den Vater zu richten, der ihr ja allein noch blieb und der — ſie wußte es nur zu gut — von dieſem Schlage in ſeinem innerſten Weſen erſchüttert worden. Sie hatte ſelten für die Geſundheit des Vaters gefürchtet, der ein kräftiger Mann war, aber wenn ſie ihn jetzt ſah, wie er mit zitternden Händen jenes Grab grub und dabei die Blicke wieder und immer wieder nach jener Seite richtete, wo ſich Wiedenburg befand, wenn ſie ſah, wie ſein haſtiger, unſicherer Blick dann wieder zu ihr hinüberſchweifte, wie er den Athem tief aus der Bruſt zu holen ſchien

und zuweilen ermattet in der Arbeit inne hielt, ſo fürchtete ſie Alles, denn ſie erkannte, daß dieſe Erſchütterung bis in das innerſte Mark ſeines Lebens gedrungen. Und nur der Gedanke, daß jetzt ihre ganze Sorge und Aufmerkſamkeit auf den Vater gerichtet ſein müſſe, hielt ſie aufrecht.

Plötzlich tauchte, unbeachtet von Mr. Hywell und ſeiner Tochter, ein Mann aus dem Gebüſch auf und kam ſchnell, aber vorſichtig um ſich blickend, auf Mr. Hywell und Johnny zu. Ein Diener bemerkte ihn zuerſt und machte Mr. Hywell auf ihn aufmerkſam. Dieſer erkannte in dem Manne mit dem weißen Haar und dem ſtarren, finſtern Antlitz Alia Waſſi.

Der Alte legte, ſobald man ihn bemerkte, den Finger auf den Mund und deutete vorſichtig nach der Seite, wo ſich die Ruſſen befanden, die ihn nicht bemerken konnten, da ſich eine Erderhöhung zwiſchen den beiden Gruppen hinzog. Dann trat er näher, legte ſanft ſeine Hand auf Mr. Hywell's Schulter und ſagte ganz langſam in franzöſiſcher Sprache, von der er Einiges verſtand, die Worte:

„Giorgi Dein Sohn und Sohn ſeines Vaters. Seine Leiche im Vaterlande begraben — in Garika. Männer von Garika wiſſen müſſen, heimlich, wo Giorgi ruht, der letzte Garika, würdig des Namens. Giorgi im

Vaterlande begraben und ihn rächen, deshalb Alia geflohen, nur deshalb!"

Und sein feuriges Auge, das trotz der Traurigkeit fast zornig und verächtlich aufblitzte, schien sagen zu wollen, daß er Jeden für einen Lügner erkläre, der glauben könne, er sei aus einem andern Grunde entwichen.

Mr. Hywell verstand ihn sogleich, und seltsam, die Worte des alten Mannes erfüllten ihn mit einer gewissen Ruhe und Zufriedenheit. Wenn ihn neben dem großen Schmerze, der sein Herz zerriß, noch ein anderer nagender heimlicher Schmerz erfüllt hatte, so war es der gewesen, daß George hier ruhen sollte, in dieser fremden Erde, ohne ein Zeichen, wo sein Herz in ewiger Ruhe schlief, vielleicht ausgegraben von den Raubthieren oder von den Bergwassern, die Gebeine seines geliebten George vielleicht bleichend in der Sonne oder zerrissen von dem Pfluge eines Landmanns. Wohl hatte er sich gesagt, wie gleichgültig es sei, wo ein Körper ruhe, aus dem die Seele entschwunden, aber der Gedanke an das einsame, vielleicht zerstörte Grab George's hatte doch schwer auf ihm gelastet. Der Vorschlag Alia's nahm diese Last von ihm. Ja, George gehörte seinem Vaterlande, gehörte diesem Manne, der ihn geleitet, das Leben für ihn eingesetzt, in unveränderlicher Treue an ihm gehangen. George's Grab mußte in Garika sein, an heimlicher

Stelle, die nur die Treuen zu finden wußten, die mitgekämpft und die ſeinen Edelmuth, ſeine Tapferkeit kannten. Die Sage von ſeinem Grabe und von ſeinem Namen mußte ſich forterben von Geſchlecht zu Geſchlecht, dorthin mußten diejenigen wallfahrten, die über den Untergang des Vaterlandes trauerten, auf ſeinem Grabe mußte der Schwur geleiſtet werden, wenn es einſt vielleicht galt, von neuem das Schwert gegen den Feind zu ziehen. Ja, Alia hatte Recht, ſein Gefühl war das echte und wahre; Mr. Hywell verſtand es ſogleich. Wenn die Leiche George's irgendwo ſicher ruhen ſollte, ſo konnte es nur unter der Obhut deſſen ſein, der ihm im Leben der treueſte Freund geweſen und unter deſſen weißem Haar derſelbe Geiſt, dieſelben Gedanken geglüht, wie unter den ſchwarzen Locken George's. Mr. Hywell wußte nun, daß George's Grab zwar geheim und vielleicht ohne ein äußeres Zeichen, aber doch gekannt und geehrt ſein würde. „Nimm ihn, nimm ihn!" ſagte er leiſe, Alia die Hand reichend, und dann flüſterte er einem Diener einige Worte zu.

Der Diener eilte fort und Hywell, Johnny und Alia Waſſi ſtanden ſchweigend neben der Leiche George's, ſie betrachtend in ſtillem Schmerze. Mr. Hywell theilte dann Johnny den Wunſch Alia's mit, und der alte treue Burſche war damit einverſtanden, ja, er ſchüttelte ſogar

mit einem hellern Blicke des trüben Auges Alia's Hand. Der Diener kehrte zurück mit einem großen dunklen Teppich. In diesen hüllte Alia die Leiche seines jungen Herrn und Freundes. Mary, die dem Vorgang aus der Ferne zugeschaut, streckte die Hand aus, wie zum letzten Gruß, und verhüllte ihr Gesicht.

„Lebt wohl!" sagte Alia dann. Johnny umarmte den Alten und eine Minute lang ruhten die beiden Diener, einig in ihrer Liebe und in ihrer Treue, Brust an Brust. Auch Hywell umarmte den Alten, den er in diesem Leben wohl nicht wiedersehen sollte. Noch einmal blickten sich die drei Männer an, dann richtete Alia den trüben Blick noch oben, als ob er den Lenker aller Geschicke fragen wolle, warum er ihm so großes Leid gesendet, nahm die Leiche George's in seine Arme, als sei sie ein Kind und ging mit festen Schritten in das Gebüsch. Hywell und Johnny hatten sich die Hände gereicht und blickten ihm stumm nach, bis sie gesehen, wie der Alte sein Pferd bestieg und im Gebüsch verschwand.

Bald darauf bewegte sich der Trauerzug mit dem verwundeten Wiedenburg dem Westen, der Küste des Schwarzen Meeres zu. George lebte nur noch in der Erinnerung derer, die ihn liebten.

III.

Der Lohn des Verräthers.

Daniel Garika wohnte wieder auf Garika.

Es war kein Zweifel, daß man ihn allgemein verachtete. Aber die ruſſiſche Regierung hatte es für zweckmäßig gehalten, die Verſprechen zu halten, die man ihm gemacht und die darin beſtanden, daß Alles vergeſſen und verziehen ſein ſolle, wenn er George und die Rädelsführer in die Hände der Regierung liefere. Die dortigen Zuſtände waren noch ſo wenig geſichert, die ruſſiſche Herrſchaft war ſo wenig befeſtigt, daß man diplomatiſch verfahren mußte. Die Macht der Ruſſen beruht in der Uneinigkeit, in der Iſolirung der Einzelnen, in der allmäligen Verknüpfung der Intereſſen der eingeborenen Fürſten mit dem Intereſſe Rußlands. Genau bekannt mit dem Charakter der dortigen Fürſten, mußte die ruſſiſche Regierung ſich ſagen, daß es unklug ſein würde, Daniel Garika nicht vollſtändige Verzeihung zu gewähren. Diejenigen Fürſten, die noch auf einſtige Wieder-

geburt ihres Vaterlandes rechneten, waren jetzt gegen Daniel Garika erbittert, während sie ihm vielleicht verziehen haben würden, wenn Rußland ihn verstoßen. Dadurch war Daniel isolirt und mußte sich eng an Rußland anschließen. Ferner aber würde niemals irgend Jemand bei einer ähnlichen Gelegenheit einen ähnlichen Verrath zum Nutzen der russischen Regierung begangen haben, wenn man jetzt nicht dem Fürsten Wort gehalten. Die Regierung mußte zeigen, daß sie zu verzeihen, sogar zu belohnen wisse und daß sie eingegangene Verpflichtungen unbedingt halte, dann fand sich gewiß unter den zahlreichen verderbten Adelsgeschlechtern jener Länder immer ein Verräther, der bei einem neuen Aufstande aus dem Untergang der andern Nutzen für sich selber zu ziehen hoffte. Genug, Daniel war in sein Besitzthum und in seine Titel wieder eingesetzt. Nur seinen Rang als Milizoffizier hatte er verloren, da das Offiziercorps sich entschieden geweigert, mit ihm in einem und demselben Corps zu dienen.

Ob Daniel Garika in seinem eigenen Innern den Verrath fühlte, ob sein Gewissen ihm Vorwürfe machte, das konnte man nicht ahnen. In Tiflis ließ er sich nicht sehen, und auf seinem Schlosse Garika führte er ein lustiges Leben, lustiger als früher. Einige übelberüchtigte Menschen hatten sich seiner bemächtigt, und mit

dieſen lebte er auf Garika in Saus und Braus. Er war früher ein träger, gleichgültiger Menſch geweſen, der wie eine Pflanze lebte und nicht einmal Leidenſchaften beſaß. Jetzt zechte, ſpielte und ſang man auf Garika, und mancher Burſche aus dem Städtchen ſann heimlich auf Rache für die Schmach, die man ſeinem Mädchen angethan, das man mit Liſt oder Gewalt nach Garika geführt. Die Diener gehorchten ihm nur noch mit ingrimmigen Mienen und leiſen Verwünſchungen; die Landleute gingen ihm aus dem Wege. Aber wer ihn nicht grüßte und die Mütze vor ihm bis tief auf die Erde abnahm, mußte fürchten, gegeißelt zu werden.

Nach Dari war er nur ſehr ſelten hinübergeritten. Michael Brazow behandelte ihn kalt, wagte aber nicht, allen Umgang mit ihm abzubrechen, da ihm ja von der Regierung verziehen war. Eigenthümlich aber war es, daß nicht nur Sophia, ſondern auch Nina einen offenen Widerwillen gegen ihn zeigte. Nina konnte George nicht vergeſſen. So ſeltſam es ſcheinen mag, ſie liebte dieſen Bruder, den ſie ſo ſelten geſehen, den ſie nicht verſtand, mit ganzer Seele, obgleich er ein Feind ihres Gatten geweſen. Das Andenken eines Todten iſt uns gewöhnlich lieber als die Perſon des Lebenden, aber dieſer Grund war nicht der einzige, aus dem ſich Nina's Vorliebe für den Gefallenen erklären ließ. Einmal verehrte

ſie in ihm auch jetzt noch die höhere, reinere Natur, und dann wurde ſtets mit einer ſolchen Achtung von ihm geſprochen, daß ſie unwillkürlich Stolz empfinden mußte. In der That trugen ſelbſt die Ruſſen ihre Verehrung und Bewunderung für George ganz offen zur Schau. Sie tadelten ſeine Abſichten, ſeine Pläne, aber ſie ließen ſeiner Tapferkeit, ſeiner Uneigennützigkeit vollkommene Anerkennung widerfahren, wenigſtens diejenigen unter ihnen, die überhaupt noch im Stande waren, etwas Edles anzuerkennen. So bildete ſich in Nina's Herzen ein ſtiller Cultus für den Geſtorbenen, deſſen Bild rein und glänzend in ihrer Erinnerung fortlebte. Sobald Daniel ſich in Dari zeigte, zog ſie ſich auf ihr Zimmer zurück und ließ ſich nicht ſehen.

Daſſelbe war mit Sophia der Fall. Auch ſie ſprach mit Wärme und inniger Theilnahme von George und ſeinem uneigennützigen, edlen Herzen. Sie nannte ihn den einzigen Mann, der ihr den Glauben eingeflößt habe, daß in dem georgiſchen Blut noch wirklich etwas Großes und Edles lebe. Oft ſprachen die beiden Frauen zuſammen von George und Mary, dieſen beiden Geſtalten, die ſo verſchieden waren von allen denen, die ſie früher geſehen und jetzt ſahen. Hätten ſie mit ihnen zuſammenleben ſollen, ſo würde ſich gewiß manche Gelegenheit zu Zwiſtigkeiten und Reibungen geboten haben,

aber jetzt, da George todt und Mary fern war, schwebten sie ihnen als verklärte Wesen in ungetrübter Reinheit vor. Ja, es schien fast, als seien Sophia und Nina seit jener Zeit ernster geworden und bemühten sich, soviel es ihnen möglich sei, jenen Beiden nachzueifern.

Der Major war seit dem vergangenen Jahre nicht in Dari erschienen. Er kämpfte jetzt gegen die Türken, aber es hieß, er werde bald zurückkehren, um ein Commando gegen die Tschetschenzen zu übernehmen. Auch Daniel hatte ihn seit jenem Tage nicht gesehen, an welchem die letzten Hundert George's vernichtet wurden.

Es war ein schöner Maitag, und wieder ritt Daniel durch das blühende Paradies von Garika nach Dari. Er schien in sehr lustiger oder wenigstens in aufgeregter Stimmung zu sein. Zuweilen lachte er laut vor sich hin, ließ sein Pferd tanzen und schnippte mit den Fingern in die Luft. Er mußte viel getrunken und zugleich eine sehr angenehme Nachricht erhalten haben.

Das war in der That der Fall. Am vergangenen Tage war von Tiflis aus ein Gast bei ihm zum Besuch eingetroffen, der Bruder eines seiner jetzigen Freunde, der in Tiflis bald als ein Spieler und Abenteurer erkannt worden war und es deshalb vorgezogen hatte, einige Wochen in dem einsamen Dari zu verleben. Von diesem hatte Daniel einige Nachrichten über das frühere

Leben des Majors Ombrazowitsch erhalten, und diese Nachrichten wollte er jetzt nach Dari tragen und womöglich der Comtesse Sophia selbst mittheilen.

Er hatte sich so eingerichtet, daß er in Dari zu einer Zeit eintreffen mußte, in welcher, wie er wußte, der Graf mit seiner Frau und Schwester bei schönem Wetter den Kaffee in einer der Lauben der untern Terrasse zu nehmen pflegte. Da er wußte, daß Sophia und Nina ihn gewöhnlich zu vermeiden suchten, so wählte er seinen Weg so, daß er nicht bemerkt werden konnte, und gelangte in der That ungesehen auf den Schloßhof. Man sagte ihm, daß Brazow und die Damen sich in jener Laube befänden, und er ging dorthin.

Sein Erscheinen rief eine sichtliche Verstimmung hervor. Vielleicht hatten die Drei so eben über irgend einen Gegenstand vertraulich geplaudert, und das Erscheinen Daniel's unterbrach sie in unangenehmer Weise. Die triumphirende Miene Daniel's mußte ihnen auffallen und in gewissem Grade ihre Neugierde erregen. Dennoch stand Sophia auf und wollte gehen.

„Haben Sie lange nichts von Ombrazowitsch gehört?" fragte Daniel den Grafen.

„Nein, von ihm selber nicht", antwortete dieser. „Doch schrieb mir ein Bekannter, er werde in diesen Tagen von der türkischen Grenze zurückkehren,

um ſich an den Operationen gegen Schamyl zu betheiligen."

„Intereſſirt es Sie, etwas über den Major zu erfahren?" fragte Daniel, mehr zu Sophia als zu Brazow gewendet. Niemand antwortete.

„Ich meine nicht über ſeine Gegenwart", fuhr Daniel fort, „ſondern über ſeine Vergangenheit."

„Ich weiß nicht, was Ombrazowitſch für eine Vergangenheit gehabt haben könnte", ſagte Brazow kurz.

„Ich habe darüber merkwürdige Aufſchlüſſe erhalten", ſagte Daniel. „Erinnern Sie ſich jenes Tages, Comteſſe, an dem ich die Schlange zertrat, die Ombrazowitſch abgerichtet hatte und mit der er ſo allerliebſte Kunſtſtücke aufführte? Ich ſagte Ihnen doch damals ſchon, daß ich wüßte, die Schlange ſei abgerichtet."

Sophia antwortete auch jetzt nicht. Sie blieb ſtehen, halb abgewandt, und ſchien zu erwarten, was folgen werde. Denn ein gewiſſes Intereſſe mußte der Major immer noch für ſie haben.

„Der Major iſt, wie ich erfahren habe, der Sohn eines ukrainiſchen Koſaken", ſagte Daniel. „Er iſt nicht der Sohn eines Hetmans, wie er ſelbſt zuweilen angegeben, ſondern eines ganz einfachen Koſaken. Er war aber als Kind ſchon ſchlau wie ein Fuchs, und ſeine Klugheit lenkte die Aufmerkſamkeit des Gutsbeſitzers auf

ihn, der ihn eine Zeit lang mit ſeinen Kindern zugleich unterrichten ließ. Das währte bis zum zwölften Jahre. Dann fand es ſich, daß einige Gegenſtände aus dem Schloſſe — natürlich nur Kleinigkeiten — in die Taſche des jungen Kameraden der Kinder des Schloßherrn gewandert waren, man ließ ihn peitſchen und jagte ihn aus dem Hauſe."

„Unmöglich!" warf Brazow dazwiſchen. „Man würde etwas davon erfahren haben."

„Von ſeinem zwölften Jahre an hielt er ſich bei einer Gauklerbande auf", fuhr Daniel fort und zog mit dieſer durch die meiſten Länder Europas. Daher mögen ſeine Sprachkenntniſſe ſtammen; jedenfalls datiren von damals her die Geſchicklichkeiten, die er ſich in vielen Dingen erworben, von denen wir einfachen Menſchenkinder natürlich keine Ahnung haben. Dann gelang es ihm, die Protection einer hochſtehenden Dame zu erlangen, und er trat in ein Dragonerregiment als Freiwilliger und avancirte ſehr ſchnell zum Fähnrich und Lieutenant. Ob nun indeſſen etwas von ſeiner Vergangenheit verlautete oder ob ſonſt irgend eine kleine Unannehmlichkeit dazwiſchen kam, genug, Ombrazowitſch erhielt einen beliebig langen Urlaub und ging nach Afrika, um ſich dort, wie es hieß, im Bergkrieg auszubilden. Er diente auch dort einige Jahre in einer von den

Fremdenlegionen, mußte aber, wie es hieß, auch dort seinen Abschied nehmen, und zwar sehr schnell, da man ihm den Vorwurf machte, bei der Vertheilung von Beutestücken seine Kameraden übervortheilt zu haben. Nach Rußland zurückgekehrt, trat er wieder in sein Regiment ein. Doch mußte etwas über seinen Aufenthalt in Algier ruchbar geworden sein; man flüsterte über ihn. Um alle Bedenken niederzuschlagen, warf sich Ombrazowitsch in die Arme einer alten, wegen ihrer Galanterien berühmten und sehr einflußreichen Dame. Er wurde zum Premierlieutenant ernannt und man schwieg über ihn. Doch hielt er es für besser, nicht länger in seiner Garnison zu bleiben. Er benutzte die erste beste Gelegenheit, um sich hierher, nach dem Kaukasus, zu einem Dragonerregiment versetzen zu lassen. Hier ist man weniger unterrichtet und hält Alles für Gold, was glänzt. Dies ist ein kurzer Abriß der Lebensgeschichte des Majors, den ich, wenn ich Lust hätte und wenn die Damen nicht zugegen wären, mit einer Reihe kleiner und höchst amüsanter Nebenabenteuer ausschmücken könnte."

Dabei lachte er und ließ seine Blicke triumphirend und spöttisch auf Sophia ruhen, welche dieselben mit vollkommener Kälte und Verachtung erwiderte.

„Woher haben Sie denn diese allerdings seltsamen Nachrichten?" fragte Brazow.

„Von einem Bekannten, der, wie ich glaube, gut unterrichtet iſt", antwortete Daniel.

In dieſem Augenblicke näherte ſich ein Diener und überreichte eine Karte, indem er ſagte, daß der Herr Major ſeine Aufwartung zu machen wünſche und daß derſelbe geſagt, er befinde ſich auf der Durchreiſe.

„Es iſt der Major Ombrazowitſch", ſagte Brazow etwas überraſcht. „Sollen wir ihn annehmen?"

„Ich halte es für nothwendig, da er doch weiß, daß wir uns hier im Freien befinden, und da er uns wahrſcheinlich ſchon vorher bemerkt hat", ſagte Sophia. „Was wir ſo eben gehört, kann uns doch nicht abhalten, höflich zu ſein, ſo wenig mir ſonſt daran liegt, den Major wiederzuſehen. Jene Erzählung kann wahr, kann aber auch nur Verleumdung ſein. Wir werden es ja bald erfahren."

„Comteſſe!" rief Daniel aufbrauſend. Eine Verleumdung —"

„Nun ja, wie leicht iſt das möglich!" antwortete Sophia kurz. „Ich ſage ja nicht, daß ſie von Ihnen herrührt, und weiß nicht einmal, ob Sie dieſelbe gegen den Major ſelbſt vertreten wollen. Es wird Vieles gelogen in der Welt. Es wäre lächerlich, Alles von vornherein und ohne Beweiſe zu glauben."

Daniel biß ſich wüthend auf die Lippen. Der Graf

hatte bereits dem Diener geſagt, daß der Major der Geſellſchaft angenehm ſei. Man erwartete ihn ſchweigend.

Er erſchien in ſeiner Interimsuniform. Er hielt ſich gut und ſtattlich, und mit ſeinem gebräunten Geſicht war er eine echte Soldatenfigur. Er verneigte ſich tief gegen die Damen, ſehr höflich gegen Brazow, beachtete aber Daniel faſt gar nicht, bat um Entſchuldigung, wenn er ſtöre, und ſagte, daß er von der Grenze komme, auf dem Wege nach Tiflis ſei und auch dieſes bald verlaſſen werde, um nach dem Norden zu gehen.

Das Geſpräch, an welchem ſich Nina, Sophia und Daniel gar nicht betheiligten, drehte ſich um die kriegeriſchen Ereigniſſe an der türkiſchen Grenze und vor Sebaſtopol. Natürlich wurde George's keine Erwähnung gethan. War doch der Major ſelbſt an dem letzten Angriff auf das kleine Corps betheiligt geweſen.

Während des Geſprächs blickte der Major ſehr oft auf Sophia. Er ſchien in ihren Blicken leſen zu wollen, wie ſie gegen ihn geſinnt ſei. Aber das war unmöglich. Sophia blickte ernſt und gleichgültig, ſcheinbar theilnahmlos vor ſich hin und erhob nur ſelten das Auge. Der Major mußte überhaupt bemerken, daß Sophia ernſter geworden war oder es wenigſtens ſcheinen wollte. Es lag etwas auf ihrem Geſicht, was er früher nicht bemerkt, ein bitterer, verächtlicher Zug und zugleich etwas Lebens-

müdes. Sie hatte Erfahrungen gemacht, ſie hatte einſehen gelernt, daß die Männer, die ſich ihr zuwendeten, nicht diejenigen ſeien, die ihr der Liebe werth ſchienen.

Zufällig erwähnte der Major bei Gelegenheit der Schilderung eines Gefechts mit den türkiſchen Baſchi-Boſchuks auch der Beduinen in Algier und verglich dieſe verſchiedenen Truppen mit einander.

„Sie haben eine ſtürmiſche Vergangenheit gehabt, Herr Major", ſagte Sophia, ſich zum erſten Male an dem Geſpräch betheiligend. „Sie haben ſich von einem Bauernſohn zum Major emporgeſchwungen."

„Wer ſagt das?" fragte Ombrazowitſch befremdet. „Meine Geburt iſt allerdings keine hohe. Mein Vater war einfacher Anführer eines Koſakencorps. Aber ein Bauernſohn oder, was daſſelbe wäre, der Sohn eines Leibeigenen bin ich nicht. Woher haben Sie dieſe Nachricht?"

„Prinz Daniel hat uns ſo eben intereſſante Mittheilungen über Ihr Leben gemacht", ſagte Sophia.

„Aber, Sophia", rief Brazow, „das gehört nicht hierher!"

„Warum nicht?" fragte Sophia. „Prinz Daniel hat uns weder Discretion empfohlen, noch ſchien er überhaupt dieſelbe verlangen zu wollen. Ich glaube, ich irre mich nicht, Prinz!"

Daniel war leicht erblaßt. Er antwortete jedoch ſcheinbar ruhig:

„In der That, ich glaube meine Mittheilungen vertreten zu können.“

„So darf ich dieſelben erfahren, hoffe ich!“ ſagte der Major, ſich in ſeinen Gartenſtuhl zurücklehnend. „Wenn ſie aber ſo unrichtig ſind wie jene erſte, ſo bin ich ſehr begierig, den Urheber kennen zu lernen.“

Daniel erzählte etwas ſtockend und zuweilen einen Ausdruck mäßigend, aber er wiederholte im Allgemeinen, was er vorher berichtet. Der Major lauſchte aufmerkſam, aber ſcheinbar ſehr ruhig.

„Und wer hat Ihnen dieſe Mittheilungen gemacht?“ fragte er dann mit einem ſpöttiſchen Lächeln.

„Ein Herr Lorzinsky“, antwortete Daniel.

„Bah, ein bekannter Abenteurer, Spieler und Betrüger“, ſagte der Major verächtlich. „Ich muß mich aufs höchſte wundern, daß Sie die Mittheilungen eines ſolchen Menſchen öffentlich und gerade hier wiederholen. Wenn ich nicht irre, ſo ſagten Sie, Sie wollten dieſelben vertreten?“

„Ja, ich thue es!“ rief Daniel. „Und ich werde ſie beweiſen!“

„So ſind Sie ein Lügner“, rief der Major, ſich erhebend, „und nur die Gegenwart der Damen hält

mich ab, Ihnen meine Meinung in derbern Worten zu ſagen. Genug, Sie ſind ein Lügner. Herr Graf, haben Sie die Güte, das Nähere zu verabreden. Adieu, meine Damen! Sie werden mich nicht eher wiederſehen, als bis dieſer Schimpf von mir abgewaſchen iſt!“

Und ſich verneigend trat er zurück und ging dem Schloſſe zu.

Daniel warf ſich in ſeinen Gartenſtuhl, mit einer Miene, als ob er einen großen Triumph errungen. Aber in ſeinen Blicken lag doch etwas Unſicheres. Ganz ſo wohl, wie er ſcheinen wollte, ſchien ihm nicht zu Muthe zu ſein.

Michael Brazow ging mit auf den Rücken gelegten Armen auf und ab. Sophia's Geſicht zeigte nicht mehr allein Verachtung, ſondern auch Spott, ja faſt Schadenfreude. Es war allerdings ein Triumph für ſie, Daniel in dieſe Lage verſetzt zu haben. Nina beſchäftigte ſich ruhig mit ihrer Handarbeit. Wenn irgend etwas dafür zeugte, wie vollſtändig die ſchweſterliche Liebe für Daniel aus ihrem Herzen entwichen ſei, ſo war es dieſe Gleichgültigkeit. Auch Nina mußte wiſſen, daß es ſich hier um Leben und Tod handelte. Aber ſie arbeitete ruhig weiter, als ſei nichts geſchehen.

„Nun, Prinz, wie wollen wir die Sache arrangiren?“ fragte Brazow, vor Daniel ſtehen bleibend.

„Ganz nach Ihrem Belieben“, antwortete Daniel, ſich den Schnurrbart ſtreichend.

„Nach meinem Belieben? Mir beliebt nichts!“ rief Brazow faſt heftig. „Man hat nichts als Unannehmlichkeiten mit Ihnen! Ich wünſchte, dieſe Affaire wäre nicht hier paſſirt, hier in meinem Hauſe. Das Geſchrei davon wird bis nach Petersburg dringen!“

„So danken Sie dafür der Comteſſe, die ſo gütig war, den Major zu unterrichten!“ ſagte Daniel.

Nichts hätte Sophia gehindert, die Terraſſe zu verlaſſen, aber ſie that es nicht. Gerade jetzt ſchien ſie entſchloſſen, zu bleiben, um zu ſehen, wie Daniel ſich benehmen werde. Ihr Blick war mit unbeſchreiblicher Kühle, mit der verächtlichſten Gleichgültigkeit auf Daniel gerichtet, der ſich unter dieſem Blicke geiſtig wand und auch körperlich unruhig hin und her rückte.

„Bitte um Verzeihung!“ ſagte ſie ruhig. „Was ein Mann ſpricht, muß er vertreten können! Und daß ich wiſſen wollte, was der Major auf Ihre Beſchuldigungen zu erwidern habe, iſt ganz natürlich, da ich weiß, daß er den Gedanken, mich zu heirathen, immer noch nicht aufgegeben hat.“

„Ah!“ rief Daniel, ſich in ſeinem Stuhl halb aufrichtend. „Dieſer Elende!“

Auch Brazow ſchien überraſcht und ſah ſeine Schweſter forſchend an.

„Iſt das wahr, Sophia?“ fragte er. „Ich glaubte, davon ſei nie mehr die Rede geweſen!“

„Zwiſchen mir und dem Major nicht“, antwortete die Comteſſe, „aber er hat zu einer meiner Freundinnen in Tiflis geäußert, daß er ſeine Bewerbung um mich erneuern werde, ſobald der Krieg zu Ende ſei. Ich ſcheine ihm zwar zu zürnen, doch hoffe er, mich von der Grundloſigkeit meiner Antipathie zu überzeugen. Ich führe dies hier nur an, um mein Benehmen zu erklären. Der Wunſch, den Charakter und die Vergangenheit eines Mannes, der unſere Hand begehrt, kennen zu lernen, ſcheint mir ſehr natürlich!“

„Gleichviel, es iſt einmal geſchehen“, ſagte Brazow mißmüthig. „Es gibt nur zwei Wege, dieſe Angelegenheit zu beendigen. Entweder Sie verlangen Beweiſe von jenem Lorzinsky und werfen, wenn er ſie Ihnen nicht geben kann, die ganze Angelegenheit auf ihn zurück und bitten Ombrazowitſch um Verzeihung —“

„Niemals!“ rief Daniel mit einem wüthenden Zucken der Lippen. „Ich haſſe ihn wie den Tod!“

„Oder Sie ſchlagen ſich mit ihm“, fuhr Brazow fort, „und zwar in jeder Art und Weiſe, wie der Major

es verlangt, denn er iſt auf eine ſchwere, faſt unerhörte Weiſe von Ihnen beleidigt."

„Wir ſchlagen uns oder ſchießen uns, was er will, natürlich — mir Alles gleich!" ſagte Daniel.

„Aber machen Sie Ihr Teſtament!" ſagte Sophia ruhig. „Der Major iſt ein geübter Schütze!"

„Wünſchen Sie meinen Tod?" rief Daniel mit einem flammenden Blick.

„So wenig wie den dieſes Wurms!" ſagte ſie und ſchnellte einen Wurm, der dicht vor ihrem Fuße über den Sand kroch, mit der Spitze des Fußes fort.

Daniel erhob ſich, bleich wie der Kalk an der Terraſſenwand, vor der er ſaß.

„Graf!" rief er, „dulden Sie eine ſolche Beleidigung Ihres Schwagers in Ihrem Hauſe?"

„Aber, mein Gott, machen Sie das mit Sophia ab!" antwortete Brazow faſt verächtlich. „Ich kann meiner Schweſter nicht verbieten, Ihnen auf Ihre Fragen zu antworten. Nun alſo, Sie ſind von Ombrazowitſch ein Lügner genannt worden, und es ſcheint, als wollten Sie weder den Beweis der Wahrheit Ihrer Behauptungen führen, noch auch über die Unrichtigkeit derſelben Kenntniß einziehen. Was ſoll ich dem Major von Ihrer Seite melden?"

„Daß ich ihm den Lügner mit einer Piſtolenkugel

zurückgeben will", erwiderte Daniel. „Die Zeit mag er ſelbſt beſtimmen. Darf ich Sie bitten, mir zum Secundanten zu dienen?"

„Ich bedauere, Ihre Bitte abſchlagen zu müſſen", antwortete Graf Brazow. „Der Major wird meiner mehr bedürfen als Sie, da es ihm ſchwer fallen dürfte, hier in der Nachbarſchaft einen Secundanten zu finden."

„So nehme ich Lorzinsky!" ſagte Daniel, ſich auf die Lippen beißend.

„Mir recht, wenn der Major ihn nicht ablehnt", ſagte Brazow kühl.

Ein Diener näherte ſich und überreichte dem Grafen ein offenes Blatt Papier, auf welchem folgende Worte in franzöſiſcher Sprache ſtanden:

„Herr Graf! Meine dienſtlichen Verhältniſſe machen es mir zur unabweislichen Pflicht, noch heute eine Beendigung der Ehrenſache herbeizuführen, die zwiſchen mir und dem Prinzen Daniel Garika entſtanden iſt. Ich muß morgen in Tiflis ſein, oder wenn ich falle, muß die Nachricht meines Todes dort eintreffen. Entweder das Duell findet heute Nachmittag ſtatt, oder es wird aufgeſchoben. Natürlich wünſche ich das Erſtere, und der Prinz wird ſich nicht weigern, für ſeine unverſchämte Beleidigung noch heute einzuſtehen. Darf ich Sie bitten, mir bis dahin Gaſtfreundſchaft in Ihrem Schloſſe zu

gewähren und mir zu ſecundiren? Sie erzeigen dieſe Ehre keinem Unwürdigen. Ich bin bereit, Ihnen, wenn ich überlebe, den Nachweis zu liefern, daß die Behauptungen des Prinzen Lügen ſind. Ich bin u. ſ. w.

Paul Ombrazowitſch."

Der Graf reichte Daniel das Blatt, der es aufmerkſam las und dann ſagte:

„Ich habe nicht nöthig, ein Teſtament zu machen. Wollen Sie einen Diener nach Garika ſchicken, um meine Piſtolen holen und Lorzinsky ſagen zu laſſen, daß er herüberkomme?"

„Es iſt mir nicht angenehm, dieſen Mann hier zu ſehen", antwortete Brazow. „Aber es wird das erſte und letzte Mal ſein. Ich werde mit dem Major ſprechen!"

Er ſtand auf. Nina erhob ſich und ſagte: „Ich gehe mit Dir!" Sie nahm ſeinen Arm und warf Sophia einen fragenden Blick zu. Wider Erwarten ſchloß ſich Sophia den Beiden nicht an, im Gegentheil, ſie nahm ein Buch vom Tiſche und begann zu leſen. So blieb ſie alſo mit Daniel allein zurück.

Dieſer warf ihr, während ſie las oder zu leſen ſchien, unruhige Blicke zu, in denen ſich Befremden und Ungewißheit ausſprachen. Auch ihn mußte es überraſchen, daß Sophia, die ihn ſonſt immer mied, jetzt gerade in

ſeiner Nähe blieb. Endlich ſtand er auf, that einige Schritte, ſtand in einiger Entfernung von Sophia ſtill und ſagte mit unſicherer Stimme:

„Comteſſe, darf ich Ihnen einige Worte ſagen, die vielleicht meine letzten ſein werden?"

Sophia ließ ihre Hände und das Buch in den Schooß ſinken, antwortete aber nicht.

„Meine letzten, Comteſſe!" wiederholte Daniel betonend.

„Ich wünſche es!" ſagte Sophia mit verächtlicher Kälte.

„Sie wünſchen es? Was wünſchen Sie? Daß es meine letzten Worte ſein mögen?" fragte Daniel.

„Nun ja, ich ſollte meinen, das Leben müßte Ihnen ſelbſt zur Laſt ſein!" antwortete die Comteſſe.

Daniel ſtand, als habe er nicht recht gehört, und ſtarrte ſie an. Offenbar war er bemüht, dem Gedankengange Sophia's zu folgen. Aber wenn er ſie auch verſtand, ſo durfte er es nicht zugeben. Und vielleicht verſtand er ſie wirklich nicht, denn ihm erſchien Alles, was er in dem letzten Jahre gethan, ſehr natürlich.

„Sie haben Recht, Comteſſe, in gewiſſem Sinne iſt mir das Leben eine Laſt", ſagte er. „Ich ſehe mehr und mehr ein, daß der liebſte meiner Wünſche niemals in Erfüllung gehen wird. Sophia, Sie haben in der That nicht recht an mir gehandelt. Ohne Sie wäre Alles

anders gekommen. Ich hätte mich nicht zu jener thörichten Erhebung verleiten laſſen, ich hätte die Anwartſchaft auf Ihre Hand behalten; ich habe ja ſeitdem erfahren, daß Sie an jener nächtlichen Scene mit dem Major unſchuldig waren."

„Die Anwartſchaft auf meine Hand?" fragte Sophia mit unbeſchreiblicher Verachtung. „Sie ſcheinen Ihre Gedanken verloren zu haben. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich etwas ſtark ausdrücke, aber es ſcheint mir, als ſei Ihr Verſtand umwölkt. Wann und wo habe ich Ihnen je Hoffnungen gemacht?"

Einen Augenblick ſchien es, als wolle Daniel aufbrauſen. Dann aber ergriff ihn etwas wie Rührung oder vielleicht Kleinmüthigkeit. Seine Miene wurde ſanfter, ſein Blick bittend.

„Sophia", ſagte er, „Sie ſind ſo hart gegen mich, und in wenigen Stunden lebe ich nicht mehr!"

„Was kümmert mich das?" antwortete ſie trotzig. „Sind Sie es nicht ſelbſt, der ſein Leben um einer Verleumdung willen aufs Spiel ſetzt? Verlangen Sie Mitleid, Sie?"

„Und weshalb ich nicht?" fragte er, betroffen von dem unſaglich höhniſchen Ausdruck ihrer Miene.

„Sie ſollten glücklich ſein bei dem Gedanken, einen ſchnellen Tod von einer Kugel ſterben zu können",

ſagte Sophia. „Wahrlich, dieſer Tod iſt zu gut für Sie!“

„Sophia“, rief Daniel mit bleichen, zitternden Lippen, „Sie ſind furchtbar, Sie haſſen mich!“

„Haſſen? Nein, das Gefühl des Haſſes iſt noch etwas Edles im Vergleich mit dem, was ich für Sie empfinde! Daniel, dieſe Unterredung wird die letzte ſein, die jemals zwiſchen mir und Ihnen ſtattfindet. Ob Sie nun lebend oder todt den Kampfplatz verlaſſen, der Sie erwartet, wir werden nie mehr mit einander ſprechen. Deshalb will ich Ihnen meine wahre Meinung ſagen. Ja, es gab eine Zeit, in der ich ſchwach genug war, ſelbſt mit Ihnen zu kokettiren — ich verabſcheue dieſe Zeit, ich verwünſche ſie! Aber damals kannte ich Ihren ganzen elenden Charakter noch nicht. Es gab Augenblicke, in denen ich glaubte, es ſchlummere noch etwas Edleres in Ihnen. Jetzt weiß ich, daß Ihr Herz ſchlechter iſt als das des elendeſten Verbrechers. Selbſt der Verbrecher hält ſeinen Genoſſen Treue, Sie haben den eigenen Bruder, den eigenen Waffengefährten verrathen!“

„Es war nicht mein Bruder!“ rief Daniel wild.

„Mann!“ rief Sophia und ihre Augen blitzten, „Mann, erheben Sie Ihre Hand und ſchwören Sie im Namen Gottes, des Allwiſſenden, daß Sie glauben, es ſei nicht Ihr Bruder geweſen! Ja, da ſtehen Sie

bleich wie ein Verbrecher! Nun, warum fügen Sie nicht den Meineid zum Verrath? Warum ſchwören Sie nicht? Weil Sie nicht können, weil Sie nicht einmal den Muth des Verbrechers haben, weil Sie feig ſind!"

„Unerhört! Unerhört! murmelte Daniel, außer ſich vor Wuth und Schrecken. „Wenn Sie ein Mann wären —"

„Nun, und wenn ich das wäre?" rief Sophia. „Was wollen Sie? Vielleicht würden Sie in einem Augenblicke halber Raſerei mich zum Zweikampf fordern, um zu zittern, wenn ich Ihnen gegenüber ſtände. Denn zittern werden Sie auch vor Ombrazowitſch! Die Natur hatte Ihnen ein Quentchen Muth verliehen, das letzte Erbtheil eines edlen Vaters! Auch das iſt dahin! Ihr Gewiſſen wird Sie niederdrücken. Sie wiſſen jetzt, daß Sie mit einem Verbrechen auf der Bruſt ſterben, daß Sie mit ſchwerer Schuld beladen dieſe Welt verlaſſen, und deshalb liegt das dunkle Grab furchtbar vor Ihnen. Für Sie gibt es keine Hoffnung. Entweder Alles iſt aus mit dem Tode, und dann verlieren Sie den Lohn Ihres Verraths, oder es iſt nicht aus, und dann erwartet Sie jenſeits die blutige Geſtalt des Bruders, den Sie gemordet haben. Ich ſage Ihnen, Sie werden zittern, wenn Ombrazowitſch Ihnen gegenüber ſteht!"

„Sie ſind ein Teufel!" rief Daniel, das Geſicht verzerrt von Entſetzen. „Und Ihretwegen that ich Alles!

Ihretwegen verrieth ich George. Ich hoffte noch immer auf Sie!"

„Entweder ich muß ſehr ſchlecht geweſen ſein, oder Ihre Verachtung alles Ehrgefühls überſteigt alle Grenzen, daß Sie eine ſolche Hoffnung hegen konnten", ſagte Sophia düſter. „Ja, ich war ſchlecht, ich war leichtſinnig, ich weiß es, aber nicht ſo ſchlecht, daß Sie hätten glauben dürfen, ich würde einem allgemein verachteten Menſchen meine Hand reichen! Und Sie — Sie wagen es, über Ombrazowitſch zu ſpotten? Wenn er Alles gethan hätte, deſſen Sie ihn beſchuldigen, er wäre immer noch ein Ehrenmann im Vergleich mit Ihnen! Seine Fehler ließen ſich vielleicht durch die Verhältniſſe, durch die Noth erklären und entſchuldigen. Aber was Sie gethan, findet ſeine Erklärung nur in einer gemeinen Seele. Ombrazowitſch, darauf ſchwöre ich, hätte den eigenen Bruder nie verrathen!"

„O tauſendmal!" rief Daniel, ſchäumend vor Wuth. „Sie lieben ihn, den Schurken!"

„Lieben? Nein, ich — doch wozu ſoll ich Ihnen Rechenſchaft geben über mein Herz!" ſagte Sophia. „Was ich gethan, geht nur mich an. Ich werde es büßen!"

Sie erhob ſich. Daniel ſtand mit auf einander gepreßten Lippen, in ſprachloſer Wuth.

„Sie wiſſen jetzt, weshalb ich zurückgeblieben bin

bei Ihnen, den ich sonst immer mied", sagte Sophia. „Ehe Sie dieses Leben verlassen, wollte ich Ihnen wenigstens kund thun, wie man über Sie denkt. Denn wie ich denken alle; selbst Nina wurde nicht bewegt von dem Gedanken an Ihren Tod. Und wenn Sie überleben, nun, so wissen Sie genug, um mir nie wieder zu nahen. Nie werde ich wieder ein Wort an Sie richten. Aber solange ich lebe, werde ich mich schämen, daß ein Mann wie Sie auch jetzt noch Liebe von mir erwarten konnte!"

Es war vielleicht gut, daß in diesem Augenblick ein Diener auf der Terrasse erschien. Daniel, bis ins Innerste seines eitlen Herzens verletzt, wäre zu einem Angriff auf Sophia fähig gewesen. Jetzt sank er, unfähig, seiner namenlosen Wuth Worte zu geben, mit einem dumpfen Schrei in einen Stuhl. Ohne ihm noch einen Blick zuzuwenden, ging Sophia langsam nach dem Schlosse.

Als sie durch den Corridor im Erdgeschoß ging, öffnete sich eine Thür und der Graf und der Major traten aus derselben. Ombrazowitsch verbeugte sich tief und schien durch diese Verbeugung und dadurch, daß er einen Schritt auf sie zutrat, andeuten zu wollen, daß er mit Sophia zu sprechen wünsche. Sie stand still.

„Comtesse", sagte er, „ich habe vorher gesagt, daß ich nicht eher wieder vor den Damen erscheinen würde,

als bis jene Schmach von mir abgewaſchen ſei. Aber es wäre möglich, daß ich fiele, und dieſer Grund bewegt mich, Sie zu bitten, Comteſſe, mir noch vorher Gehör zu ſchenken. Fürchten Sie nicht, wenn ich auch wünſche, daß dieſe Unterredung nur zwiſchen uns ſtattfinde, daß ich irgend etwas ſagen werde, was Sie im geringſten unangenehm berühren könnte. Ich habe Ihnen nur eine einfache Mittheilung zu machen über mich ſelbſt."

„So bin ich bereit, Sie zu hören", ſagte Sophia ruhig.

„Herr Graf", wandte ſich Ombrazowitſch, nachdem er ſich dankend gegen Sophia verneigt, zu Brazow, „in einer Viertelſtunde ſpäteſtens bin ich bei Ihnen. Sagen Sie inzwiſchen dem Prinzen, daß ich ausnahmsweiſe jeden ſeiner Secundanten annehme, daß aber ſieben Uhr der ſpäteſte Termin des Duells iſt."

Sophia ging voran. Ombrazowitſch folgte ihr bis in ihr Zimmer, ohne daß ein Wort zwiſchen ihnen geſprochen wurde. Dort bot Sophia ihm einen Seſſel; er lehnte ihn ab.

„Comteſſe", ſagte er, „die Möglichkeit iſt vorhanden, daß ich in dieſem Duell falle. Mein Auge wird ſicher, meine Hand feſt ſein, aber mein Tod iſt dennoch möglich. Deshalb wollte ich Ihnen etwas ſagen, was ich keinem Andern, auch nicht dem Papier anver-

trauen möchte — nur Ihnen allein. Wollen Sie mir das Verſprechen geben, dasjenige, was ich Ihnen ſagen werde, als ein Geheimniß zu bewahren, gleichviel ob ich nun lebe oder ſterbe? Sie können es, denn es betrifft nur mich allein!"

„Ich werde es! Sprechen Sie!" ſagte Sophia.

„Comteſſe", fuhr der Major fort, „die Behauptungen, welche Daniel Garika vorhin ausgeſprochen, ſind nicht ganz Lügen, wenn auch diejenigen Thatſachen, die mich am meiſten beſchweren, erlogen ſind. Der Mann, von dem der Prinz jene Nachrichten erhalten, hat meine Lebensbahn mehrmals durchkreuzt; er weiß Einiges von mir, das Weitere hat er erfunden, da er mich haßt, denn ich habe ihn mehrmals entlarvt. Gerade diejenige ſeiner Behauptungen, die mich am ſchwerſten trifft, obgleich ich ſelbſt an der Thatſache unſchuldig bin, iſt wahr. Ich bin der Sohn eines leibeigenen ukrainiſchen Bauern und bin bis heute noch nicht losgekauft, da ich mich fürchtete, als ich Offizier geworden, die ganze Wahrheit zu ſagen. Sie begreifen, Comteſſe, was das bedeuten will. Wenn die Erben des Mannes, zu deſſen Zeit ich geboren wurde, Anſprüche auf mich erhöben, ſo müßte ich heute in die Leibeigenſchaft zurückkehren. Ich lege mit dieſem Geheimniß mein Lebensglück in Ihre Hände; betrachten Sie dies als einen Beweis meines unbedingten Ver-

trauens. Es iſt ferner wahr, daß ich eine Zeit lang ein abenteuerliches Leben geführt, aber damit ſchließt auch die Summe deſſen, was ich zugeſtehen kann; alles Andere iſt erlogen. Wenn ich zweimal Urlaub erhalten oder Verſetzung beantragt, ſo geſchah es, weil ich mit meinen Kameraden nicht gut ſtand. Möglich, daß ich unverträglichen Gemüthes bin, daß ich Manchen beleidigt, genug, die Gründe, weshalb ich das eine Mal Rußland verließ, das andere Mal um Verſetzung nach dem Kaukaſus bat, ſind nicht ehrverletzend für mich, wenn ſie auch kein gutes Zeugniß für einen friedfertigen Charakter ablegen mögen. Ihnen, Comteſſe, habe ich mein Geheimniß anvertraut; Sie begreifen aber, daß ich vor der Welt Jeden, der mir meine niedrige Geburt vorwirft, Lügen ſtrafen, daß ich mein Geheimniß mit der Piſtole oder mit dem Degen vertheidigen muß. Ich bin einmal ſoweit gegangen, ich kann nicht mehr zurück. Wohl aber iſt es mein feſter Wille, wenn ich dieſes Duell und die nächſten Kämpfe überlebe, mich zu dem Kaiſer zu begeben, ihm offen zu erzählen, wie Alles ſich ereignet, und ihn zu bitten, mir im geheimen meine Freiheit zu erwirken und das Geſchehene zu verzeihen. Er wird es thun, denn ich weiß es, ich bin ein guter Soldat. Das iſt mein Geheimniß! Darf ich noch etwas hinzufügen, Comteſſe?"

„Sie haben mir ſo viel anvertraut", antwortete Sophia, „daß es mir nicht ziemen würde, Ihnen mit gleichem Vertrauen entgegen zu kommen!"

„Ich danke Ihnen, Comteſſe", ſagte Ombrazowitſch. „Ich will nicht alte Wunden berühren, ich will nur, ehe ich einen Gang auf Leben und Tod wage, zu erfahren ſuchen, wie viel Werth dieſes Leben für mich noch beſitzt. Sie wiſſen, daß ich Sie geliebt habe, Comteſſe. Für einen Mann von meiner Stellung — denn von meiner Herkunft wußten Sie nichts — waren meine Wünſche nicht hochfliegend. Ein junger Offizier, dem die höchſten Rangſtufen der Armee nicht verſchloſſen ſind, darf um die Hand jeder Dame ringen, ohne des Ehrgeizes oder der Verwegenheit beſchuldigt zu werden. Ich liebte Sie ſo leidenſchaftlich, Comteſſe, daß ich mich an jenem Abend zu einer Unwahrheit hinreißen ließ. Ich wollte Sie veranlaſſen, ſich offen für mich zu erklären, und war feſt bei mir entſchloſſen, Ihnen den Zwang, den ich Ihnen anthat, durch ein Leben voll Aufopferung und Hingebung zu erſetzen. Freilich rechnete ich damals auf eine Neigung in Ihrem Herzen. Der Erfolg ſcheint mich Lügen geſtraft zu haben, ich ſage: ſcheint; denn noch heute weiß ich nicht, ob ich die Kälte, die Sie mir ſeitdem bewieſen, einer wirklichen Abneigung gegen mich oder dem Gefühle beleidigten Stolzes zuſchreiben ſoll. Seitdem haben die Ver-

hältniſſe ſich in trauriger Weiſe verwirrt. Ich aber, Comteſſe, ich habe meine Liebe im Herzen getragen, und ich bin kühn genug, ich geſtehe es, zu hoffen, daß ein treues Werben vielleicht noch belohnt werden könne. Ich fordere keine Erklärung von Ihnen, Comteſſe, nur eine Erlaubniß. Ich habe Ihnen mein Herz geöffnet, Ihnen ein Geheimniß mitgetheilt, das ich gegen jeden Andern bis auf den Tod bewahren und vertheidigen würde. Wenn ich heute überlebe, wenn es mir gelingt, den Kaiſer für mich zu gewinnen und den Makel zu beſeitigen, der bis jetzt noch auf meiner Herkunft haftet, wenn ich in jeder Beziehung rein daſtehe, darf ich dann meine Werbung um Sie wieder aufnehmen, Comteſſe? Wollen Sie mich dann, Alles, was zwiſchen uns geſchehen, vergeſſend, gleichſam als einen Fremden betrachten und mir geſtatten, von neuem und ohne jede Erinnerung an die Vergangenheit mich um Ihre Liebe zu bewerben, mit der vollen Freiheit für Sie, mich zurückweiſen zu dürfen? Meine Zukunft hängt davon ab. Geben Sie mir dieſe Erlaubniß nicht, ſo kehre ich nie nach dieſen Gegenden zurück, ſo vermeide ich Ihre Nähe und werde, ſoviel dies möglich iſt, zu vergeſſen ſuchen, was hinter mir liegt. Ich verlange wenig, Comteſſe! Ich verlange nicht mehr, als was mir immer zuſtehen würde. Aber ich möchte die Erlaubniß von Ihren Lippen hören."

Sophia hatte, während er ſprach, zu Boden geblickt. Jetzt ſah ſie auf und bemerkte, in welcher Erwartung die Blicke des Majors an ihren Zügen hingen.

„Herr Major", ſagte ſie, „Sie würden niemals eine Antwort auf Ihre Frage von mir erhalten haben, wenn Sie mir nicht durch Ihre Offenheit eine Verpflichtung zu gleichem Vertrauen auferlegt hätten. So will ich Ihnen denn in wenigen Worten ſagen, daß ich allerdings in jener Zeit mit mir kämpfte, ob ich Ihre Bewerbung annehmen ſolle oder nicht. Manches zog mich zu Ihnen hin, Manches ſtieß mich ab. Ihr Charakter war mir unklar, aber, ich füge es aufrichtig hinzu, auch mein eigenes Herz war mir nicht klar. Seitdem bin ich ernſter, vielleicht reifer geworden. Ich weiß nicht, ob ich dem Mann begegnen werde, den ich von ganzem Herzen lieben kann; bis jetzt habe ich ihn noch nicht gefunden, auch in Ihnen nicht. Aber das will ich nicht für alle Zukunft gelten laſſen. Das Leben iſt ein ernſter Zuchtmeiſter; vielleicht finden ſich einſt unſere geläuterten Herzen zuſammen. Und ſo gebe ich Ihnen die Erlaubniß, die Sie gewünſcht haben. Reinigen Sie ſich von jedem äußerlichen Makel und treten Sie dann vor mich hin mit aller Aufrichtigkeit und Offenheit, deren Sie fähig ſind, dann will ich Sie als einen ganz Fremden oder vielmehr Neuen betrachten, ohne jede Erinne-

rung an die Vergangenheit. Das iſt Alles, was ich verſprechen kann. Sie ſagten, Sie wünſchten nicht mehr, Herr Major. Wenn aber hinter Ihrem Wunſche noch eine weiter gehende Hoffnung verborgen iſt, ſo zürnen Sie ſich ſelbſt und nicht mir, wenn dieſelbe einſt nicht in Erfüllung gehen ſollte. Meine Anſichten über das Leben und auch über die Männer haben ſich geändert. Ich verlange den vollen Ernſt eines Mannesdaſeins und die volle Liebe. Niemand wird meine Hand erhalten, der mir nicht Beides bieten kann, und ſollte ich auch mein Leben lang unvermählt bleiben. Mit dieſer Erklärung glaube ich Ihre Frage beantwortet zu haben."

Der Major verbeugte ſich tief. Seine Miene war ſehr ernſt. Sophia hatte ihn nie ſo geſehen. Es lag etwas Düſteres, Wehmüthiges, Entſagendes auf ſeinem Geſicht.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Comteſſe", ſagte er. „Es gibt Menſchenleben, denen, wie es ſcheint, von vornherein der Stempel des Irrthums und des vergeblichen Ringens aufgedrückt iſt und die von der Schwere der Verhältniſſe ſtets wieder in den Staub gezogen werden. Ein ſolches, fürchte ich, iſt das meine. Ihre Worte waren ſanft und tröſtend, aber ich fühle, daß ſie mir jede Hoffnung nehmen. Die Kugel Daniel's, wenn ſie mich trifft, wird ein kaltes Herz treffen."

Er ging. Sophia trat an das Fenſter und blickte lange, in tiefes Sinnen verloren, hinaus. Was empfand ihr Herz bei dem Gedanken, daß in kurzer Zeit die beiden Männer, von denen ſie geliebt worden, ſich in tödtlichem Kampfe gegenüberſtehen würden? Volle Verachtung für den einen — und für den andern? Regte ſich etwas für ihn in ihrem Herzen? Faſt ſchien es ihr ſo und doch wurde ſie ſich nicht klar darüber. Er war keine reine Natur. Konnte er es jemals werden? Unmöglich war es nicht. Fühlte ſie doch ſelbſt, daß in ihr ſeit einem Jahre eine Aenderung zum Beſſern vor ſich gegangen. Aber war der Major nicht aus gar zu irdiſchem Stoffe geformt? Konnte er ſeine Natur ändern? War ihm die Intrigue und die Berechnung nicht angeboren? Das Bild George's erſchien ihr ſo edel, ſo rein, ſo uneigennützig, und ſie ſeufzte tief. Nein, nein, ſo liebte ſie den Major nicht, wie ſie einen Mann hätte lieben können. Aber hatte ſie denn noch Anſpruch auf die Liebe eines Mannes wie George? War nicht der beſte Theil, die Blüte ihres Herzens verloren gegangen in kleinlichem Spiel? Mußte ſie nicht zufrieden ſein, wenn ein Mann wie Ombrazowitſch ſein Leben mit dem ihren vereinen wollte? Oder war es beſſer, einſam durch die Welt zu gehen, in herber Trauer um das verſcherzte Glück der Vergangenheit?

Um ſieben Uhr — es war im Mai und alſo noch ſchöner, heller Nachmittag — trafen ſich vier Männer auf einer kleinen Waldlichtung zwiſchen Dari und Garika, Daniel und ſein Secundant Lorzinsky, der Graf und der Major.

Daniel war ſchon vor einer Stunde aus Dari weggeritten, ſeinem Secundanten entgegen. Er hatte von Niemand Abſchied genommen, Niemand hatte Abſchied von ihm nehmen wollen. Niedergeſchmettert und zugleich zur wahnſinnigen Wuth gereizt durch die Verdammung Sophia's, hatte er ſeine ganze Verlaſſenheit, ſeine Aechtung empfunden, aber zugleich auch den Gedanken glühender Rache gefaßt. Ja, rächen wollte er ſich an allen, an Sophia durch den Tod des Majors, den er von ihr geliebt glaubte, an dem Grafen durch Verleumdung, ſelbſt an Nina — er wußte noch nicht wie. Aber auch ihr wollte er zeigen, daß er haſſen und ſich rächen könne. Alles, was von wildem, despotiſchem Sinn in ihm lebte, flammte auf. Er dachte an Gewalt und Mord.

Lorzinsky hatte in guter Vorausſicht ein Fläſchchen ſtarken Liqueur mit ſich gebracht, das Daniel in wenigen Zügen leerte. Sie ſprachen beide lange und haſtig mit einander, während ſie den Grafen und den Major erwarteten. Auch von Sophia war die Rede. Lorzinsky gab den wilden Rachegedanken durch teufliſche Rathſchläge

Halt und Geſtalt. Es war ein gewitzigter Burſche, dieſer Lorzinsky, und er ſchien den Major glühend zu haſſen. Es mochte wahr ſein, daß ihm Ombrazowitſch zuweilen hindernd in den Weg getreten. Seine ſchwarzen Augen leuchteten in wilder Luſt, als er mit Daniel ſeinen Plan verabredete.

„Sterben! Jetzt ſterben!“ rief Daniel höhniſch lachend. „Daß ich ein elender Thor wäre! Mich möchten ſie aus dem Wege räumen, damit das Pärchen ſich über meiner Leiche die Hände reichen könnte! Nein, Lorzinsky, jetzt ſoll das Leben erſt beginnen! Brazow iſt ein Schurke. Auch er ſoll es büßen! Wir wollen ihm eine Schlinge legen, die ſein und Nina's Vermögen in meine Taſche bringt! Sie wollen meinen Untergang, gut, ſo will ich mir kein Gewiſſen daraus machen, wenn ich ſie verderbe!“

Das Erſcheinen des Grafen und des Majors unterbrach das Geſpräch. Die Männer ſtiegen von ihren Pferden. Ein Diener Brazow's trug ein Käſtchen mit Piſtolen herbei und ſetzte ein anderes Käſtchen, das Bandagen und einige einfache Inſtrumente für den Fall der Verwundung enthielt, auf dem Raſen nieder.

„Du weißt ganz beſtimmt, daß er als Leibeigener geboren und es noch iſt?“ flüſterte Daniel ſeinem Genoſſen zu.

„Ich weiß es!“ antwortete dieſer. „Ich nehme jede Verantwortung auf mich!“

Der Graf beſprach das Arrangement des Duells mit Lorzinsky und bewies dabei eine Kälte und Zurückhaltung, die ſeine ganze Verachtung für den neuen Freund ſeines Schwagers an den Tag legte. Lorzinsky, daran vielleicht gewöhnt, ſchien das gar nicht zu beachten; nur zuweilen zuckte es um ſeine Lippen höhniſch und ſpöttiſch. Die Verabredung war beendet. Es ſollten die Piſtolen des Grafen benutzt und von dieſem und Lorzinsky geladen werden. Der Major hatte um zehn Schritt Diſtanz ohne alle weitere Formalitäten gebeten. Lorzinsky nahm es an. Die Piſtolen wurden geladen, wobei der Major ſehr aufmerkſam auf Lorzinsky achtete.

„Herr Graf“, ſagte Daniel, als er ſeine Piſtole in die Hand nahm, „ich habe noch ein Bedenken. Es ſcheint mir unwürdig für den Enkel eines Königs, ſich mit einem Leibeigenen zu ſchießen. Ich glaube, ein ſolches Duell könnte einen Makel auf meine Ehre werfen.“

Der Graf ſtand überraſcht und warf einen düſtern, fragenden Blick auf den Major, der todtenbleich geworden war und deſſen Hand den Schaft der Piſtole wie im Krampf umſpannte.

„Ich finde es ſeltſam, daß Sie dieſes Bedenken jetzt erſt ausſprechen“, ſagte Brazow. „Sie wiſſen, daß

der Herr Major dieſe Behauptung für eine Lüge erklärt hat und daß Sie ſich gerade deshalb gegenüberſtehen. Auf dieſe Weiſe würden Sie an ein Ehrengericht appelliren. Es müßte der Thatbeſtand feſtgeſtellt und entſchieden werden, ob der Herr Major als ruſſiſcher Offizier, trotzdem er der Sohn eines Leibeigenen wäre, ſatisfactionsfähig iſt. Meiner Anſicht nach iſt ein ruſſiſcher Offizier ſchon an und für ſich im Stande, Ihnen jede Genugthuung zu geben, mag er geboren ſein, wo und als was er wolle."

„Das iſt Ihre Anſicht, nicht die meine", ſagte Daniel. „Nimmermehr würde ich mich mit einem Manne ſchießen, der aus der Hefe des Volkes, dem Pöbel hervorgegangen iſt. Es wäre dies eine Verletzung meiner Würde. Ich überlaſſe es dem Major Ombrazowitſch, zu handeln, wie er will. Er mag eine Unterſuchung gegen mich einleiten laſſen wegen Beleidigung ſeiner Ehre. Dann wird ſich entweder die Wahrheit oder die Unwahrheit meiner Behauptung herausſtellen. In letzterem Falle, wenn nämlich der Major kein Leibeigener iſt, bin ich gern bereit, ihm jede Genugthuung zu geben, mich ſelbſt über das Schnupftuch mit ihm zu ſchießen. Aber ich weiß, daß er jenen Beweis nicht führen kann. Hier iſt mein Freund Lorzinsky, der mir abermals geſagt hat, daß er bereit ſei, in jedem Augenblick zu beſchwören,

daß der Major der Sohn eines Leibeigenen und bis jetzt nicht freigekauft ſei, ja, daß er zehn Zeugen ſtellen wolle, die daſſelbe eidlich erhärten können!"

„Dieſer Schurke Lorzinsky hat ſo viel Meineide geſchworen, daß es ihm auf einen neuen nicht ankommen wird", ſagte der Major, bleich wie ein Geſpenſt, mit dem letzten Reſt von Faſſung. „Wenn indeſſen Prinz Garika ſein Leben noch eine Zeit lang zu behalten wünſcht, ſo kann ich nichts dagegen einwenden und muß, wenn auch ungern, in dieſen Aufſchub willigen. Das Eine aber will ich ihm ſagen, daß, wenn er mich noch einmal, ehe dieſe Angelegenheit entſchieden iſt, in der Weiſe beleidigt, wie auf Schloß Dari, daß ich ihn dann als einen Poltron und unverſchämten Lügner niederſchlagen oder niederſchießen werde wie einen Hund. Meine Ehre, die mir ebenſo viel werth iſt, mehr noch als dem Prinzen die ſeinige, gebietet mir, von dieſem Augenblick an keine Aeußerung mehr zu ertragen, die mich beleidigen könnte!"

„Ich kann dem Herrn Major nicht Unrecht geben", ſagte Brazow. „Es wäre unerhört, wenn Jemand, ehe ein Ehrenpunkt durch das Ehrengericht geprüft worden, ſeinen Gegner in der Zwiſchenzeit ungeſtraft beleidigen und auf dieſe Weiſe die Gründe zur erſten Herausforderung ins Unendliche vermehren wollte. Wir haben

für heute nichts mehr mit einander zu thun, meine Herren."

„Abgeſehen davon, daß dieſer Lump von einem Leibeigenen Dich, einen polniſchen Edelmann, einen Schurken genannt hat!" ſagte Daniel zu Lorzinsky.

Die Worte waren kaum von Daniel's Lippen, als der Major mit einem Schrei der Wuth auf den Prinzen zuſprang. Ehe er aber noch die erhobene Piſtole abfeuern konnte, warf ſich Lorzinsky vor Daniel, es fiel ein Schuß, der Major ſtreckte die Arme von ſich, die Piſtole entfiel ihm, und ſtarr und unbeweglich fiel er auf den Raſen. Kaum, daß ſein Körper zuckte.

Brazow ſtand, als ob er gelähmt ſei, und ſtarrte auf die am Boden liegende Geſtalt, in deren Nähe Lorzinsky ſtand, die abgeſchoſſene Piſtole noch in der Rechten.

„Das iſt Mord, das iſt Mord!" rief Brazow endlich mit einem Schauder.

„Ich bitte Sie, auf Ihre Worte zu achten, Herr Graf!" ſagte Daniel, der ſehr bleich war, aber ein wildes Zucken der Freude in ſeinen Zügen kaum bemeiſtern konnte. „Sie haben geſehen, wie dieſer Mann mich anfiel; ich muß Lorzinsky danken, daß er mir die Piſtole entriß und den Angreifenden niederſchoß, denn ich war wirklich im Augenblick ſo überraſcht von dieſem Angriff, daß ich mich wehrlos hätte tödten laſſen."

„Sie hatten ihn beleidigt bis aufs Blut!“ rief Brazow, der erſt jetzt zur ganzen Erkenntniß dieſer furchtbaren That gelangte. „Er konnte es nicht dulden, Sie wollten ihn reizen, ihn tödten!“

„Herr Graf“, rief Daniel drohend, „bedenken Sie Ihre Worte! Auch Sie reizen mich bis aufs Blut und Sie gelten in meinen Augen nicht mehr als der Major.“

„Elender!“ rief Brazow außer ſich. „Feiger Verräther, der ſich mit ſeinem Spießgeſellen verabredet, den Major zu reizen, niederzuſchießen; o ich ſehe klar —“

Daniel war vorgetreten und hatte die Piſtole, die dem Major entfallen, aufgenommen. Es leuchtete ſo wild und unheimlich auf ſeinem Geſicht, daß es ſchien, als ſei er jeder That fähig. Lorzinsky hielt ihn zurück.

„Still, Prinz!“ ſagte er; „der Graf wird uns ein andermal Rede ſtehen. Er iſt wenigſtens ſatisfactionsfähig. Auch bedürfen wir ja eines Zeugen, ſonſt könnte man uns in der That für Mörder halten, während wir doch die Angegriffenen geweſen ſind. Die Angelegenheit iſt beendet für immer!“

Er ging zu ſeinem Pferde, das er mit dem Zügel an einen Baumzweig gebunden; Daniel folgte ihm. Brazow ſtand und ſtarrte ihnen nach. Seine Lippen bewegten ſich, als ob ſie Verwünſchungen ſprächen, aber

es war kein Wort zu hören. Dann wandte er ſich zu dem Major. Der letzte Hauch des Lebens war längſt aus dem Körper des Unglücklichen gewichen. Die Wunde war im Augenblick tödtlich geweſen.

Brazow fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. Er hatte den Todten nicht geliebt, aber ein ſo ſchmachvolles Ende mußte ihn doch mit dem tiefſten Mitleid erfüllen. Er ſtand und blickte ihn mehrere Minuten lang an. Dann rief er ſeinen Diener.

„Ich werde nach Dari reiten“, ſagte er. „Bleibe Du hier, bis ich mit einigen Dienern zurückkehre. Du haſt geſehen, was vorgefallen. Wenn Du auch nicht verſtanden, was geſprochen wurde, ſo kannſt Du doch bezeugen, daß der Begleiter Daniel's den Major getödtet. Sprich aber nicht zu Andern davon!“

Er beſtieg ſein Pferd, und wie gejagt von dem ſchrecklichen Bilde, deſſen Zeuge er geweſen, ſprengte er im raſenden Galopp nach Dari. Schon auf dem Hof rief er nach ſeinen Leuten. Sophia erſchien an ihrem Fenſter. Jedenfalls mußte einer von den Kämpfern ſchwer verwundet ſein, das errieth ſie. Aber wer war es? Daß der Major ſich nicht bei dem Grafen befand, war noch kein Zeichen, daß er gefallen. Er konnte entweder ſogleich weiter geritten oder bei dem verwundeten Daniel geblieben ſein. Doch hatte ſie nicht den

Muth, zu fragen. Sie öffnete nur das Fenſter, um zu hören, was ihr Bruder ſage.

Dieſer ſprach ſo eben mit einem Diener, der in aller Eile herbeigekommen war.

„Sattle ein Pferd und reite ſogleich nach Kureli und melde dem dortigen Offizier, daß der Major Ombrazowitſch erſchoſſen worden iſt, daß ich den Herrn Lieutenant bitten laſſe, ſogleich herüberzukommen und die Nachricht nach Tiflis weiter zu ſenden.“

Mehr hörte Sophia nicht. Ombrazowitſch todt! Eine Wolke legte ſich vor ihre Augen. Sie ſchloß das Fenſter und ſank auf einen Seſſel. Ein tiefes Weh zog ihr durch das Herz, wie ein langer, ſcharfer Schnitt, und ihre Gedanken verwirrten ſich. Sie preßte die Hände auf das Herz.

Hatte ſie ihn dennoch geliebt — trotz Allem? Vielleicht nicht. Aber heute hatte ſie etwas für ihn empfunden, was der Achtung nahe kam. Denn er hatte ihr ſein Herz geöffnet, ihr das Geheimniß ſeines Lebens anvertraut. Er hatte ihre Theilnahme, ihr Mitleid erweckt, denn er hatte ſie einen Blick thun laſſen in ſein Daſein und ſie ahnen laſſen, wie Vieles ihn bedrängt und vielleicht ſchlechter gemacht, als er ſonſt geweſen wäre.

Wie dem auch ſein mochte — er war dahin, Alles dahin! Einſam lag die Welt vor ihr und öde. Aber-

mals hatte die Schlechtigkeit triumphirt, wenn auch nicht über einen Mann wie George, doch über einen Mann, der weit beſſer war als derjenige, durch deſſen Hand er gefallen.

Daniel und Lorzinsky ließen ihre Pferde luſtig tanzen, als ſie hundert Schritt von der Stätte entfernt waren, auf der das Blut des Majors den Raſen tränkte.

„Das war gelungen!“ rief Lorzinsky lachend. „Dieſer Narr iſt beſeitigt. Man wird Skandal machen, Prinz, aber das darf uns nicht anfechten. Er griff an, und ich übernehme es, mich ſelbſt deshalb zu vertheidigen, daß ich Ihnen die Piſtole entriß und ihn niederſchoß.“

„Ich danke Dir!“ antwortete Daniel. „Sophia mag ihn beklagen. Schade, daß ich ſie nicht ſehen kann, wenn ſie die Nachricht erhält! O wenn ich dieſe wilde Katze bändigen könnte — es müßte ein Göttergenuß ſein! Lorzinsky, wir müſſen überlegen, Tag und Nacht, wie wir das anzufangen haben. Ich will mich rächen — ich bin wie toll — ich muß Sophia gebrochen vor mir ſehen!“

„Nun, das wird ſich ja thun laſſen“, ſagte Lorzinsky. „Ihr gefährlichſter Feind iſt beſeitigt, Prinz! Und ſo

ein Frauenzimmer zahm zu machen, das verſtehen wir im Nothfall auch!"

Daniel war wie raſend. Es ſchüttelte ihn, dann wieder lachte er laut auf.

„Wahrhaftig, Dein Rath war gut, Lorzinsky!" rief er. „Ich will Dir's lohnen! Das mit dem Lump, das traf! Und ich hatte die Piſtole ſchon geſpannt. Aber wer zum Teufel iſt denn das?"

Sechs Reiter, die in der Nähe gehalten haben oder ſehr vorſichtig hinter dem Gebüſch und den Schlingpflanzen durch den Wald geritten ſein mußten, brachen plötzlich durch das Gebüſch. Sie hatten Piſtolen in den erhobenen Händen. Voran ritt einer mit langem weißen Haar und Bart. Daniel ſtieß einen Schrei aus und ließ die Zügel ſeines Pferdes fahren — er hatte ihn erkannt. Der Engel des Gerichts hätte ihm nicht fürchterlicher erſcheinen können als die Geſtalt dieſes alten Mannes.

Der eine ſchoß auf Lorzinsky. Dieſer riß ſein Pferd herum und floh. Im nächſten Augenblick hatten die andern eine Schlinge um Daniel's Arme geworfen und ſie ihm feſt an den Leib gezogen.

„Vorwärts!" rief der Alte. „Wir haben ihn!"

Zwei von den Männern nahmen Daniel's Pferd zwiſchen die ihrigen und fort ſprengte die Schaar mitten durch den Wald nach Weſten zu.

Daniel hatte die Beſinnung verloren. Das plötzliche Erſcheinen dieſes alten Mannes inmitten ſeiner Aufregung, die ihn ohnehin faſt des Verſtandes beraubt, hatte ſeinen Geiſt wie gelähmt. Ohne Halt ſchwankte er auf dem Pferde und fiel bald nach vorn, bald nach hinten, bald auf die Seite. Die Reiter ſtießen ihn zurecht. Er ließ Alles mit ſich geſchehen. Geſprochen wurde nicht. Nur zuweilen gab der Alte den Weg an. So ritten ſie durch den prachtvollen Wald, den die Abendſonne mit ihrer herrlichſten Glut übergoß, immer nach Weſten, immer weiter. Die Sonne ſchwand, der Mond ſtieg auf, wilder wurde die Gegend. Die Reiter ritten langſamer. Man achtete auf Daniel, daß er nicht vom Pferde falle. So währte der Ritt, der zuletzt durch gebirgige Gegenden führte, faſt bis Mitternacht.

Sie hielten auf einer wilden, prächtigen Stelle. Auf der einen Seite fielen die Felſen ab bis zum Ufer des Karaſſu, auf der andern erhoben ſie ſich ſteil wie eine Wand. Zwiſchen dieſen Felſenabhängen befand ſich ein Raum von ungefähr fünfzig Schritt Breite, theils mit Gebüſch bewachſen, theils frei. Der Blick konnte weit über die hell vom Monde beleuchtete Gegend ſchweifen, weithin das Thal des Karaſſu bis zu den Bergen von Dari und Garika verfolgen und im Norden ruhen auf der wie Silber ſchimmernden Bergkette des Kauka-

ſus. Das Mondlicht, von der hellen Felſenwand zurückgeworfen, wirkte hier ſo hell, daß alle Gegenſtände in der Nähe wie am Tage zu erkennen waren.

Der Alte mit dem weißen Haar ſtieg zuerſt vom Pferde. Daniel ſchien ſich während des langſamen Rittes die Felſen hinauf erholt zu haben; er blickte ſcheu und unruhig um ſich und verſuchte zuweilen ſeine Arme aus der Schlinge zu ziehen. Vergebliches Bemühen! Sie war von kräftigen Armen feſtgezogen.

„Hebt ihn vom Pferde!“ ſagte der Alte. „Und bei dem geringſten Zeichen des Widerſtandes ſchlagt ihn nieder!“

Daniel wurde vom Pferde gehoben. Er war nicht im Stande zu ſtehen und ſetzte ſich auf eine Hervorragung des Felſens.

„Dir ſcheint übel zu Muthe, Daniel Garika!“ ſagte der Alte. „Kennſt Du mich?“

Und er ſtellte ſich Daniel gegenüber in den hellen Mondſchein, der ſein Haar wie Silber erglänzen ließ.

„Ja, ich kenne Dich! Was ſoll das Alles?“ ſagte Daniel matt. „Gebt mir etwas zu trinken! Iſt das eine Art und Weiſe, mit Eurem Führer, dem Enkel Eurer Könige, umzugehen? Seid Ihr Räuber geworden und wollt Ihr Löſegeld? Nenne es, Alia Waſſi; wenn es nicht zu hoch iſt, ſollſt Du es haben!“

„Es ſieht Dir ähnlich, uns einer ſolchen Nichtswürdigkeit für fähig zu halten", ſagte Alia Waſſi verächtlich. „Ja, wir wollen ein Löſegeld, aber Du ſelber ſollſt es zahlen. Daniel Garika, haſt Du eine Ahnung, weshalb wir Dich geholt? Du biſt ſehr thöricht geweſen, Daniel; Du hätteſt zum Czaren nach Petersburg gehen ſollen, da wärſt Du ſicherer geweſen als hier, und doch nicht ſicher!"

„Welchen Ton maßeſt Du Dir an, alter übermüthiger Narr?" rief Daniel. „Im Augenblick laßt mich gehen. Wenn Du mir etwas zu ſagen haſt, ſo komm nach Garika, da wollen wir weiter mit einander ſprechen, und wir wollen ſehen, ob Du dort in demſelben Tone fortfährſt!"

„Mir iſt der Ort, an welchem ich ſpreche, gleichgültig", antwortete Alia Waſſi. „Aber ich wollte Dich gern an dieſem Ort ſehen. Dort in dem Felſen — ſiehſt Du die Niſche, die Bogenwölbung, von der Natur gleichſam zum Grabmal gebildet? Aus eigenem Antriebe wärſt Du wohl nicht hierher gekommen, und doch iſt es ein wichtiger Ort für Dich. Dort im kühlen Geſtein, in das nur der Strahl der aufgehenden Sonne dringt, ſchläft der letzte Garika, der ſeines Namens würdig war, ſchläft Giorgi!"

„Lächerlich!" ſagte Daniel. „Denkſt Du, ſolche Ammenmärchen könnten mich ſchrecken? Giorgi iſt auf

dem Kampfplatz von ſeinem Pflegevater begraben. Und wenn er ſelbſt hier läge, was kümmert mich das?"

„Dich kümmert es freilich wenig und doch mehr, als Du geſtehſt, denn ich ſehe das Entſetzen in Deinen Blicken!" ſagte Alia. „Glaubſt Du, ich wäre ohne Zweck aus dem Kampf geflohen? Ich habe Giorgi's letzte Worte gehört und ich werde ſie erfüllen. Giorgi ſoll gerächt werden!"

„Nun, was ſoll all das Reden?" fragte Daniel finſter. „Räche George, wo und an wem Du willſt, aber mich laſſe in Ruhe! Ich habe George betrauert, mehr kann ich nicht thun. Sollte ich mir das Leben nehmen, weil der Zug verunglückt, zu dem Ihr mich beredet? Es wäre Wahnſinn geweſen, den Kampf fortzuſetzen."

„Du haſt Recht; was ſoll das Reden!" ſagte Alia ernſt. „Ich will Dir in kurzen Worten Deine Anklage und Dein Urtheil ſprechen. Und dann zum Tode mit Dir!"

„Alia, ich bin Dein Herr, der Sohn Deines Herrn!" rief Daniel halb drohend, halb zitternd.

„Still! Laß mich ſprechen!" ſagte der alte Mann leiſe und feierlich. „Ja, Du biſt mein Herr und biſt der Sohn meines Herrn und als ſolcher ſoll Dir Anklage und Urtheil nach Recht und Herkommen werden. Gönnt mir Euer Ohr, Männer! Wir, die Erwählten des

Volkes von Garika, ſitzen zu Gericht über den letzten Erben der Könige dieſes Landes!"

Die Garikaner traten näher mit düſtern Mienen. Das Antlitz Alia Waſſi's war ruhig und eiſern feſt.

„Ihr alle kennt die Ereigniſſe, die ſich ſeit einem Jahre zugetragen", ſagte er ernſt. „Ich habe nicht nöthig, ſie Euch in das Gedächtniß zurückzurufen. Der jüngere Sohn meines Herrn war zurückgekehrt, unſere Herzen ſchlugen ihm entgegen. Auch dieſer ältere Sohn, bis dahin ein Sklave Rußlands, ſchien Theil zu nehmen an unſern Hoffnungen. Aber ihn trieben nur Neid und Eiferſucht. Der Wurm nagte ſchon von Anfang an der Blüte ſeiner Begeiſterung. Sie war eine erheuchelte. Er wollte nichts für das Land, nichts für das Volk, über das ſeine Vorfahren mit ſo großem Glanze geherrſcht, er wollte Alles für ſich. Deshalb iſt es gekommen, wie es kommen mußte. Er hielt zu uns, ſolange wir ſiegreich waren und er hoffen konnte, durch unſere Kräfte Vortheile zu erringen. Er wurde bedenklich, als das Glück des Kriegs uns den Rücken kehrte. Nur gewohnt, an ſich ſelbſt zu denken, fern von jeder Uneigennützigkeit, die allein große Seelen ſchafft, begann er zu überlegen, ob es ihm mehr Vortheil bringe, wenn er uns verrathe oder wenn er uns treu bleibe, und er war bald nicht mehr im Zweifel über ſeinen Entſchluß.

Denn bei uns erwarteten ihn, jetzt wenigstens, nur Noth, Entbehrungen und der Tod für das Vaterland; bei den Ruſſen konnte er aber vielleicht noch eine ſchimpfliche Verzeihung und die Friſtung eines erbärmlichen Lebens finden. So ſpann er ſeinen Verrath. Was ich ſpreche ſind nicht Muthmaßungen; ich habe von Männern, in denen kein Falſch iſt, erfahren, in welcher Weiſe Daniel Garika mit den Beamten Rußlands unterhandelt und daß er ihnen beſtimmte Anerbietungen gemacht, ſeinen edlen Bruder Giorgi entweder dem Tode oder der ruſſiſchen Gefangenſchaft zu überliefern. Ihr wißt, daß ihm das widerwärtige Geſchick Gelegenheit bot, ſeinen Plan auszuführen. Es wäre uns möglich geweſen, auf den Wegen, die uns die Eingeborenen zeigten, entweder die Küſte oder die türkiſche Grenze zu erreichen. Daniel Garika aber begab ſich heimlich zu den Ruſſen, meldete ihnen unſern Plan und feuerte ſie an, ſchnell die letzte und günſtige Gelegenheit zu benutzen. So fielen Giorgi Garika, mein Bruder und viele wackere Männer durch den ſchmachvollen Verrath desjenigen Mannes, für den jene Männer die Waffen erhoben, dem ſie den frühern Glanz und die Macht der Herrſcher von Garika neu erobern wollten. Haſt Du darauf etwas zu erwidern, Daniel Garika?"

„Nichts, als daß Du ein unverſchämter und hoch-

müthiger Burſche biſt!" antwortete Daniel, ſchwankend zwiſchen Furcht und Zorn. „Wer gibt Dir ein Recht, ſo mit mir zu ſprechen? Bin ich Dein König und Herr, ſo haſt Du als Unterthan zu gehorchen. Erkennſt Du aber die Herrſchaft Rußlands an, wer gibt Dir das Recht, Dich meiner zu bemächtigen und mich richten zu wollen? Ueberlaß dies den Ruſſen und ihren Behörden!"

„So kannſt Du Dich nicht gegen die Anklage vertheidigen?" fragte Alia.

„Und wenn ich es auch könnte, ſo will ich nicht!" antwortete Daniel trotzig.

„Wohlan, ſo erhebe ich noch eine andere Anklage gegen Dich!" fuhr Alia fort. „Die alten Könige von Garika, deren Herrſchaft ich heute noch als in dieſem Lande zu Recht beſtehend betrachte, waren keine unbeſchränkten Herren wie der ruſſiſche Czar und die Khane der aſiatiſchen Steppen. Sie hatten die Perſon, die Freiheit und das Eigenthum ihrer Unterthanen zu achten. Es gab ein Herkommen und ein geſchriebenes Recht, dem ſie ſich fügen mußten. Du haſt es überſchritten. Faſt alle die Männer, die Du hier ſiehſt, haben Anklage gegen Dich erhoben. Den einen haſt Du peitſchen laſſen, weil Du ihn ſäumig glaubteſt, dem andern haſt Du ſeine Kuh niedergeſchoſſen, weil ſie Dir in Deinem ver-

wilderten Park in den Weg trat, dem dritten und vierten haſt Du ſeine Braut verführt, nachdem Du ſie auf das Schloß gelockt. Das ſind Thaten der Gewalt, die Dir weder nach ruſſiſchem, noch gar nach dem alten Recht dieſes Landes erlaubt ſind. Haſt Du darauf irgend etwas zu erwidern?"

„Nichts, als daß ich Deiner närriſchen Reden überdrüſſig bin", antwortete Daniel. „Ich habe gethan, was ich für gut und recht hielt, ich war der Herr. Warum gehorchte der eine nicht, warum gab der andere nicht Acht auf ſein Vieh, und weshalb waren die Mädchen der andern lockere Dirnen?"

„Still, Freunde!" ſagte Alia, als die Männer Geberden des Unmuths und des Zorns zeigten. „Ich habe genaue Erkundigungen eingezogen und weiß, daß Daniel Garika im wilden Uebermuth gehandelt und an Leib, Vermögen und Ehre ſeiner Untergebenen gefrevelt hat. Höre nun, Daniel Garika, was Du vielleicht längſt vergeſſen oder nie gehört. Ich ſagte, daß die Herrſcher von Garika keine unumſchränkten Herren geweſen. Es gab in dieſem Lande niemals Leibeigene, wohl aber gab es freie Männer, die zuſammentreten und ſelbſt die Thaten ihrer Herrſcher richten konnten. Es mag von dieſem Rechte lange Zeit kein Gebrauch gemacht worden ſein, zum Theil, weil die Herrſcher gut waren, zum Theil,

weil das Recht vergeſſen worden; aber noch iſt das Recht da und beſteht in Kraft, daß die Männer von Garika zuſammentreten und ihren Herrn richten können, wenn er ſich ſeines königlichen Amtes durch niedrige und gewaltſame Thaten unwürdig gemacht hat. Dieſes Recht iſt in frühern Jahrhunderten öfters geübt worden. Du könnteſt es wiſſen, wenn Du nicht zu träge geweſen wäreſt, Dich um die Geſchichte des Landes, das Deine Vorfahren beherrſcht und das Du ſelbſt wieder beherrſchen wollteſt, zu kümmern. Ich, ſelbſt der Nachkomme einer der erſten Familien dieſes Landes, nehme dieſes Recht wieder auf und habe dieſe Männer, ſämmtlich trotz ihres jetzigen niedrigen Standes und ihrer Armuth aus edlen und freien Geſchlechtern entſproſſen, zuſammenberufen, um über Dich zu Gericht zu ſitzen und Dein Urtheil zu ſprechen. Ihr, Männer von Garika" — er nannte jeden einzelnen Namen der Männer — „erkennt Ihr in dieſem Manne Daniel Garika, den Sohn und Enkel Eurer frühern Könige?"

„Ja!" lautete die ernſte und feſte Antwort.

„Erkennt Ihr ihn ſchuldig, ſeinen Namen, ſeine Macht und ſeinen Reichthum freventlich und willkürlich gemißbraucht zu haben, um Euch an Eurem Leibe, Eurem Vermögen und Eurer Ehre zu beſchädigen?"

„Ja!"

„Erkennt Ihr ihn ferner ſchuldig, die Männer, die für ihn die Waffen erhoben, ſowie ſeinen Bruder Giorgi Garika um ſeines eigenen Vortheils willen den Ruſſen verrathen und dadurch zu ihrem Tode beigetragen zu haben?"

„Ja!" ertönte die einſtimmige und dumpfe Antwort.

„So ſpreche ich, als der Erwählte dieſer freien Männer, Dir, Daniel Garika, Dein Recht wegen niedriger und gewaltſamer Thaten, durch welche Du Deiner Vorfahren und Deines Namens Dich unwürdig gezeigt. Beſſer, daß der Name Garika untergehe, als daß er durch einen Mann von niedriger, ehrloſer Geſinnung fortgepflanzt und dadurch einer Reihe von Nachkommen der Stempel dieſer Geſinnung aufgeprägt werde. Das alte Herkommen und das Recht der Männer von Garika kennen für Deine Schuld nur eine Strafe, den Tod, und vorher die entehrende Strafe der gemeinen Verbrecher!"

Mochte Daniel bei dem Klange dieſer dumpfen, feierlichen und doch ſo feſten Stimme die ganze Wahrheit ahnen? Er richtete ſich wild auf, ſeine Augen rollten.

„Ich habe es hier mit Wahnſinnigen zu thun!" rief er. „Im Augenblick macht mir den Weg frei und

laßt mich gehen. Ich habe nicht Luſt, Euch zum Schauſpiel zu dienen!"

„Nicht uns, ſondern dieſem Lande wirſt Du ein Schauſpiel ſein, wie die Garikaner verrätheriſche und hinterliſtige Fürſten zu ſtrafen wiſſen!" rief Alia finſter. „Erwarte keine Gnade, bereite Dich zum Tode, wir geben Dir einige Minuten Zeit. Willſt Du zu jenem Grabe gehen und Giorgi's Schatten um Verzeihung bitten, ehe Du dieſe Erde verläſſeſt?"

„Das iſt Gewalt! Das iſt Mord!" rief Daniel und er erhob gellend ſeine Stimme. „Hülfe! Hülfe! Dieſe Menſchen ſind wahnſinnig. O, man wird Euch zuſtrafen wiſſen!"

„Dieſe Gegend iſt einſam, Niemand hört Dich!" ſagte Alia in ſeiner ruhigen, ſchwermüthig feierlichen Weiſe. „Nicht Gewalt und Mord üben wir, ſondern Recht und Urtheil. Von Dir hängt es ab, ob Du die letzten Augenblicke Deines Lebens der ernſten Sammlung widmen willſt. Sieh jene Wolke! Sobald ſie am Monde vorübergezogen, iſt Dein Schickſal erfüllt!"

Daniel ſtarrte mit entſetzten Blicken um ſich. Offenbar ſuchte er einen Weg zur Flucht. Aber die Männer waren nach allen Seiten aus einander getreten und verſperrten ihm den Weg. Sein Geſicht, vom Monde beſchienen, den der Rand jener Wolke zuweilen ſtreifte, war blutlos.

„Alia!“ rief er plötzlich, „es iſt nicht möglich. Mich — mich, den Sohn Deines Herrn willſt Du tödten! Bedenke — Alles war nur eine Liſt — ich wollte die Ruſſen täuſchen — leider fiel Georgi — ich bin nicht ſchuld daran — die Ruſſen hatten ſeinen Weg entdeckt, obgleich ich ſie irre leiten wollte — ich ſinne im geheimen auf Rache — ich ſtehe in Verbindung mit Schamyl — meine Art zu leben ſoll die Ruſſen einſchläfern — ich hätte längſt zu Dir geſendet, wenn ich Dich nicht todt geglaubt — ich habe heute erſt jenen Major getödtet — unſern größten Feind. Alia, handle nicht zu ſchnell — Du wirſt es bereuen — und bei Gott, die Ruſſen werden mich rächen —“

So ſtieß er heftig und wirr durcheinander abgebrochene Sätze hervor.

„Du lügſt ſo kurz vor dem Tode! Das ſieht Dir ähnlich!“ rief Alia düſter. „O ich kenne Dich! Nicht Du haſt den Major getödtet, es war der andere Mann, und überdies war es ein gemeiner berechneter Mord! Du biſt ein Schurke! Schon fürchtete ich, zu ſpät zu kommen, ja, ich fürchtete, Du könnteſt von anderer als von meiner Hand in einem ſogenannten Ehrenkampfe ſterben. Nun, Du biſt in meiner Macht! Bete zu Gott, oder wenn Du es nicht kannſt, ſo will ich es für Dich thun!“

Alia, um Gotteswillen! Erbarmen!" rief Daniel, ſich zu Alia's Füßen ſtürzend.

„Verräther — Lügner — Feigling!" ſagte dieſer verächtlich. „Ja, Männer wie Du fürchten den Tod. Nun, Herr Gott im Himmel", ſagte er, feierlich die Hand erhebend und zu dem Firmament emporblickend, „Du kennſt das Herz des Mannes, dem wir um ſeiner Sünden willen heute ſein Urtheil ſprechen, nach altem Herkommen und reifer Erwägung. Wenn Du ihm verzeihen kannſt, ſo vergib ihm. Sein Tod mag ihm zur Sühne gereichen!"

„Alia, ich beſchwöre Dich! Erbarmen! Willſt Du Geld?" rief Daniel verzweifelnd. „Ihr Männer, ſteht mir bei! Noch bin ich reich, ich will es Euch vergelten —"

„Genug, genug!" rief Alia. „Jeder Augenblick ſeines Lebens iſt eine Läſterung, mit der er neue Schuld auf ſich ladet. Trennt ihm das Haar vom Kopfe als Zeichen der höchſten Schmach!"

Vier Männer hielten den ſchäumenden, verzweifelt ringenden Daniel. Ein fünfter trennte mit einer Scheere das lange Haar vom Hinterkopf; es war nur eine Ceremonie, die nicht vollſtändig erfüllt zu werden brauchte.

„Gib ihm drei Ruthenſtreiche wie dem elendeſten Verbrecher!" ſagte Alia.

Der Garikaner ließ die Ruthe dreimal auf den Rücken Daniel's fallen, der ſich vergebens gegen die acht Arme, die ihn niederdrückten, auflehnte und wie ein Thier heulte. Dann blickte Alia nach der Wolke empor und gab dem Manne ein leichtes Zeichen. Eine Schlinge fiel über Daniel's Kopf — ein ſtarker Ruck — und Daniel ſtürzte hintenüber. Noch wenige krampfhafte Bewegungen, und er war todt.

Am andern Tage flog eine ſchauerliche Kunde durch das Land von Garika und drang bald bis zu dem Schloſſe von Dari.

In der Vormittagsſtunde hatte man ein Pferd langſam aus dem Walde nach der Stadt Garika hinabſchreiten ſehen. Die Füße deſſelben waren gefeſſelt, ſodaß es nur ſehr langſam ſchreiten konnte. Auf dieſem Pferde ſaß ein ſeltſamer Reiter. Wohl ſaß er aufrecht, aber der Kopf hing ihm auf die Seite, die verſtümmelten Haare fielen über Geſicht und Stirn, das Geſicht war bläulich, die Hände, die ſcheinbar die Zügel hielten, lagen auf dem Rücken des Pferdes. An ſeiner Kleidung erkannte das herbeiſtrömende Volk den Fürſten Daniel. Aber es währte lange, ehe man ſich ihm näherte. Einige Ruſſen waren die erſten, die den unheimlichen Reiter berührten.

Es fand ſich, daß er feſt auf dem Pferde angebunden war, ſodaß der Körper ganz aufrecht ſaß. Um den Hals trug er eine Schlinge, aus dem Herzen ſtarrte ein Dolch, an deſſen Griff ſich ein Zettel befand mit der Inſchrift in garikaniſcher Sprache:

„So ſtraft das Volk von Garika den Fürſten, der ſeine Macht überſchritt und ſeinen Bruder verrieth.

Der letzte Herrſcher aus dem alten Stamme iſt todt, aber es lebt das Volk von Garika.

Das Volk wird ſich, wenn die Zeit gekommen iſt, zuſammenthun, um einen neuen Herrſcher zu wählen. Geduld und Hoffnung, Garikaner!"

IV.

Edmund und Mary.

Um dieſelbe Zeit ſah Wiedenburg ſeiner langſamen Geneſung entgegen.

Seine Wunden waren ſo bedeutend geweſen, daß der ruſſiſche Wundarzt es für ein Wunder erklärte, daß der Verwundete lebend die Küſte erreicht. Zwei Kugeln waren ihm durch die Bruſt gegangen. Der Arzt hatte erklärt, daß ihm nichts weiter übrig bleibe, als den Verwundeten der Heilkraft der Natur zu überlaſſen und nur hin und wieder durch erleichternde Mittel derſelben ein wenig zu Hülfe zu kommen.

Mr. Hywell hatte kein Wort mit ſeiner Tochter darüber geſprochen, daß man den jungen Mann allein an der Küſte zurücklaſſen könne. Er ſchien es für ſelbſtverſtändlich anzuſehen, daß er bei demjenigen bleiben müſſe, der ſo treu bei ihm ſelbſt und bei George ausgehalten. Andererſeits wäre es unmöglich geweſen, den Verwundeten auf ein Schiff zu bringen. So miethete er denn von

einem Kaufmann in Poti ein ſehr einfaches Landhaus, das in der Nähe dieſer Stadt auf einem kleinen Hügel lag und die Ausſicht auf das Meer bot. Der Arzt, der die Erlaubniß erhalten hatte, noch einige Wochen bei Mr. Hywell bleiben zu dürfen, hielt die Lage für geſund, namentlich in dieſen Monaten.

So vergingen vier Wochen, in denen der Arzt erklärte, daß es nicht möglich ſei, ein günſtiges Urtheil über den Zuſtand des Verwundeten zu fällen. Während dieſer ganzen Zeit entfernten ſich Mr. Hywell und ſeine Tochter nie weiter, als ungefähr eine halbe Stunde von dem Landhauſe. Niemand ſah ſie lebhaft ſprechen, noch weniger lächeln. Es war eine tiefe Trauer über beider Herz gekommen. Sie fühlten jetzt erſt den Verluſt George's als den eines Sohnes und Bruders, und zu dieſer Trauer geſellte ſich die Befürchtung um Wiedenburg, der treuer zu ihnen geſtanden als der treueſte Freund. Von einem engliſchen Schiffskapitän, der eines Tages in Poti gelandet, hatte Mr. Hywell einige Bücher gekauft. Mit ihnen ſuchte Mary ſich zu beſchäftigen. Aber meiſt ging oder ſaß ſie gedankenvoll und ernſt vor ſich hinblickend.

Auch Johnny war nicht wiederzuerkennen. Sein Geſicht hatte freilich wieder die Farbe unverwüſtlicher Geſundheit angenommen, aber die Heiterkeit, die ſonſt

ebenſo unverwüſtlich aus ſeinen klaren blauen Augen geblitzt, ſchien für immer verſchwunden. Es war, als ſei ihm der einzige Sohn geſtorben, als wiſſe er nicht mehr, wozu er lebe. Gewöhnlich ging er nach Poti an den Strand, ſetzte ſich dort hin und blickte auf die dunkelgrünen, weiß gerandeten Wellen wie ein Schiffbrüchiger. Oder er half den Fiſchern und Küſtenfahrern, obwohl er kein Wort von ihrer Sprache verſtand. Der ſchweigſame Mann mit dem lackirten Hut und dem friſchen, aber ernſten Geſicht war überall gern geſehen, und die Leute grüßten ihn, ſobald ſie ihn kommen ſahen.

Mr. Hywell hatte Briefe nach Sinope, Konſtantinopel und in die Heimat geſendet. Dem Oheim Wiedenburg's hatte er das Unglück nicht in ſeiner Wahrheit mitzutheilen vermocht. Er hatte den Tod George's berichtet, aber von Edmund hatte er nur als von einem Leichtverwundeten geſprochen und geſchrieben, er werde nach Sinope berichten, ſobald Edmund im Stande ſei, mit ihnen abzureiſen. Entweder wollten ſie dann in Sinope landen, oder der Oheim möge nach Konſtantinopel kommen, wo Hywell ſich eine kurze Zeit aufzuhalten gedenke. Von Sinope war bereits die Antwort durch einen Diener Wiedenburg's zurückgelangt, daß der Kaufmann in geſchäftlichen Angelegenheiten nach Konſtantinopel, Varna und der Krim gereiſt ſei. Mr. Hywell fühlte

ſein Herz dadurch erleichtert. Er hatte dem Beſuch des Kaufmanns mit Bangigkeit entgegengeſehen.

Die Briefe nach Konſtantinopel und England waren geſchäftlicher Art und Mr. Hywell kümmerte ſich wenig um die Beantwortung derſelben. Seine Seele war durch die Ereigniſſe der letzten Zeit ſo in Anſpruch genommen, daß er faſt darüber die Heimat und was ihn an dieſelbe feſſelte, vergaß. Selbſt der Krieg, von deſſen Fortgang er zuweilen durch irgend eine Zeitung Nachricht erhielt, gewann ihm wenig Theilnahme ab, ein ſo guter Patriot er ſonſt auch war. Von den drei Weſen, die ihm die Erde lieb gemacht, war das eine todt, das andere dem Tode nahe, das dritte in Schwermuth verſunken wie er ſelbſt. Gegen ſolche Leiden des Herzens verſtummt der Lärm der Welt.

Und doch gab es einen Sonnenblick in dieſen düſtern Tagen. Einmal — es war zu Ende des Monats April — als Mr. Hywell mit ſeiner Tochter von einem kurzen Spaziergange zurückkehrte, kam der ruſſiſche Wundarzt ihnen mit einer Miene entgegen, die lebendiger war als ſonſt.

„Ich komme ſo eben von unſerm Kranken“, ſagte er. „Ich habe eine genaue Unterſuchung mit ihm vorgenommen und gefunden, daß er ſich beſſer fühlt, als ich erwarten durfte. Er hat meinen Anordnungen in einer

ſo pünktlichen Weiſe Folge geleiſtet, ſich ſo ruhig verhalten, daß eine dauernde Heilung der verletzten innern Theile eingetreten ſcheint. Er konnte ſich zum erſten Male, da ich es ihm gebot, viel freier und ſchmerzloſer bewegen, als ich es erwartet hatte. Mr. Hywell, wenn nicht irgend ein Umſtand eintritt, der alle Berechnungen zu nichte macht, ſo iſt der junge Mann gerettet und wird vielleicht infolge ſeiner herrlichen Natur und ſeiner Vorſicht in wenigen Monaten nicht mehr wiſſen, daß er jemals verwundet geweſen!"

Mr. Hywell antwortete nur mit einem Blicke und ſein Auge wurde feucht. Dann aber, als ob er wiſſe, welches Herz hier am freudigſten ſchlage, als ob er Alles ahne, was in dieſem Herzen vorgehe, zog er Mary an ſeine Bruſt und küßte ſie innig auf die Stirn.

„Mr. Hywell, ich muß nun, ſo ungern ich es thue, von Ihnen und meinem Kranken ſcheiden", ſagte der Wundarzt. „Mein Urlaub iſt ſchon ſeit acht Tagen zu Ende. Ich könnte mein Bleiben vor mir ſelbſt nicht mehr rechtfertigen, um ſo mehr, da, wie ich Ihnen geſagt, der Zuſtand des Kranken meine gewagteſten Hoffnungen übertrifft und ärztliche Hülfe in der That überflüſſig macht."

Er war durch die Bitten Mr. Hywell's nicht zu bewegen, länger zu bleiben. Nach wenigen Stunden ritt

er fort, von dem wärmſten Danke des Vaters und der Tochter geleitet. Es iſt überflüſſig, zu ſagen, daß er, als er das Billet öffnete, das Mr. Hywell ihm in die Hand gedrückt, freudig erſchrak. Es war faſt ein kleines Vermögen, das der Kaufmann ihm als Dank mit auf den Weg gegeben. Und er mußte ſich ſagen, daß hier die Kunſt nichts, die Natur Alles gethan.

Von dieſem Tage an war es geſtattet, was bis dahin ſtreng verboten, daß Mr. Hywell und Johnny zuerſt kürzere, dann längere Zeit mit Wiedenburg ſprachen, und von dieſer Zeit an gab Johnny ſeine Wanderungen nach der Meeresküſte auf, zum großen Leidweſen der etwas trägen Schiffer von Poti, denen nun ſein ſtarker Arm fehlte, und der Kinder, denen er ſchöne Muſcheln geſchenkt und zuweilen ein kleines Fahrzeug zum Spielen verfertigt. Es war, als wolle Johnny nun die Stelle des Arztes übernehmen und als habe er ſeine Liebe von George auf Edmund übertragen. War er nicht im Zimmer deſſelben, ſo wanderte er unter dem offenen Fenſter auf und ab, ſich nie über Hörweite entfernend. Als Mr. Hywell ihm einmal darüber ſanfte Vorſtellungen machte und ihm ſagte, es ſeien ja er ſelbſt und Wiedenburg's Diener zur Aufſicht da, antwortete er kurz:

„Sie haben ſchon einen verloren, und ich auch, und Miß Mary auch! Sollen wir einen zweiten verlieren

durch Unvorſichtigkeit? Und junge Leute ſind unvorſichtig, leider!“

Ein zweiter Sonnenblick folgte dieſem erſten. Die Gräfin Helene kam, um mit ihrem Gatten Mary zu beſuchen. Sie hatte in Tiflis von dem Schickſale George's gehört und ſpäter erfahren, daß eine engliſche Familie bei Poti mit einem Verwundeten wohne. Ueberzeugt, daß dies Niemand anders ſein könne als Mary und ihr Vater, hatte ſie ihren Gatten leicht bewogen, mit ihr nach Poti zu reiſen, damit ſie diejenige noch einmal ſehen könne, der ſie ihre Freiheit und ihr Glück verdankte.

Es war eigenthümlich, dieſe beiden jungen Weſen neben einander zu ſehen, Helene ſtrahlend von Glück, Mary wohl erfreut über die Wonne der jungen Frau, deren Herz ſich ihr in ſo bedrängter Lage zugewendet, aber doch immer noch niedergedrückt von den ſchweren Erinnerungen der Vergangenheit. Helene wurde zuletzt ſelbſt ernſt. Und doch war ihre Gegenwart nicht ohne Troſt für die Freundin. Ein leiſer Hoffnungsſchimmer mußte in Mary aufſteigen, daß auch ſie wieder heiter werden könne, wenn ſie dieſes Glück der Freundin ſah, auf welcher die Hand des Schickſals ſo ſchwer gelaſtet.

Helenens Aufenthalt währte nur einen halben Tag. Das junge Paar reiſte von dort nach dem Norden. Als Helene von Mary Abſchied nahm, fragte ſie leiſe:

„Und habt Ihr noch nicht mit einander geſprochen?“

Mary verſtand ſie ſogleich, und tief erröthend ſchüttelte ſie den Kopf.

„Nun, ich verſtehe Euch nicht!“ ſagte dieſe ſcherzend und verwundert. „Sieh mein und Gregor's Glück! Was hindert Euch, uns nachzuahmen? Unmöglich kann der Schatten der Vergangenheit Euch immer von einander fern halten!“

Nein, ſie hatten noch nicht mit einander geſprochen. Wohl war der Tag gekommen, an welchem Edmund zum erſten Male im Sonnenſchein an ſeinem Fenſter ſaß und Mary zu ihm trat und ihre Hand in ſeine bleiche Hand legte, wohl hatten ſie ſpäter täglich und ſtundenlang mit einander geplaudert, aber darüber, woran beide Tag für Tag dachten, hatten ſie noch nicht geſprochen.

Und noch konnten ſie es nicht. Noch war es Wiedenburg, als würde er den Todten, der Mary ſo heiß geliebt, verletzen, wenn er die ihm jetzt Unbeſtrittene an ſein Herz ziehe. In Wiedenburg's Bruſt war Alles Edelmuth und Zartgefühl. Selbſt wenn George nichts für Mary geweſen als ein Bruder, ſo ziemte es ihm nicht, den ſtill und langſam verklingenden Schmerz durch den Freudenton der Liebe zu ſtören, wäre er auch noch ſo zart, ſanft und leiſe.

Aber das war es nicht allein. Zuweilen ſtiegen

noch Zweifel in ihm auf. Sein Herz war fern von jeder Eitelkeit; die Gegenliebe Mary's war für ihn ein Glück, das ſich nicht von ſelbſt verſtand, wie bei dem leidenſchaftlichen, leicht hoffenden George, ein ſo hohes Glück, daß er es kaum zu hoffen wagte und daß er immer wieder an ſich ſelbſt irre wurde.

Und noch mehr. Das Ehrgefühl und die Zartheit waren in Wiedenburg's Herzen ſo fein, daß ſie leicht gefährlich werden konnten. Er gehörte zu den Naturen, die ein Glück lieber an ſich vorübergehen laſſen, anſtatt es mit einem Wagniß zu erhaſchen. Er wußte, daß Mary Gründe hatte, ihm dankbar zu ſein, Freundſchaft und Theilnahme für ihn zu empfinden. Aber Dankbarkeit, Theilnahme und Freundſchaft, obgleich in ihren äußern Beweiſen der Liebe ſo nahe, ſind noch nicht Liebe. So thöricht es war — Wiedenburg geſtand es ſich ſelbſt — ſo hätte er gewünſcht, ein klareres, deutlicheres Zeichen zu ſehen, daß Mary's Gefühl für ihn wirklich Liebe ſei. Und war das bei dem ſo zarten, ſittigen und zurückhaltenden Weſen Mary's zu erwarten? Wiedenburg mußte ſich ſelbſt einen Thoren nennen, der erwarte, daß ſich die ſüße Blüte, die vor ihm ſchwebte, ihm von ſelbſt zuneige. Aber es gibt derartige Naturen, die ſo wenig von ſich eingenommen ſind, daß ſie glauben, die Liebe eines ſo ſchönen und edlen Mädchens könne ihnen nicht um ihrer ſelbſt willen

zugewandt werden. Wiedenburg errieth, daß Mr. Hywell ihm von ganzer Seele zugethan ſei, aber eben deshalb zitterte er vor dem Gedanken, Mary könne ſich von kindlicher Liebe, Freundſchaft und Dankbarkeit und nicht ganz allein von ihrem Herzen leiten laſſen, wenn ſie ſeine Bewerbung annehme. Und ein ſolches Opfer konnte er nicht verlangen und nicht annehmen, um Mary's ſelbſt willen.

Und noch eins! Mr. Hywell hatte in den Tagen, in denen Edmund's Geneſung außer allem Zweifel war und dieſer bereits am Arme des alten Mannes oder Johnny's kleine Spaziergänge unternahm, oft mit ihm über ſeine Verhältniſſe geſprochen, ihm den Umfang ſeines Vermögens, die Schwierigkeit der Verwaltung deſſelben, die Sorgen um die Zukunft geſchildert, nicht in prahleriſcher, ſondern in einfach geſchäftlicher Weiſe. Für jeden Unbefangenen wäre es gar kein Zweifel geweſen, daß Mr. Hywell dies in der heimlichen Abſicht hat, eine Erklärung Wiedenburg's herbeizuführen, ja, daß er ihm dieſelbe faſt in den Mund legte. Aber gerade bei dieſer Schilderung hatte ſich der Reichthum Hywell's als ſo außerordentlich herausgeſtellt, daß Wiedenburg beſchloß, ſeine Liebe nur um ſo feſter in ſich ſelbſt zu verbergen. Der Gedanke, die Welt könne glauben, er habe die ungewöhnlichen Umſtände, die ihn mit der Familie Hywell zuſammengeführt, die Dankbarkeit, die ihm Vater und

Tochter ſchuldeten, benutzt, um der Gatte eines ſo reichen und ſchönen Mädchens zu werden, war ihm unerträglich. Ja, aus der Offenheit, mit welcher Mr. Hywell ſich gegen ihn ausſprach und ihm ſeine Beſorgniß ſchilderte, daß dieſes Vermögen einmal in die Hände eines Mannes gelangen könne, der es nicht in der rechten Art zu verwenden wiſſe, glaubte Wiedenburg zuweilen entnehmen zu müſſen, daß Mr. Hywell gar nicht an ihn denke, ſondern mit ihm über dieſe Angelegenheit ſpreche wie mit einem Manne, der hierbei gar nicht in Betracht komme. Freilich lagen andererſeits genug Aeußerungen Mr. Hywell's vor, welche die tiefe Hochachtung und die herzliche Liebe bekundeten, die er für ſeinen jungen Freund empfand, und dieſer wußte, daß Mr. Hywell ein Mann ſei, der das zukünftige Glück ſeiner Tochter nicht von dem Rang oder Reichthum ihres Gatten abhängig machen wolle. Er hatte ſich darüber ſo offen ausgeſprochen, daß jeder Andere als Edmund gar keinen Zweifel gehegt haben würde. Genug, Wiedenburg's ganze innere Exiſtenz war ein fortdauerndes Schwanken geworden. Er mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß er von Mary das erſte Wort erwarte, daß ſie ihm ihre Liebe offen geſtehen ſolle. Und doch war dies eine Thorheit, über die er ſich ſelbſt zürnte. Zuweilen ſagte er ſich auch, daß ſeine Bedenken vielleicht aus körperlichen Gründen entſtänden. Geneſende

zeigen gewöhnlich eine große Reizbarkeit und Zartheit des Gefühls. Aber es war nicht abzusehen, wie bei alledem eine Vereinigung der beiden Liebenden stattfinden sollte, wenn nicht irgend ein ungewöhnlicher Umstand sich zur Verständigung dieser beiden Herzen darbot.

Es war Anfang Juni. Wiedenburg war so vollkommen wiederhergestellt, daß er jede Reise unternehmen konnte. Sein Oheim war auf einige Tage nach Poti herübergekommen und hatte sich dann nach Konstantinopel begeben, wo er Mr. Hywell und Edmund erwarten und ihnen eine geeignete Wohnung verschaffen wollte, was damals bei dem fortwährenden Durchzug von englischen und französischen Offizieren und von Fremden nicht so leicht war. Johnny erhielt also den Auftrag, ein tüchtiges Boot auszukundschaften, auf welchem man die Fahrt nach Konstantinopel unternehmen könne, denn eine andere Gelegenheit auf einem größern Schiffe zu erwarten hätte vielleicht sehr viel Zeit weggenommen.

Es wurde bald ein tüchtiges und geräumiges Boot aufgefunden, das in Poti vor Anker gegangen war, um von dort nach Batum und dann nach Konstantinopel zu segeln. Der Kapitän, ein Italiener, nahm die Gelegenheit, eine gute Summe zu verdienen, mit Freuden wahr und erklärte sich bereit, den günstigen Wind zu benutzen und nicht erst nach Batum, sondern direct nach

Konſtantinopel zu ſegeln. So betrat denn die kleine Geſellſchaft am Nachmittag eines ſchönen Junitags bei leicht bewegter See das kleine Fahrzeug, deſſen ſämmtliche Räume ſie füllte. Halb Poti war am Strande verſammelt, um „die Franken“ und namentlich Johnny abreiſen zu ſehen. Wenn gute Wünſche eine gute Fahrt bewirken könnten, ſo hätte dieſe Fahrt eine glückliche ſein müſſen.

Und ſie war es auch am erſten Tage. Das gutgebaute Fahrzeug durchſchnitt die plätſchernden Wellen wie eine Möve. Mit der friſchen Seeluft, die ſie ſo lange nicht geathmet, ſchienen die trübſten Erinnerungen der Vergangenheit fortgeſcheucht, wenn auch der Ernſt noch immer auf allen Mienen ruhte. Johnny fühlte ſich wieder in ſeinem Elemente. Er konnte ſich mit dem Kapitän und Steuermann nur durch einige engliſche Worte verſtändigen, aber ſie genügten, ein gutes Einvernehmen zwiſchen ihnen herzuſtellen und Johnny Veranlaſſung zu geben, ſeine neuen Fahrtgenoſſen auf einige kleine Vortheile in der Segelſtellung aufmerkſam zu machen. Mary's Wangen rötheten ſich in der friſchen Luft und unter den Tropfen, welche die Wellen zuweilen über das Deck ſpritzten, und Mr. Hywell, der in den beiden letzten Jahren um zehn Jahre gealtert ſchien, gewann wieder etwas von der Friſche und Spannkraft, die Wiedenburg damals auf

der Reiſe von Calcutta aus mit Verwunderung an dem bereits bejahrten Manne bemerkt hatte. Nur der junge Deutſche ſchien nicht freudiger, ſondern ernſter zu werden. Es ging der Heimat entgegen, aber auch der Trennung.

„Nun, mein lieber Freund“, ſagte Mr. Hywell, ſich neben Edmund ſetzend, „wenn es ſo fortgeht, ſo ſind wir in dreißig Stunden höchſtens in Konſtantinopel. Iſt es Ihnen nicht wie mir? Erſcheint es Ihnen nicht, als ob man in dieſer beizenden, ſcharfen Luft erwache und als ob ein langer und böſer Traum hinter uns liege? Sie wollen nun natürlich zuerſt nach Wien. Das finde ich in der Ordnung. Aber ich ſage Ihnen, daß ich Sie zum September ganz beſtimmt in England auf meinem Landhauſe erwarte. Ich nehme keine Entſchuldigung an, Sie müſſen! Sie ſollen in den Zimmern meines armen lieben Jungen wohnen, Sie ſollen ſich als Sohn in meinem Hauſe betrachten! Ich werde George nicht vergeſſen, aber es wird mir eine Wohlthat ſein, denjenigen bei mir zu ſehen, der ihm ein ſo treuer Freund war und der meinem Herzen ebenſo theuer iſt!“

„Ich danke Ihnen, Mr. Hywell!“ ſagte Wiedenburg und drückte bewegt die Hand ſeines Freundes. „Ich möchte auch kommen, aber ich habe Verpflichtungen in Wien, Verpflichtungen ſehr ernſter und mannichfaltiger Art.“

Verpflichtungen! Ein sehr umfangreiches Wort! Ein Schatten flog über Mr. Hywell's Gesicht. Gab es für Wiedenburg auch Verpflichtungen, von denen er nie gesprochen? Erwartete ihn dort ein Wesen oder gab es überhaupt ein Wesen, das er nie erwähnt, da ja der echte Mann die Geheimnisse seines Herzens in sich zu verschließen pflegt? Mr. Hywell sagte verwirrt einige Worte über Verpflichtungen, die doch nicht so ernst sein könnten, daß sie dem jungen Manne nicht eine Reise nach England gestatteten. Dann erhob er sich und ging gedankenvoll über das Verdeck. Der Gedanke, daß Wiedenburg's Herz anderswo dauernd gefesselt sei, war ihm zum ersten Male gekommen. Er ging zu Mary, die so eben aus der kleinen Kajüte trat, und als ob er wisse, welches Leid ihrem Herzen bevorstehe, wenn jener Gedanke Wahrheit sei, drückte er sie bewegt an sich und küßte sie mit ungewöhnlicher Bewegung.

„Was hast Du, Vater?"

„Ich freue mich, daß wir endlich der Heimat entgegeneilen", erwiderte er. „Aber in dieser Freude liegt auch Trauer, Du fühlst es, Mary! Es ist eine Trennung nicht nur von dem, was für immer dahin ist, sondern vielleicht auch von unserm letzten Freunde. Mr. Wiedenburg geht von Konstantinopel aus nach Wien, und er hat mir nicht das Versprechen geben können, uns noch

in dieſem Jahr in England zu beſuchen. Das thut mir leid, ſehr leid. Ich liebe ihn wie meinen Sohn, ja, Dir kann ich es ſagen, mehr wie George, denn unſere Seelen und Charaktere ſtimmen mehr zuſammen. Wiedenburg iſt gereifter als mein armer lieber Junge, der ſtets in andern Welten lebte und zu wenig daran dachte, daß die Wirklichkeit die Mutter aller Dinge iſt und daß wir unſere Ideale nur vom Boden der Wirklichkeit aus erreichen!"

„Ich habe gefunden, daß Mr. Wiedenburg's Richtung eine idealere iſt, als diejenige George's war", antwortete Mary. „George lebte in einer phantaſtiſchen Welt; Wiedenburg trägt ſeine Ideale im Herzen, ohne darüber zu vergeſſen, der Wirklichkeit, deren Macht er kennt, Rechnung zu tragen. Aber ich glaube, Wiedenburg würde ſeine Ideale nicht aufgeben, wenn auch die Welt hindernd dazwiſchen träte. Er iſt eine energiſche Natur, bereit, die Wirklichkeit umzugeſtalten, wenn ſie ſich nicht fügen will. Nur in der Wahl der Mittel würde er mehr praktiſchen Sinn beweiſen, da er das Leben beſſer kennt als George."

„Du haſt Recht!" ſagte Mr. Hywell. „Du und Wiedenburg, Ihr verſteht Euch ſo gut! Es iſt wirklich ſchlecht von ihm, daß er nicht nach England kommen will."

„Vielleicht nicht kann, lieber Vater!" ſagte Mary leiſe. „Auch mir thut es leid, ſehr leid!"

„Sprich Du mit ihm!“ ſagte Mr. Hywell. „Ich kann es nicht ertragen, daß ich ihn in England nicht wiederſehen ſoll. Ich habe mich ſo an ihn gewöhnt, daß ich gar nicht weiß, was ich ohne ihn anfangen werde.“

Aber Mary ſprach nicht mit Wiedenburg. Ob ſie es nicht wollte oder ob nur Johnny ſie davon abhielt, der ihr gerade in den Weg kam, blieb zweifelhaft. Eine Dienerin meldete, daß der Thee bereitet ſei, und alle begaben ſich in die Kajüte. Die Gegenwart des Kapitäns verhinderte, daß das Geſpräch auf den Beſuch Wiedenburg's in England zurückkehrte.

Bald darauf ſuchten alle ihre nächtliche Ruheſtatt. Vorher ging Johnny noch einmal zu dem Steuermann. Die Sonne ging hinter Wolken unter.

„Gut Wetter morgen hier?“ fragte Johnny, der damit andeuten wollte, daß ihm die Naturerſcheinungen in dieſer Gegend nicht genügend bekannt ſeien.

„Glaube nicht!“ antwortete der Steuermann und zuckte die Achſeln.

Und in der That erhob ſich während der Nacht der Wind ſo heftig, daß man ihn am Morgen einen tüchtigen Sturm nennen konnte. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, die See ſchwarz, der Wogengang kurz und hoch. Das Schwarze Meer iſt berüchtigt wegen ſeiner ſchnellen und heftigen Stürme. Es iſt bekannt, welche

Verheerungen ungefähr um dieſelbe Zeit ein heftiger Sturm unter den engliſchen, franzöſiſchen und türkiſchen Kriegs- und Transportſchiffen anrichtete.

Um zehn Uhr morgens war der Sturm ein Orkan. Mit angebundenen Segeln trieb das kleine Fahrzeug auf den Wogen dahin; wäre es nicht neu und ſtark gebaut geweſen, die Wellen hätten es längſt zertrümmert. In der Kajütenthür, ſich mit den Händen feſthaltend, ſtanden Mr. Hywell und Edmund, hinter ihnen Mary. Johnny ſtand bei dem Steuermann, obwohl das Steuer längſt nicht mehr gebraucht werden konnte. Der Kapitän, ſich an den Maſt haltend, war bleich; die Matroſen fluchten und beteten. Wie ein Wrack trieb das Boot auf den Wellen, der kleinaſiatiſchen Küſte zu. Daß der Kapitän und der Steuermann keine Rettung hofften, zeigten ihre ſtarren, gläſernen Augen, ihre zuſammengebiſſenen Lippen. Nur Johnny's Augen waren hell und klar. Als echter Seemann hoffte er nichts mehr, verzweifelte aber auch nicht. Er glaubte nicht an Rettung, aber unmöglich war ſie nicht.

„Scheitern, im letzten Augenblick ſcheitern!“ ſagte Mr. Hywell und ſein Blick flog wie irr über die ſchwarzen Wolken, die ſich am Himmel drängten, und über das wüthende Meer.

Ob Wiedenburg ihn verſtanden hatte? Wohl kaum.

Das Donnern der Wogen und des Sturms machten es unmöglich, andere Worte, als die durch das Sprachrohr gerufen wurden, zu hören. Aber seine Miene zeigte einen ähnlichen Ausdruck wie diejenige Mr. Hywell's, und still sagte er vor sich hin: „Scheitern — jetzt!"

Woge auf Woge schlug krachend über das Verdeck. Mary hielt sich mit der einen Hand an einem Griff, der in der Nähe der Kajütenthür im Innern angebracht war. Vielleicht war ihre Miene die ruhigste von allen. Gottergebenheit ist ein heiliger Vorzug der Frauen. Und wenn sie starb, starb sie nicht mit allen, die sie liebte?

Als eine mächtige Welle das Schifflein hoch auf ihren Scheitel hob, erblickten der Kapitän, der Steuermann und Johnny zugleich das Ufer der Küste, freilich noch in weiter Ferne. Aber wie bald mußten die rasenden Wellen sie dorthin getragen haben! Das Ufer war hoch und felsig, Rettung inmitten der furchtbaren Brandung ohne eine außerordentliche Gunst des Schicksals kaum möglich. Und mit solcher Gewalt stürzten sich gerade jetzt die Wellen über das Fahrzeug, daß es in seinen Fugen krachte und jeden Augenblick in Stücke zerschlagen zu werden drohte.

Da rief Johnny mit aller Macht seiner gewaltigen Stimme einige Worte vom Steuer her und zeigte mit

der Hand nach Norden. Aller Blicke richteten ſich dorthin. Man bemerkte ein großes Schiff, ein Kriegsſchiff, wie es ſchien, das ebenfalls von den Wellen getrieben wurde, aber ihnen doch nicht ganz willenlos zu gehorchen ſchien. Es fuhr mit ſehr wenigen Segeln. Da es ein ſehr großes Fahrzeug war, ſo vermochten die Wellen es nicht ganz ſo vollkommen zu beherrſchen wie das kleine Boot. Der Kapitän hißte das Nothſignal auf und kam, ſich feſthaltend, wo er nur einen Gegenſtand fand, nach der Kajütenthür.

„Ich kann Ihnen noch eine Hoffnung geben, Sir!“ ſagte er. „Sie können gerettet werden, wenn jenes Schiff uns ein Boot ſendet, falls wir ihm nahe genug kommen.“

„Aber iſt denn das möglich?“ fragte Mr. Hywell.

„Schwierig, aber nicht unmöglich“, antwortete der Kapitän. „Man gibt das Zeichen, daß wir bemerkt worden.“

Auch Johnny kam jetzt über das Deck geklettert oder vielmehr gekrochen.

Nehmen Sie Ihr nothwendigſtes Gepäck, Mr. Hywell!“ rief er. „Man wird uns ein Boot ſenden. Die Frauen und Sie können hinüber, vielleicht auch noch einer von uns. Schnell, ſchnell, damit Sie bereit ſind! Ich will ſehen, ob es noch möglich, das Steuer ein wenig zu

gebrauchen, um dem Schiffe nahe genug zu kommen. Es iſt ein Franzoſe!"

„Schnell, ſchnell!" rief auch Wiedenburg mit aufleuchtendem Blick. „Ja, da iſt Hoffnung!"

Für die nächſten Minuten war die augenblicklich drohende Gefahr vergeſſen. Mr. Hywell, Mary und die Dienerinnen ſuchten taumelnd nach dem unentbehrlichſten Gepäck. Die Matroſen waren herbeigekommen. Man ſchlang Taue um Mr. Hywell, Mary und deren beide Dienerinnen, damit ſie nicht über Bord geriſſen würden. In der That ſah man, wie ein Boot von dem franzöſiſchen Kriegsſchiffe ins Meer herabgelaſſen wurde. Zwölf Mann hielten die Ruder, ein Offizier ſtand am Steuer. Die beiden Fahrzeuge waren nur ungefähr zweihundert Schritte auseinander, Dank den Anſtrengungen Johnny's, der durch geſchickte und kühne Handhabung des Steuers dem Boote noch einige Bewegungen abzugewinnen gewußt hatte. Man ſah, daß das franzöſiſche Boot vom Verdeck des Kriegsſchiffs aus an Tauen gehalten wurde.

„Wenn Sie in jenem Boote ſind, ſo halten Sie ſich auf jeden Fall feſt!" rief Wiedenburg Mr. Hywell zu. „Man wird das Boot nach jenem Schiffe hinüberziehen."

„Und Sie?" fragte Mary.

„Ich werde zuerſt für Sie und Ihren Vater ſorgen und dann für mich!“ antwortete Edmund. „Nur Muth, Miß Mary. Vor wenigen Minuten war keine Hoffnung, jetzt iſt ſie da!“

Ihre Blicke begegneten ſich und ruhten auf einander, ſtrahlend in Hoffnung und Hingebung. So hatten ſie ſich nie angeblickt, ſo deutlich hatten die Seelen nie zu einander geſprochen. Sie wußten von dieſem Augenblick an, daß ſie ſich liebten.

Die folgenden zehn Minuten laſſen ſich in ihren Einzelnheiten nicht beſchreiben, die wilde Aufregung, die Haſt, die Anſpannung aller Kräfte, die ſinkende und wieder erwachende Hoffnung, die drohende Gefahr, die Gewalt des Sturms, das Durcheinander von Worten, Gedanken, Handlungen — es läßt ſich nicht ſchildern.

Drei Matroſen, mit langen Hakenſtangen verſehen, knieten an der Einfaſſung des Schiffs, um das Boot, das jetzt auf den Spitzen der Wellen erſchien und dann wieder verſchwand, vom Schiffe fern zu halten, wenn es nahe genug gekommen ſei, oder im günſtigen Moment an daſſelbe heranzuziehen. Der Kapitän, Johnny und einige Matroſen waren unabläſſig bemüht, Mr. Hywell, Mary und die beiden Dienerinnen zu halten, zu unterſtützen. Jetzt ſchoß das franzöſiſche Boot auf dem Scheitel einer Welle daher. Der Offizier am Steuer ſchien

ein verwegener, kecker Mann zu ſein. Er ſtand wie eine Säule am Steuer.

Jetzt war es da in Hörweite.

„Fünf Perſonen, nicht mehr!“ rief der Offizier durch das Sprachrohr. „Und Vorſicht!“

Eine Minute darauf lag das Boot an der Seite des Fahrzeugs. Johnny half es halten; ſeine Miene zeigte, daß er alle Kraft aufbiete, es ſo feſt als möglich heranzuziehen, damit es nicht an dem größern Boote zerſchelle.

Einige Koffer und Reiſeſäcke wurden in das Boot geworfen, hoch auf warfen die Wellen ihren Giſcht über die beiden an einander gedrängten Fahrzeuge. Die franzöſiſchen Matroſen ſtanden bereit, die Frauen zu empfangen, die ihrerſeits von den Matroſen des italieniſchen Fahrzeugs an Stricken gehalten wurden. Eine engliſche Dienerin wurde zuerſt hineingehoben, dann die zweite, dann Miß Mary, die ſo eben noch ihren Blick auf Edmund gerichtet.

„Schnell, ſchnell“, rief der franzöſiſche Offizier. „Wir können uns nicht mehr halten!“

„Hinein, hinein!“ rief Edmund und drängte Mr. Hywell.

Der Engländer, von den Matroſen empfangen, ſprang in das Boot.

In demſelben Augenblick ſprang ihm einer von den engliſchen Dienern nach. Der Mann mochte in ſeiner Todesfurcht denken, daß er ebenſo gut gerettet werden könne wie jeder Andere. Und er hatte nicht Unrecht. Er war ſonſt ein muthiger und wackerer Burſche, aber die See ſchien ihm nicht geheuer. Er hatte ſchon ſeit dem Morgen neben der Kajüte auf den Knieen gelegen und gebetet.

„Ab!“ rief der Offizier. Die Haken wurden erhoben; nur Johnny hielt noch feſt.

Edmund ſtand ruhig, ſich an einer Barrière feſthaltend, und ſchaute nieder in das Boot. Seine Miene war ruhig, heiter, faſt lächelnd.

Da erhob ſich plötzlich Mary. Ihr Blick flog haſtig, wild, wie Edmund ihn nie geſehen, über das kleinere und das größere Boot.

„Warum kommt Mr. Wiedenburg nicht, Vater?“ rief ſie.

„Los! Kein Mann mehr ins Boot!“ rief der franzöſiſche Offizier.

Mary richtete ſich hoch auf. Es war, als wolle ſie zurück in das größere Fahrzeug. So deutlich war die Bewegung, daß es faſt ſchien, als wolle ſie über Bord ſpringen.

„Wiedenburg! Um Gotteswillen, was iſt das?

Noch einen Augenblick! Wir dürfen nicht fort ohne jenen Herrn!" rief Mr. Hywell bleich wie der Schaum, der ihn umziſchte.

„Nicht ohne ihn, der uns nie verließ!" rief Mary, mit der einen Hand ihres Vaters Arm ergreifend, als wolle ſie ihn zurückhalten, und den andern Arm nach Edmund ausſtreckend.

Zu ſpät! Johnny ließ mit einem Seufzer den Haken fahren. Eine Sekunde ſchwankte das kleine Boot und neigte ſich ſo tief auf die Seite, daß es umzuſchlagen drohte. Aber die gewandten franzöſiſchen Matroſen wußten das Gleichgewicht zu halten, es richtete ſich wieder auf, die Ruder wurden eingeſetzt, auf dem großen Schiffe zog man die Taue an.

Mary und Mr. Hywell, ſich umarmt haltend, fielen zurück auf die Bank. Nach einmal ſtreckte ſie die Hand aus, dann ſchloſſen ſich ihre Augen und ſie ſank an ihres Vaters Bruſt.

Wiedenburg ſtand ſtarr auf ſeinem Platze. Schon lag ein weiter Zwiſchenraum zwiſchen den beiden Fahrzeugen. Eine hohe Welle entzog ſogleich darauf das kleine Boot dem Blick. Sturm und Schaum peitſchten Wiedenburg's Haar und Geſicht, aber ſein feſt geſchloſſener Mund behielt ſein Lächeln. Ueber die Wellen hinaus folgte ſein Blick dem Boote. Er ſah es neben dem

Kriegsſchiffe, er ſah die Mannſchaft noch, wie ſie die Frauen die Treppe hinaufführte, eine im hellen Gewand wurde getragen, es war Mary. Ihr folgte der Vater. Gerettet! Beide gerettet! Dann ſah er nur noch die Maſten des Schiffs. Weiter rollte das kleine Fahrzeug auf den Wogen.

Und er? Nun, er wußte, daß ſie ihn liebte. Er ſtand noch immer unbeweglich. Er hatte erfahren, was ihn glücklich hätte machen können für das ganze Leben, es ſollte ihn auch glücklich machen im Tode!

Was er dachte, fühlte, in Blitzesklarheit ſtand es ſpäter vor ihm und auch darin ähnlich dem Blitz, deſſen Bewegungen ſich nicht beſchreiben laſſen, daß er des Einzelnen ſich nicht zu erinnern wußte.

Das höchſte Glück des Daſeins und die ganze Nichtigkeit dieſer irdiſchen Exiſtenz, er umfaßte ſie in einer Sekunde. Sein Geiſt ſchwang ſich hoch hinauf über alle Schranken, es war ihm, als überſchaue er Tod, Welt und Ewigkeit.

Wie er ſo daſtand, zeigte ſeine Miene jenes ſeltſame Lächeln und jenen feierlichen Ernſt, die man vereint auf den Zügen Sterbender bemerkt und die ihnen einen ſo unbeſchreiblichen und erſchütternden Ausdruck verleihen. Hinter ihm lag die Welt und irdiſches Glück. Es war, als blicke er durch die geöffneten Pforten einer andern Welt!

V.

Schluß.

Es war am zweiten Tage nach jenem Sturm und der Himmel lächelte so heiter und blau, als könne er nie getrübt werden und sei nie getrübt worden, nieder auf den herrlichen Hafen von Konstantinopel, auf den Bosporus, die von Minarets starrende Stadt, auf die beiden Küsten dieser glücklichen Meerenge und das Getümmel im Hafen.

Zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, waren schon seit dem frühen Morgen an den verschiedenen Theilen des Hafendamms auf und ab gegangen. Beider Blicke waren fast unabläßig nach Osten gerichtet. Jedes ankommende Fahrzeug prüften sie, soweit das Auge reichte, genau. Namentlich die Schiffe und Boote, von deren Bug das französische Banner wehte, unterwarfen sie der genauesten Musterung.

„Ich sage Dir, das Schiff wird in der Besika-Bai vor Anker gegangen sein, namentlich wenn es Ha-

varie erlitten", ſagte der Aeltere. „Wir wollen einen reitenden Boten hinausſchicken nach der Bai, um Dich oder vielmehr Mr. Hywell und ſeine Tochter zu beruhigen, Edmund! Auf jeden Fall müſſen ſie bald ankommen, vielleicht aber auf einem türkiſchen Fahrzeuge. Mir ſind die Augen faſt erblindet von dem vielen Sehen und von dem Glanz des Meeres. Hätte das Fahrzeug Schiffbruch erlitten, ſo wüßten wir es längſt; es iſt eins der beſten franzöſiſchen Kriegsſchiffe, und die Nachrichten vom Unglück ſind immer ſchneller als die vom Glück. Aber verlaß Dich darauf, das Schiff ankert in der Beſika-Bai."

Es waren Edmund Wiedenburg und ſein Oheim, die hier am Hafen auf und ab ſchritten und mit Bangigkeit dem Eintreffen Mr. Hywell's und Mary's entgegenſahen. Edmund war gerettet worden, ſowie das Fahrzeug des Italieners. Der Zufall hatte ſie in die Bai von Sinope getrieben, und da das Unwetter ſchon am Nachmittag nachließ und alle Anzeichen eine ſtille Nacht verkündeten, ſo hatte Edmund am Abend einen engliſchen Dampfer beſtiegen, der nach Konſtantinopel fuhr, um dort womöglich gleichzeitig mit Mr. Hywell einzutreffen, denn ſein Herz ſagte ihm, in welcher Unruhe Mary ſchweben müſſe

Johnny hatte Edmund begleitet, mußte aber das Zimmer hüten, da er ſich bei dem Feſthalten des franzöſiſchen Boots eine ſtarke Verletzung an der Schulter

zugezogen, die er mit kühlenden Umſchlägen heilen wollte. Auch Johnny war übrigens der Anſicht, daß einem Fahrzeuge wie dem franzöſiſchen Kriegsſchiffe bei dem baldigen Aufhören des Sturms kein ernſtliches Unglück mehr habe widerfahren können.

„Für Mr. Hywell's und Miß Mary's Wohlſein fürchte ich nichts", hatte er zu Edmund geſagt. „Aber hier wird es ſchlecht beſtellt ſein Ihretwegen," hatte er hinzugefügt, auf das Herz deutend.

„Was iſt denn das für ein Boot?" fragte der junge Deutſche, auf ein ſchönes kleines Fahrzeug deutend, das ſchnell vom Bosporus her in den Hafen einlief und deſſen Flagge, da ſie fortwährend im Winde gaukelte, ſchwer zu erkennen war.

„Das iſt das Offiziersboot eines franzöſiſchen Kriegsſchiffs!" rief der alte Wiedenburg, und beide eilten, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, nach der Stelle, an welcher das Boot landen mußte.

Hier herrſchte jedoch ein ſolches Gewühl von Matroſen und Laſtträgern, daß es ſelbſt der Gewalt unmöglich war, anders als ſehr langſam bis zum Rande des Quais vorzudringen. Das Boot hatte an einer der Treppen angelegt, noch ehe die beiden Wiedenburg dieſelbe erreicht hatten. Das Menſchengefühl erlaubte ihnen nur auf Momente, einen Blick auf das Boot zu werfen.

Dennoch hatte Edmund bereits Mr. Hywell bemerkt, der mit ängstlich forschender und zugleich starrer Miene das Getümmel am Ufer musterte. Aber wenn er sich nicht geirrt, so war ihm Mr. Hywell's Gesicht furchtbar verändert erschienen, so bleich, so entsetzlich hohläugig, als habe ihn ein ungeheurer Schlag getroffen. Sollte er sich dies nur aus der Sorge des alten Mannes um denjenigen, den er vielleicht verloren wähnte, erklären?

Einige französische Offiziere waren an das Land gestiegen. Ihre Drohungen und Flüche scheuchten die Lastträger, die meist aus Griechen bestanden, zurück. Es bildete sich ein freier Raum um die Treppe.

Edmund trat vor. In dem großen Boote waren die beiden Dienerinnen und jener Diener, der sich mit seiner Herrschaft gerettet. Aber wo war Mary? Noch konnte Edmund den ganzen innern Raum des Bootes nicht überschauen. Jetzt sah er einige französische Matrosen sich niederbeugen und eine Art Palankin erheben, von dem er bis dahin nur das Dach bemerkt. Er war durch Vorhänge verschlossen. Befand sich Mary in demselben und war sie krank? Ach, konnte sie anders als krank sein? Wäre er nicht in Verzweiflung gewesen, wenn er Mary in jenem Sturm auf einem so kleinen Fahrzeuge hätte zurücklassen müssen? Sein Herz wollte ihm zerspringen vor Angst.

Aber als ſein Oheim ihn drängte, vorzutreten und ſich zu zeigen, ſagte er dennoch haſtig:

„Nein, nein! Nicht hier! Nicht vor all den Leuten!“

Der Palankin — es war mehr eine Sänfte von der Art, in welcher man Liegende trägt — wurde von vier Matroſen an das Land getragen. Ein Offizier gab ihnen die Weiſung, ſich zu Mr. Hywell's Verfügung zu halten, bis dieſer ſein Hotel erreicht, und empfahl ſich dann von Mr. Hywell, der ihm wiederholt, aber mit der Miene eines Mannes, der an Anderes denkt, die Hand drückte. Dann wurde die Sänfte weiter getragen. Mr. Hywell ſchritt neben ihr, ſich nicht um die lärmenden Anerbietungen der griechiſchen Laſtträger kümmernd, die jedoch von den Matroſen heftig abgewehrt wurden und endlich, als ſie begriffen, daß ſich eine Kranke in der Sänfte befinde oder daß hier nichts zu gewinnen ſei, ſich entfernten.

Edmund war mit ſeinem Oheim der Sänfte gefolgt, deren Träger langſam eine ſchmale Straße hinaufſchritten. Unfähig, länger an ſich zu halten, und gedrängt von ſeinem Oheim, trat er zu Mr. Hywell und nannte den Namen desſelben. Mr. Hywell zuckte zuſammen und ſchwankte, als wolle er fallen. Er hatte die Stimme ſogleich erkannt. Und ſchon hielt ihn Edmund umarmt. Der alte Mann ließ ſein Haupt an Edmund's Bruſt ſinken und ſagte nichts als: „Gott ſei gelobt und geprieſen für dieſen Segen!“

Die Träger hielten ſtill und ſetzten die Sänfte nieder. Der Vorhang öffnete ſich und ein Geſicht blickte heraus, ein bleiches und doch von unſaglicher Freude verklärtes Geſicht. Edmund wandte ſich Mary zu und reichte ihr die Hand. Sie nahm ſie und behielt ſie lange in der ihrigen, den Blick nicht von ihm abwendend. Ja, er war geliebt, geliebt, wie er es ſein wollte! Noth und Verzweiflung hatten kommen müſſen, um es ihm zu zeigen.

„Ich bin nicht krank, Edmund", ſagte ſie dann leiſe und ein ſeliges Lächeln umſpielte ihre Lippen. Sie winkte mit der Hand und ließ die Vorhänge zufallen. Die Träger ſchritten weiter mit der Sänfte.

Neben ihnen gingen Mr. Hywell, Edmund und ſein Oheim im tiefſten Schweigen.

Als eine Stunde ſpäter Edmund und Mr. Hywell in des letztern Zimmer ſaßen, beide mit Geſichtern, die von der reinſten Freude erleuchtet waren, Hand in Hand, öffnete ſich plötzlich die Thür und Mary erſchien in derſelben.

„Mary!" rief Mr. Hywell ängſtlich. „Um Himmelswillen, Du wirſt Dir ſchaden!"

Aber es war eigenthümlich, ſelbſt der beſorgteſte Blick hätte in ihren Zügen nichts mehr von der vollkommenen Ermattung und Schwäche zu finden vermocht, in welche, wie Mr. Hywell ſo eben Edmund erzählt,

Mary ſeit jener Trennung verfallen geweſen. Sie lächelte, ein zartes, wunderliebliches Roth verbreitete ſich über ihr Geſicht, bis über Stirn und Schläfe.

„Ich bin nicht mehr krank, lieber Vater!“ ſagte ſie. „Soll ich denn gar nichts von Euch hören? Kommt denn Niemand zu mir?“

Edmund war ihr genaht. Der Schritt des ſonſt ſo ſichern Mannes ſchien zu ſchwanken. Mary trat ein wenig zurück. Wollte ſie ihm eine Gelegenheit geben, mit ihr allein zu ſein? Ohne Zweifel. Es gibt Augenblicke, in denen man auch den Blick des liebendſten Vaters ſcheut. Edmund trat zu ihr in das Nebenzimmer und lehnte die Thür hinter ſich an.

Nun ſtanden ſie beide einander gegenüber. Er nahm ihre Hand.

„Mary“, ſagte er, „ich konnte nicht früher kommen; der Vater behauptete, Sie ſeien ſehr krank. Aber ich habe mit ihm geſprochen; er hat mir geſagt, Mary, daß es Wahrheit ſei, was ich in den glücklichſten Augenblicken zu ahnen glaubte, was ich wußte ſeit jener unſeligen Trennung auf dem Meere; aber darf ich ihm, darf ich jenem Augenblick auch wirklich glauben? Das Glück ſcheint mir zu groß!“

„Und mir iſt es ein Traum, daß Du mich wirklich liebſt!“ antwortete Mary leiſe und zu ihm aufblickend,

denn er hatte ſie ſanft an ſich gezogen und ihr Kopf ruhte an ſeiner Schulter. „Es gab eine Zeit, in der ich es hoffte, aber dann verſchwand dieſes kurze Glück. Du warſt ſo ernſt, Du wichſt mir aus. Ich glaubte, Dein Herz ſei in der Ferne gefeſſelt!“

„Und ich, ich glaubte, daß George“ — ſagte er leiſe.

„Ja, wie einen Bruder liebte ich ihn“, antwortete ſie, und aus ihrem Auge, ſo eben von Glück noch feucht, rollte eine Thräne der Erinnerung nieder. „Ach, es war eine ſchwerbewegte Zeit auch für mein Herz. Ich ahnte wohl, daß er mich liebe, und es beängſtigte mich ſchwer. Nun iſt er todt — Gott hat es gewollt — und ich darf Dich lieben, ohne zu fürchten, dem, dem ich ſo innig ergeben war, wehe zu thun. Das Leben iſt ſeltſam gewebt aus Schmerz und Luſt. Viel Bitteres liegt hinter mir, aber ich achte es für nichts, da Gott mich entſchädigte durch ſo großes Glück. Und George kann mir nicht zürnen! Iſt es meine Schuld, wenn ich für Dich anders fühlte als für ihn? Ich hätte Alles für ihn geben können, ſelbſt mein Leben, aber mein Herz, das wollte zu Dir, nur zu Dir!“

Sie ſagte das leiſe, langſam, in einzelnen Sätzen, das Geſicht ruhend an ſeinem Herzen. So ſtanden ſie noch lange, glücklich und doch ernſt. Der Gedanke an George miſchte einen tiefen, traurigen Ton in die ſüße Harmonie ihres Glücks, der erſt nach langen Jahren

allmälig verklingen und zum ſanften Nachhall werden ſollte. Die Wege des Schickſals ſind unerforſchlich, und es iſt gut, ihnen ernſt nachzudenken, aber nicht, ihnen unthätig und ſelbſtquäleriſch nachzugrübeln. Das Leben will ſchnell, feſt und energiſch genommen ſein. Wer gebietet über das Morgen?

Sie ſtanden ſo, nur in wenigen Worten ſich leiſe mittheilend, was ſo heiß und gewaltig im Herzen wogte, als Mr. Hywell leiſe die Thür öffnete.

„Nun, ſo iſt er Dir Alles jetzt!“ ſagte er, mit Mühe ſeine Bewegung unter einem Lächeln verbergend, „Dein Retter, Dein Beſchützer, Dein Freund, Dein Bruder, Dein Geliebter und Dein Arzt, denn auch geheilt hat er Dich!“

Alles, nur eins nicht!“ ſagte Mary, ihm die Hand reichend. „Nicht mein Vater!“

„Ach, den wirſt Du bald vergeſſen!“ ſagte der alte Mann.

„Niemals!“ ſagte Mary, und es lag eine Tiefe der Innigkeit in dieſem einen Worte, die jeden Scherz verſtummen machte.

Als Mr. Hywell bald darauf mit Edmund zu Johnny trat, der nicht wenig über ſeine Verletzung murrte, und als er zu ihm ſagte: „Johnny, Mr. Edmund wird mein Schwiegerſohn!“ ſchien ſich Johnny gar nicht zu wundern. Er reichte Edmund die Hand des geſunden Arms und ſagte:

„Sie konnten keinen beſſern finden, Mr. Hywell.

Ich dachte früher wohl manchmal, Mr. George ſollte es werden, aber es hat nicht ſein ſollen. Und es iſt beſſer ſo. Er war ein zu unruhiger Geiſt. Gewiß wird Miß Mary mit Mr. Edmund glücklicher ſein."

„Ja", ſagte Mr. Hywell. „Und nun will ich wieder leben und geſund ſein. Edmund, als Sie da im Sturme forttrieben, da war es mir wie Mary. Ich wußte, daß ich dieſes Unglück nicht überleben würde!"

„Und für mich begann damals ein neues Leben, ein neues, großes und ſchönes Leben", ſagte Edmund. „Es ſoll Mary geweiht ſein!"

Und das war es auch. Da aber ein Mann Mary ſein Leben nicht weihen konnte, ohne es zugleich allem Guten und Edlen zu weihen, ſo war es ein thätiges, ernſtes Leben, der Mittelpunkt einer Wirkſamkeit, die ihren Einfluß weithin ausdehnte und der auch die Verklärung des Schönen nicht fehlte. Sein Vaterland wollte Edmund nicht aufgeben, wenn er auch den Wünſchen des Vaters darin entgegenkam, daß er die eine Hälfte des Jahres in England lebte; die andere Hälfte verbringt Mr. Hywell bei ſeinen Kindern am Rhein, wohin Wiedenburg die größte ſeiner Fabriken verlegt hat, oder auch in Wien. Ob ſie glücklich ſind? Niemand wird es fragen, der ſie ſieht.

Johnny hat sich eine kleine Besitzung Mr. Hywell's am Strande der Nordsee zum Wohnsitz erwählt. Doch bleibt das Wasser sein Element. Er unternimmt auf einem kleinen Boote, das nach seinen eigenen Angaben gebaut worden, die kühnsten Fahrten. So oft er den Namen George hört, wird er plötzlich ernst und sagt leise vor sich hin:

„Der arme gute Junge! Aber gar zu unruhig!"

Und auch Mr. Hywell, Mary und Edmund, sobald sie den Namen George hören, und wäre es in der heitersten Gesellschaft, werden still und ernst. Es ist, als ob der Schatten des jungen heldenmüthigen Mannes an ihnen vorüberzöge.

Durch Helene hat Mary Nachrichten aus Rußland erhalten. Michael Brazow ist Besitzer von Dari und Garika und ein freundlicher Herr seiner Unterthanen, denen er jedoch nach den Erfahrungen des Jahres 1854 nicht ganz traut.

Sophia Brazow hat geheirathet und zwar einen mehr als vierzigjährigen, sehr kenntnißreichen, aber unbemittelten Offizier. Ihre Ehe soll eine zufriedene sein. Sie scheint also die Leichtfertigkeit der Tage von Dari vergessen zu haben und sich zu bemühen, eine gute und tüchtige Hausfrau zu sein. Sie hätte schlimmer enden können und würde vielleicht auch einem traurigern Schick-

ſal verfallen ſein, wenn nicht ihr Herz durch die Ereigniſſe jener Jahre und vor allem durch die Gefangenſchaft und den Tod des Majors und Daniel's heilſam erſchüttert worden wäre.

Lebt Alia Waſſi noch? Niemand weiß es, aber Viele behaupten es. Man will ihn überall geſehen haben, wo den Ruſſen irgend etwas Unangenehmes geſchah. Es wird eines Tags offenbar werden, ob er ſein Wort gehalten und den Garikanern einen neuen König gewählt hat, obgleich man nicht weiß, woher er ihn nehmen will. Man erzählt ſich, der Nachkomme einer frühern georgiſchen Fürſtenfamilie, die mit den Garikas verwandt war und ihnen dem Erbrecht nach hätte folgen müſſen, habe ein Schreiben erhalten, das ihn in geheimnißvoller Weiſe darauf aufmerkſam gemacht, daß er künftig der Erbe des garikaniſchen Königstitels ſei. Aber dieſer, ein junger Mann, hat den Brief lachend an einen ruſſiſchen Freund geſchickt. Der Tag, an welchem alle Bedingungen zuſammenträfen, um jene Länder zu einer gewaltſamen Erhebung gegen Rußland zu vereinigen, dürfte noch fern ſein. Aber wer will ſagen, daß er niemals kommen könne?

Auf jeden Fall leben George's und Daniel's Namen dort fort. Alle Eingeweihten kennen George's Grab und beſuchen es an ſeinem Todestage; noch hat es keiner

verrathen, ſo viel Mühe ſich auch die Regierung gegeben, es zu erfahren. Und ſchon iſt Giorgi Garika zur mythiſchen Perſon geworden, verklärt von der Phantaſie. Alles, was ſchön, gut, tapfer, hochherzig und edel iſt, wird mit dem Namen Giorgi verknüpft. „Er iſt gut, er iſt kühn, er iſt ſchön wie Prinz Giorgi", hört man faſt täglich von den Lippen der Frauen von Garika, Dari oder Kureli.

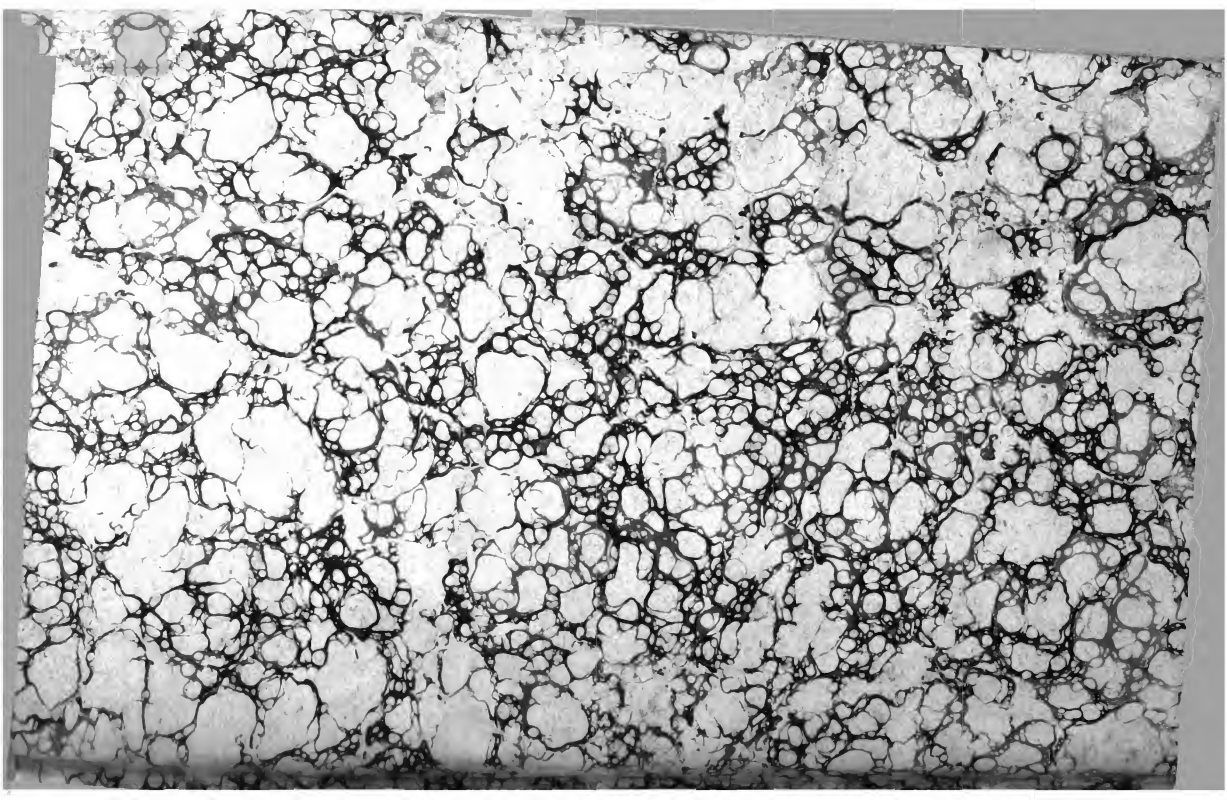
Und: „Er iſt feige, tückiſch, verrätheriſch wie Daniel Garika", das iſt das andere Sprichwort der Garikaner. Wenn die Frauen ihren Kindern ein Schreckbild aufſtellen oder ihnen eine recht finſtere Geſchichte erzählen wollen, ſo erzählen ſie von Daniel's Tod und wie er als Leiche nach Garika geritten gekommen ſei.

Aber ſein Grab iſt dennoch in der Kirche von Garika, und mit goldenen Buchſtaben zeigt der Marmorſtein ſeinen Namen. Doch ſchmückt es kein Kranz, keine Thräne wird dort geweint, kein Gebet geſprochen.

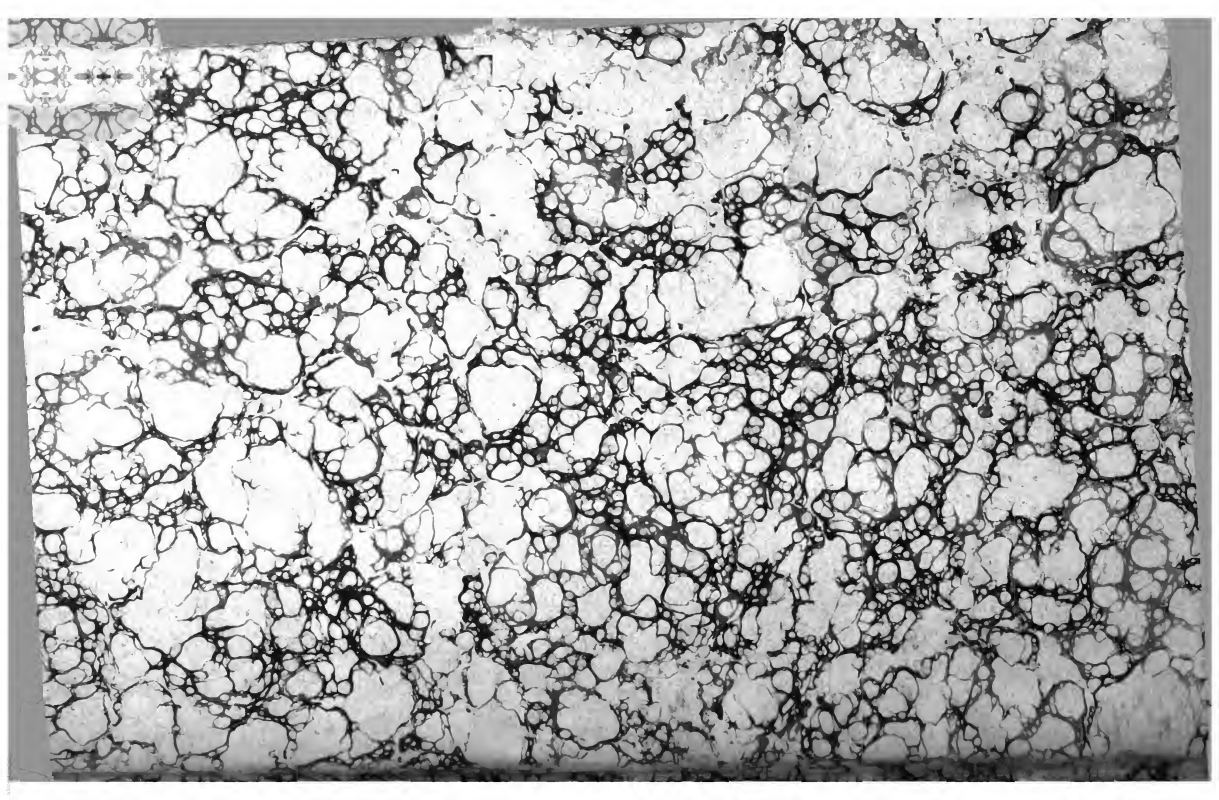
Schöner gewiß iſt George's Grab, auf hohem Felſen nach Oſten, den nur die Morgenſonne trifft, in kühler Gruft, in welche die Winde von den Alpen des Kaukaſus hereinwehen, ſo kühl, ſtill, einſam und ruhig, wie nur ein heißes und ungeduldiges Herz ſich ſein Grab wünſchen kann.

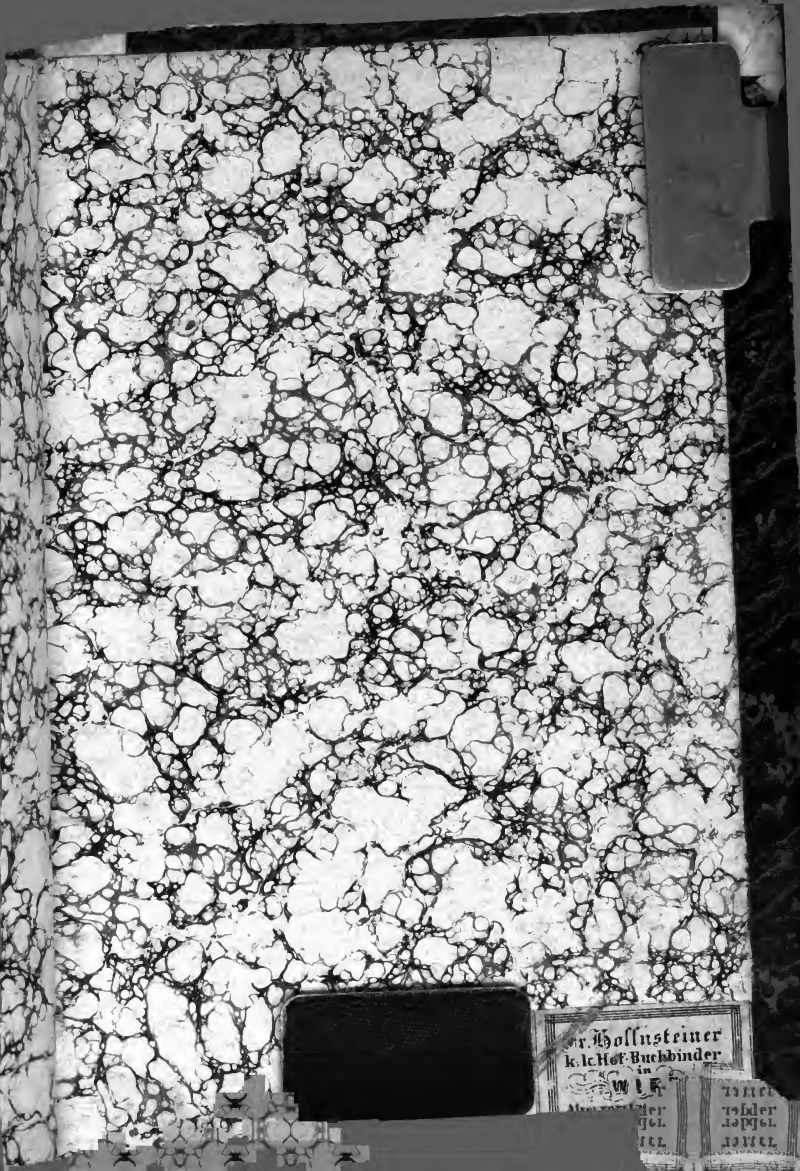
Ende.

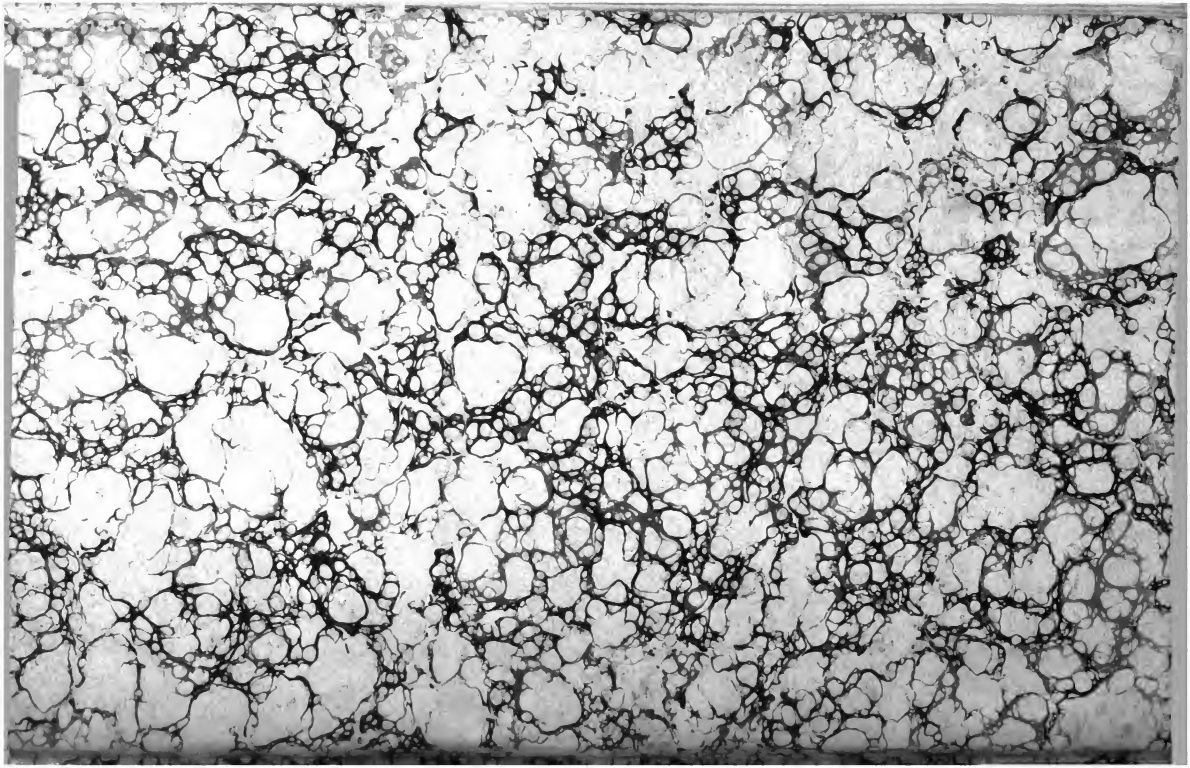
Österreichische Nationalbibliothek
+Z160443102

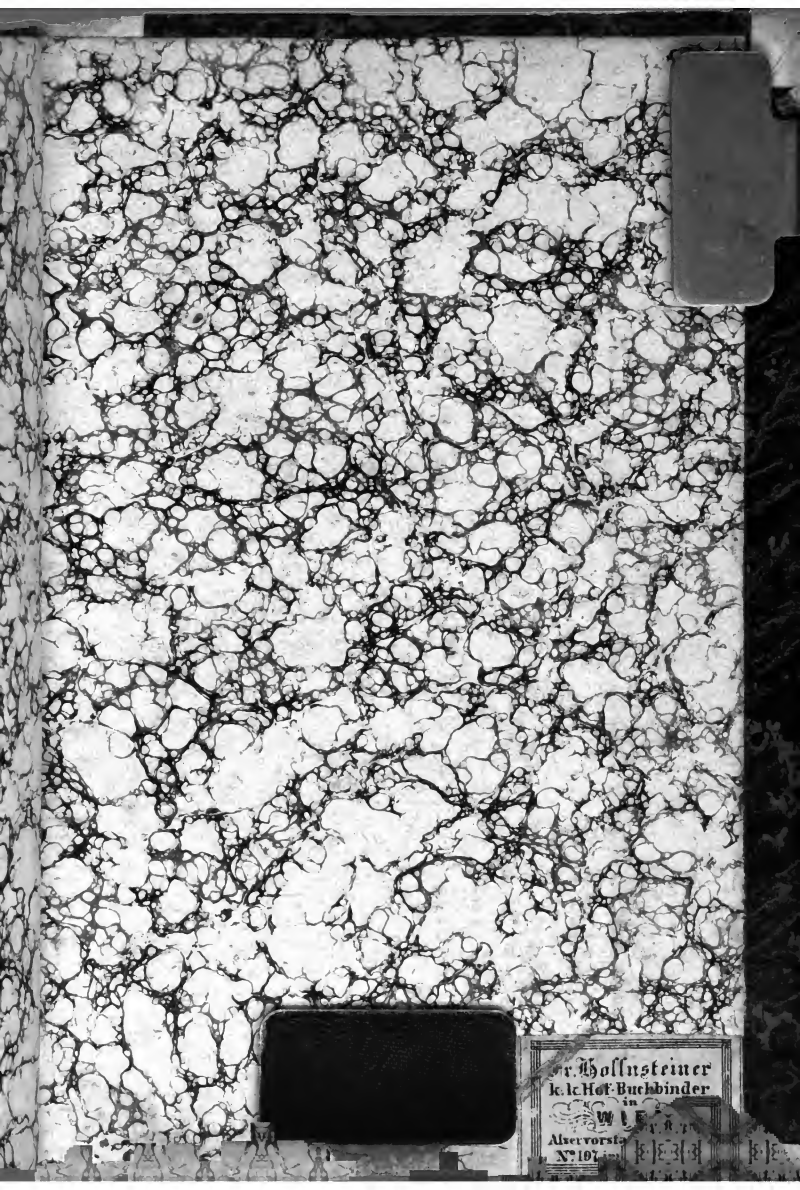


Fr. Hollnsteiner
k. k. Hof-Buchbinder
in
Wien
Alzervorsta
N° 107 im




k. k. Hof-Buchbinder





r. Hollnsteiner
k. k. Hof-Buchbinder
in
Alservorsta
N° 197